

MANUSCRIPT
U. M. R.
Torus

010242/

134

D591



中華書局影印

民國二十九年三月

9

五十七年三月

Neue Monatschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

LL 9

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Elfter Band.

Berlin,

bei Erbeder Joh. Ehr. Fr. Enelln.

1823.



3533



210242



Inhalt des ersten Bandes.

Eden	
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	1
Zurückführung des Vorigen, bis zur Thronbesteigung Heinrichs des Dritten.	
Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Korngesetze	55
Ueber Marseille's gegenwärtiges Verhältniß zu Frankreich. reich.	108
Hyöves Urtheil über Bonaparte's Macht.	133
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	137
Ueber den Ufoss der Niederlande von der spanischen Regierung.	
Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Korngesetze. (Fortsetzung.)	167
Betrachtungen über hohe und niedrige Steuern in ihrem Verhältniß zu dem jährlichen Einkommen	204
(Aus dem Englischen.)	
Andeutungen über Staatsbuchhalterei	227
Wie wirkt die Staatsschuld auf die Bildung der Capitalien?	238
Bruchstück aus Hyöves Schrift: de l'Espagne et des conséquences de l'intervention armée.	249
Bemerkungen zu einer frühern Äußerung.	256

	Seite
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	285
Fortsetzung des Vorlesens.	
Wie verhielt es sich mit dem Brande von Medlau?	316
Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Kornpreise. (Fortsetzung.) .	340
Ueber die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, dargestellt von A. H. Ludw. Pölig.	364
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.)	401
Von den Ursachen der Ackerwirthschaft in England während des sechzehnten Jahrhunderts.	
Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Kornpreise. (Fortsetzung.) .	431
Ueber den Ursprung und die wahre Beschaffenheit der geistlichen Revolution.	485
Aus dem Französischen des Herrn von Probst.	
Wie lange kann es in Deutschland noch einen Büchernaachdruck geben?	514
Ueber Wandwanderungen und Handelsper- ren; ein Gespräch, wie es, dem Wesent- lichen nach, wirklich gehalten worden. . .	531

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen, bis zur Thronbesteigung
Heinrichs des Vierten.

Großen Staatsgelehrten auf der Erde abzuheben, ist hauptsächlich deshalb unmöglich, weil die, welche bei ihrer Fortdauer theilhaftig sind, einen Widerstand zu leisten pflegen, der nur allmählig überwunden werden kann. In allen bedeutenden Umwälzungen bilden sich zwei Hauptparteien, von welchen die eine das Alte, die andere das Neue vertheidigt, während weder jenes ganz zurückgeführt, noch dieses ungehindert angenommen werden soll. Die Partei nun, welche in der Zeit die Oberhand gewonnen hat, wird jedes Mal von sich selbst annehmen, daß sie der Mittelpunkt alles Verdienstes sei, und in diesem Verstumme Ansprüche machen, die nicht erfüllt werden können. Gerade auf die Unersättlichkeit dieser Ansprüche stützt sich die Fortdauer der Staatsgelehrten, bis eine allgemeine Ermüdung das

Sein der Partheigefühl geworden ist. Die Wahrheit dieser Behauptung wird in dem Nachfolgenden aus Licht treten.

Schlichte organische Gesetze für die Monarchie, worauf einander folgende Minderjährigkeiten, und die Ansprüche, welche aus neuer Seite auf Freiheit und Gleichheit ruhten, hatten alle die Erschütterungen herbeigeführt, welche von Heinrich des Zweiten Tode an, bis zur Bartholomäus-Nacht, das französische Reich in allen seinen Theilen erschüttert und zerstört hatten. Jene Ursachen dauerten fort, obgleich Karl der Neunte um die Zeit, wo er vom Leben scheiden sollte, in einem Alter von 25 Jahren stand; denn ein Idiot, der durch die Unsauberkeit der Partheien an der Erfüllung seiner Bestimmung verhindert wird, kann nur in dem Lichte eines Minderjährigen betrachtet werden, in welchem Alter er auch stehen möge. Es war daher kein Wunder, wenn die Gesellschaft in Frankreich immer mehr zu einem Chaos wurde, dessen Elemente wild durch einander bräuselten. Von der Regierung selbst zu Verbrechen hingerleitet, mochte das Volk verwildern. Mit der Schwachheit des Eigenthums wuchs die Liebe zur Arbeit und der Gehorsam gegen die Geseze; nach und nach aber entstand das bedürfnis heftiger Bewegung, das von anhaltenden Unmuthigkeiten untrennlich ist. Nachdem der Bürgerkrieg 14 Jahre gedauert hatte, gab es in allen Provinzen Frankreichs eine Anzahl von Menschen, welche das Mittel im Zweifel verwechselten, den Krieg als solchen liebten, nicht von der Arbeit, sondern von der Brutalität leben wollten, und das öffentliche Elend als die bequemste

Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Umstände zu benutzen entschlossen waren. Denn wer alles verloren hat, steht auf gleicher Höhe mit dem, der nichts verlieren kann; nur daß er sich gar Nichts an einem niedrigen Schicksale be-
rechtigt glaubt und um so mühsamer zu Werke geht. Zu dem Willen kam der Gedanke. Die Katholiken hatten zu viel Verbrechen begangen, als daß sie vor einem neuen Verbrechen hätten zurückbeugen können; sollte aber ihr Triumpf vollendet werden, so mußten die Furchen ihrer Begier das Bett legen, worauf sie aufzukeimen. Die Protestanten hatten ihrerseits sehr viel gelitten, um nicht nach Nichts zu schreien; und sie waren noch mächtig genug, um nicht an sich selbst zu verzweifeln. Beiden Seiten fehlte es nicht an Häuptern. Für die Katholiken waren es die Guisen; für die Protestanten der König von Navarra in seiner Verbindung mit den Montmorency und dem Herzog von Mayen. Überhört von Dogen, hingezogen dem Zwiesel zum entscheidenden Unglauben, beschäftigt nur mit ihrem persönlichen Vortheil, waren diese Häupter nur um so geschickter, den Fanatismus der Menge zu wählen, und unter der Fackel die Freundschaft ihre selbstischen Zwecke zu erreichen. Das Ausland versagte unter diesen Umständen keineswegs seinen Beistand. Von Italien her strömten eine Menge Fremdlinge ein, welche von Katharina von Medici nicht zurückgewiesen wurden; denn sie brauchte Soldaten. Eherlicher gingen die Drossen zu Werke, sofern sie sich zum offenen Kampfe an die eine oder die andere Partei angeschlossen; allein sie waren nicht minder verderblich, weil ihr Eifer den Kampf in die Länge zog.

Eine besondere Stärke für den Hof waren die Jesuiten. Die Grundsätze dieses Ordens, nur auf die Erhaltung des Papstthums abzielend, heiligten jede List, wie jede List, wodurch das römisch-katholische Kirchenthum die Aussicht auf längere Fortdauer gewann. So vollständig war dieser Orden durchsichtig, daß sein brüder General, Francisco Borgia, als er, zwei Monate nach der Blutheide den 10. October 1572 den Schauplatz der Welt verließ, prophetisch aufrief: „Wie immer haben wir uns eingeschlichen, wie trübende Wolken werden wir regieren, wie Hunde vertrieben werden, und wie die Adler uns verfolgen!“ *). Wie es scheint, konnte diese Prophezeiung nur aus dem Munde eines Mannes kommen, der sich seines Ansehens an der Bluthochzeit bewußt war. Immer vorsichtig, selbst bis zur Furchtsamkeit, sorgte die Gesellschaft Jesu nur dafür, daß von dem ungeheuren Vorgebrachten der Welt nichts auf ihrer Rechnung gesetzt werden durfte; und sie fand ihre Sicherheit in dem allgemeinen Wahn, daß Kirchenthum und Religion eins sei, und daß man den Himmel durch jede Handlung, die dem Vortheile der Kirche entspreche, verdienen könne. Wo das Wesen der Jesuiten nicht ausreichte, da nahm man seine Zuflucht zu den Astrologen, einer im sechszehnten Jahrhundert sehr vorbereiteten Classe von Betrüggern, der selbst die Prinzen schmeichelte; durch sie wollte man sich der Zukunft vergewissern. Hebelstränge und Zauberformeln (diese

*) Solche Worte waren: *Intervimus in agni, regnabimus ut lupi, expellimur ut canes, remanebimus ut equales.*

Lebensweise heidnischer Zeiten) wurden noch häufig von dem weiblichen Geschlechte angestimmt, um Geliebte in seine Netze zu locken und Nebenbuhlerinnen zu verdrängen. War die Einte jemals achtungswürdig gewesen, so hatte sie unter Katharina von Medici gänzlich aufgehört, es zu seyn. In dem Verhältnisse beider Geschlechter bestimnte sich alles durch die größte Sinnlichkeit; und der Ekel, den diese mit sich zu führen pflegt, wurde nur besänftigt durch eine Politik, deren einziger Zweck die Eroberung eines Mannes zum Vortheil der noch Ueberrmacht stehenden Partei war. Die Königin-Mutter selbst hatte mit der guten Einte so sehr getrocknet, daß ihr zahlreicher Damenshof kaum noch etwas anderes war, als ein fliegendes Bordell, über welches sie mit Willkür verfügte.

So war die Lage der Dinge, als Karl der Neunte am 30. Mai 1574 starb. Mit Nicht fand dieser bellagewohnte König Trost und Freude in dem Gedanken, daß er keinen Sohn hinterlasse, dessen Widerspähigkeit Frankreichs Feinden verhängern werde. Nur hoffte er zu viel, wenn er voraussetzte, daß diese Feinde durch die Thronabsteigung seines jüngerem Bruders, des Herzogs Heinrich von Wais, würden abgeführt werden.

Mit der den Protestanten abgenommenen Seite hatte seine Mutter diesem den polnischen Thron gekauft; stürklicher Uebermuth hatte in ihr den Gedanken erregt, daß es gar nicht darauf ankomme, ob der König zu dem Willk, und das Willk zu dem König passe, wofür nur ein Thron erworben werde. Doch kaum in Polen angelangt, fühlte Heinrich, daß seine Mutter sich geirrt

harte. Sprache, Sitten, Culturgrad, alles entfernte die Polen von ihm, wie ihn von den Polen. In dieser Lage blieb ihm, nachdem die Feierlichkeiten der Thronbesteigung beendigt waren, nichts weiter übrig, als sich mit seinen Lieblingen in seinem Palast einzuschließen, wo Ueberdruß und Langeweile seiner Einbildungskraft jene verkehrte Richtung gaben, welche ihn seinem eigenen Geschicke zuwendete; eine Richtung, bei welcher sein Herz so androhte, daß er späterhin sich am liebsten mit jungen Hunden und mit seinen Diamanten beschäftigte. Sein Mißmuth vermehrte sich, so wie die Krankheit seines Bruders gefährlicher wurde; und kaum hatte er die Nachricht von Karls Ableben erhalten, als er, ohne der Wunde, die ihn an Polen fesselten, zu gedenken, auf den Rath seiner verweisslichen Lieblinge und seiner hiesigen Angehörigen, das Land verließ, und über Deutschland und Italien nach Frankreich zurückging. In Schloß von einem Theile des polnischen Abths eingeholt, langweilte er seine Absicht, der polnischen Krone anzugehen zu wollen; und nachdem er sich so den Händen seiner Verfolger entwandten hatte, setzte er seine Reise gemächlicher fort, und verweilte sogar zu Wien und Venedig, wo er sich die Feste gefallen ließ, die ihm zu Ehren angestellt wurden.

Sald zeigte seine Regierung, wie wenig von dem Ruhm, den er als Herzog von Anjou erworben hatte, seinem Verdienste gebühre. Die Tugend der Hofdamen — wäre es auch nur zum Schein — zu prüfen, beschäftigte ihn mehr, als alle Staatsangelegenheiten. In Wien und zu Venedig hatte man ihm den Rath er-

theilte, den Frieden Frankreichs um jeden Preis zu erhalten, und neuen Ansehen dadurch zuerzukommen, daß er den Calvinisten Schutz und Sicherheit gewähren möchte. Diese Aufgabe war nicht einmal schwer, da der häßliche Herzog von Alençon sein mächtigster Gegner war, und es bloß darauf ankam, den schwachen Bund zu trennen, wozin die Politiker mit den Huguenoten getreten waren: ein Bund, dessen Zweck sehr anderer war, als ungeprüfte Religions-Übung für die Protestanten, Befestigung des Volkes vor dem Druck, unter welchem es seit 14 Jahren gekauert hatte, und eine Versammlung der Reichstheile, um eine bessere Staatsverfassung zu bewirken. Mit einzigem guten Willen, mit einiger Seandhaftigkeit — wie viel hätte sich hier aufzählen lassen! Doch Heinrich der Dritte, nur mit seinen Liebhabereien beschäftigt, und nebenher aus der Götterdenkmal ein Schauspiel, aus der Tasse eine Poffe und aus kirchlichen Umgebungen Maskeraden bereitend, that alles, was in seinen Kräften stand, um sich verächtlich zu machen; und mehr bedurfte es nicht, um über die sunsthejschädliche Neglerung dieses Monarchen das Volk zu bringen, wodurch sie bis zu seiner Ermordung ausgezeichnet war.

Sobald folgte Schlag auf Schlag, wie in einem heftigen Lagunwinter. Der Herzog von Alençon entwich vom Hofe, um sich an die Spitze des Vandalen zu stellen. Einem Beispiel folgte der König von Navarra, angezogen von der Frau von Savoy, in deren Neben er befangen war. Während dieser König die Pläne der Mißvergügten von der Guillenne aus unterstülzte, langten der Pfalzgraf Johann Casimir und Condé mit einem

großen deutschen Heere in Frankfurt an. Da man Heinrich diesen nicht entgegenstellen konnte, was die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges auch nur in der Annäherung in sich geschlossen hätte: so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit dem Herzoge von Alençon um jeden Preis zu vergleichen. Seine Mutter übernahm dies eben nicht schwierige Geschäft. An der Spitze ihres Damenhofes begab sie sich in Alençons Hauptquartier. Den eigenen Sohn gewann sie dadurch, daß sie ihm einen Bruchtheil der französischen Krone bewilligte; denn dem Herzoge sollten die Herzogthümer Anjou, Touraine und Berry mit oberherrlichen Rechten abgetreten werden. Um nun zugleich den Bund zu finden zu stellen, wurde festgesetzt, daß er in acht der wichtigsten Städte des Reichs das Befugungsrecht üben sollte, zugleich aber bewilligt: 1) in jedem der höchsten Gerichtshöfe eine Kammer, mit einer gleichen Anzahl Katholiken und Reformirten besetzt, um in den Streitigkeiten verschiedener Religionsverwandten zu richten; 2) unbedingte Duldung der Protestanten, nur daß Paris und dessen Umgegend verbotenes Gebiet für sie bleiben sollten. Mit diesem Vertrage lehrte die Königin-Mutter zu ihrem Sohne zurück. Der erzwungen Uebertreter Heinrich von Navarre und Condé zur katholischen Religion war jetzt als ausgesprochen zu betrachten.

Raum nun war dieser Friedensvertrag bekannt geworden, als sich die allgemeine Stimme der Katholiken, geleitet von Erzbischofen, Priestern und Jesuiten, gegen einen König erhob, welcher so schwach gewesen war,

Nebellen — denn nur in diesem Lichte erschienen die Protestanten — so viel zu bewilligen. So wie nun Heinrich der Dritte für unfähig gehalten wurde, das französische Scepter noch länger zu führen, so richteten sich die Blicke der Mißvergnügten auf Heinrich von Guise, der, von den Reformirten verabscheut, von dem Hofe gehaßt und gefürchtet, mehr als jemals von der eifrig-katholischen Partei angebetet wurde. Da es nun nicht an einem Haupte fehlte, so kam der Gegenbund nur desto schneller zu Stande. Er erhielt die Benennung der heiligen Liga: eine Veranung, welche allen den Bündnissen eigen war, welche, auf Erhaltung des Papstthums abzielend, den gesellschaftlichen Zustand mit allen den Gebrüchen erhalten wollten, die ihm seit einem Jahrtausend anhafteten. Sehr schnell verbreitete sich dieser Gegenbund über ganz Frankreich. Sein ausgesprochen Zweck war Vertheidigung der alten Könige; sein geheimer Zweck Vertreibung der Hugenoten aus dem Hause Valois-Orléans, und Veränderung der Dynastie. Der letzte sollte zwar das Geheimniß der Haupter bleiben; allein er verrieth sich durch Predigten und Schriften, worin man zu beweisen suchte, daß die Nachkommen Hugo Capets vom Himmel verworfen würden, und daß das kaiserliche Haus von Carl dem Großen abstamme. Das wurde schnell zu einem Glaubens-Artikel, welcher, in allen Bischofsstühlen eingepredigt, die öffentliche Meinung bildete. Der Papst kam mit Vallen, Philipp von Spanien mit Geld und Truppen zu Hülfe; der letzte in der Erwartung, daß die Franzosen, ermutet von ihrem kühnen Helden, sich in seine Arme werfen

und seinem Geschlechte die Herrschaft über das ganze weltliche Europa nicht länger stielig machen würden.

Dem Herzog Heinrich von Guise selbst fehlte es an keiner Eigenschaft, die das Haupt einer großen Partei heissen muß, um anhaltend zu dauern. Von einer in dem Gefecht bei Langres erhaltenen Kopfwunde, kühlte er den Beinamen: „der Schneitige;“ und mit einer vornehmen Abkunft und einem Namen, dem sein Vater Bedeutung gegeben, verband er einen hohen, gebieterischen Körperwuchs, Zuvorkommenheit, Entschlossenheit, Ausdauer, Tapferkeit, seltene Bewandtheit des Geistes und einen Ehrgeiz, den selbst das Höchste nicht befriedigt. War die Idee einer heiligen Liga zuerst von seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, aufgestellt worden: so erwarb er sich das prächtige Verdienst, diese Idee unter dem Beistande des päpstlichen Nuncios und des spanischen Gesandten ins Leben einzuführen. Nicht leicht beabsichtigte er Anfangs dabei nichts weiter, als sich dem Könige fürchtbar zu machen und unter Heimsuchung des Dritten Namen zu herrschen; doch der Widerstand, auf welchen er stieß, führte ihn bald weiter.

In dem letzten Vertrage mit den Protestanten war festgestellt worden, daß man die General-Staaten zusammen berufen wolle. Diese Reichsversammlung geschah zu Blois. Der König selbst eröffnete sie durch eine Rede, die, wenn sie von ihm selbst hergerichtet hätte, alle Gemüther für den Thron gewonnen haben würde. Allein man kannte Heinrich den Dritten allzu gut, um nicht zu wissen, was auf die Rechnung seiner wahren Bestimmungen gesetzt werden durfte, und was nicht. De-

schädigung der königlichen Gewalt — dies war der Gedanke, von welchem die Versammlung in ihrer Gesamtheit beherrscht wurde; und um diesem Gedanken Wirklichkeit zu geben, erschien eine Commission, im Schooße der General-Staaten gewählt, als das einzige wirksame Mittel. Da diese Commission bleibend sein sollte, so war die königliche Gewalt durch sie so gut wie vernichtet; an die Stelle derselben trat eine Oligarchie, und ein schwacher König war durch sieben Tyrannen ersetzt, die über kurz oder lang unter sich zerfallen mußten. Der Einzige, dem dieser Erfolg als notwendig und unabwendbar einleuchtete; der Einzige, der aus echter Vaterlandsliebe einen so abenteuerlichen und zugleich so gefährlichen Entwurf mit allen Gründen der Erfassung und des eigenen Nachdenkens bekämpfte, war Bodin, in diesen unglücklichen Zeiten vielleicht der einzige Mann, der, mitten unter den schrecklichsten Maßregeln, fest von allem Parteigeist über die Bedingungen der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt nachgedacht hatte. Wie viel er durch seinen Widerstand ausgerichtet haben würde, wenn die Stände sich über das Verfahren gegen die Protestanten hätten einigen können, steht dahin. Der Herzog von Guise war auf dem Rückzuge zu Blois anfänglich nicht gegenwärtig; aber man vernahm seinen Geist schon in den ersten Bewegungen desselben. Dem Könige, welcher sich kein Schicksal daraus machen konnte, daß die Mehrzahl der Mitglieder dieser Versammlung die Union nicht unterzeichnet hatte, blieb keine andere Wahl, als entweder die Ege aus allen Kräften zu bekämpfen, oder sich ihr unterzuordnen. Er that das Letztere, indem er

die Wiener annahen, als ob er sich an ihre Spitze stellen wollte. Den Entwurf des Herzogs von Savoye für den Zugablauf zu vereiteln, gab es freilich kein besseres Mittel. Aber nun trat die härteste Personalität sogleich der schwächeren gegenüber, und indem Heinrich von Savoye forderte, daß den Zugabritten auf der Stelle der Krieg erklärt würde, hob für den König eine Verlegenheit an, welche mit jedem Tage zunehmen mußte, da der König von Navarra kein verächtlicher Gegner war. Des Königs Stellung unter diesen Umständen bestand darin, daß die Stände zwar den Krieg wollten, sich aber weigerten, die zur Führung desselben nöthigen Gelder herzugeben. So verhielt es sich in diesen Zeiten mit den ständischen Versammlungen. Werkzeuge des Parteigeistes und als solche höchst gefährlich, wurden sie in der Regel eben so unnütz, als schädlich durch den Eigennutz, der sie besetzte: ein Eigennutz, so groß, daß er Umwandlungen vom öffentlichen Geiste nicht einmal ahnte.

Nur um dem Verdachte zu entgehen, daß er es nicht eifrig mit der Liga meine, begann Heinrich der Dritte den Krieg, zu welchem er sich auf dem Reichstage zu Blois verbindlich gemacht hatte. Aber dieser Krieg konnte mit seinem Nachdruck geführt werden, weil es dazu an allem fehlte: an gutem Willen, an Geld, an Truppen. So verstrichen die nächsten Jahre. Um die Forderungen der Ligiisten nicht zu steigern, mäßigte Heinrich der Dritte, so viel es in seinen Kräften stand, die Strenge gegen die Protestanten. In dem Edict von Bergerac wurden diesen sogar die festen Plätze, die ge-

theilten Kammern und die übrigen Vortheile zurückgegeben. Darüber lebte zwar das Feuer der Liga von neuem auf; der Herzog von Guise, der Papst, der König von Spanien trübten die gemeinen Mittel an, die Leidenschaften der Eiferer zu entflammen, und es gelang ihnen damit so gut, wie sie es in diesem, von dem Überglauben beherrschten France, erwarten konnten. Doch einerseits fehlte es der Liga an den Mitteln, eine allgemeinere Anstrengung zu bewirken; andererseits wurde ihre Festigkeit durch das geschickte und standhafte Betragen des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé geschwächt. So erlosch das aufflackernde Feuer mehr als einmal wieder, bis im Jahre 1583 der Herzog von Alençon in den Niederlanden (wo er eine seines unabhängigen Charakters würdige Rolle zu spielen angefangen hatte) ganz plötzlich starb.

So lange dieser Feind gelebt hatte, war der Herzog von Guise durch die Betrachtung gelähmt worden, daß, wenn ihm auch der Sturz des Königs gelänge, die Ansprüche des Herzogs von Alençon auf den französischen Thron dadurch nicht beseitigt wären. Jetzt fiel diese Betrachtung weg, und an ihre Stelle trat eine andere, welche für einen Ehrsuchtigen nur zu viel Aufmunterung erhielt. Guise erregte, daß der König von Frankreich kinderlos und daß der nächste Thronerbe (der König von Navarra) ein Ketzer war, dem päpstlichen Bulle von der Erbfolge ausgeschlossen. Unter solchen Umständen ließ sich sehr viel wagen. Nun, um nicht allzu rasch zu Werke zu gehen, schickte der Herzog von Guise den alten Cardinal von Bourbon, Onkel des Königs

von Navarra, vor. Dieser, eben so einfältig als eifrig katholisch, ließ sich betören; an die Spitze der Liga zu treten; nicht ohne den Glauben, daß die Krone ihm zu Theil werden würde. Alle die Mittel, welche man seit Jahren gebraucht hatte, das Haus Valois-Orléans in Mißachtung zu bringen, wurden jetzt erneuert; und je unsicherer die Lage des Königs darüber wurde, desto leichter ließ er sich durch das erste Waffragendstück bewegen, den Vertrag von Nemours mit den Huguénots abzuschließen: ein Vertrag, nach welchem kein anderer Glaube, als der römisch-katholische in Frankreich Toleranz finden, die Protestanten ihrer Sicherheitsplätze räumen, die Huguénots dagegen zehn Städte erhalten sollten. Das Loos war von diesem Augenblick an gesunken. Der Krieg brach auf der Stelle aus. Verurtheilt, die Protestanten zu bekämpfen, schickte Heinrich der Dritte einen von seinen Lieblingen, den Herzog von Joyeuse, gegen den König von Navarra ins Feld. Noch wichtigeren Angelegenheiten kam es (am 20. October 1587) bei Coutras zu einem Treffen. „Ich will zagen,“ sagte Heinrich von Navarra zu Condé und dessen Bruder, dem Grafen Coligny, „ich will zagen, daß ich der Letzte unter euch bin.“ „Laud mir,“ war die Antwort, „daß Sie keine jüngere Brüder habt.“ Knirschend riß er das Feur, erhob sich alsdann und schlug den Feind. Joyeuse blieb in diesem Treffen. Wohl verdiente der König von Navarra diesen Tag; denn er wußte, daß er Bürgerkrieg vergießen mußte. Die Schönheit dieses Tages erglänzte den Zeitgenossen; welche noch viel zu roh waren, um einen Sinn für allgemeine Wohlfahrt zu haben.

Ingraischen brauchte der König von Navarra den Sieg nicht, um größere Vortheile zu erlangen; und der Herzog von Guise war schon genug, auch die schlimmste Niederlage für seine Zwecke zu benutzen. Er beschwichtigte den König des geheimen Einverständnisses mit den Protestanten; und während die Verleumdung im besten Gange war, langte von Rom aus eine Bulle an, welche dem König von Navarra, so wie den Prinzen von Condé, ihrer Ansprüche auf die französische Krone für verlustig und den Cardinal von Bourbon für den ersten Prinzen vom Gebilde erklärte. Man sieht hieraus, daß der römische Hof gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht aufgehört hatte, sich eine Oberhoheit anzumaßen, nach welcher selbst die Thronfolge nur von ihm abhängen sollte.

Die sicherste Stütze des Herzogs von Guise war der Bund der Sechzehner: eine Gesellschaft von katholischen Eiferern, welche die sechzehn Stadenleren von Paris in eben so viele Wertheilge für ihre Partei vertheilt hatten. Diese Sechzehner setzten sich, Heinrich den Dritten einen unsicheren, nicht echt-katholischen Tyrannen zu nennen, und ihr Eid enthielt, daß sie bis zum Tode die Tyrannei und Ungerechtigkeit bekämpfen würden. Wie viel Wahnsinn dieser Eid in sich schloß, war für sie kein Gegenstand der Untersuchung; und wenn sie sich in ihrer Rolle gesehen, so geschah es, weil sie dadurch zu Schwärzern für einen jählichen, unwissenden und anmaßlichen Pöbel wurden, der, leicht verführbar, von ihren Winken abhing. Zwar hatte Paris im sechzehnten Jahrhundert weder denselben Anfang noch dieselbe

Willkür, die ihr gegnerdächtig eigen war; aber es hatte (wie jede Hauptstadt) von beiden genug, um fürchterlich zu seyn. Eben so begierlich als leichtgläubig, war sein Pöbel aufgelegt zu allem, wozu er sich Reue oder eine Belohnung jenseits versprach, und die zuletzt angelangte Fülle des Papstes berechnigte zu jeder Wahrheit.

Unter solchen Umständen zog der Herzog von Gulse einem Heere entgegen, welches zur Unterstützung des Königs von Navarra innerhalb der Grenzen Frankreichs aus Deutschland angelangt war; und es gelang ihm, dies Heer zu überfallen, zu schlagen, zu vernichten. Diese Thaten that er, obgleich an und für sich unbedeutend, weil sie auf einer Ueberraschung beruhten, machte ihn in den Augen des Pariser Pöbels zu einem Gott, dem man nichts versagen dürfe. Stolz auf seinen Sieg, wollte Gulse nach Paris zurückkehren, um daselbst die Diktator zu thun, als der König ihm den Eintritt in die Hauptstadt verboten ließ. Ohne sich an den königlichen Befehl zu halten, ging der Herzog gleichwohl dahin zurück. Wie hätte aber seine Anwesenheit verfehlen können, die Gemüther noch mehr zu erhitzen! Der König, welcher keinen Augenblick mehr sicher war, ließ einige Schweizer-Regimenter in die Hauptstadt einrücken. Allein dies war nur das Mittel, die Eiferung gegen sich selbst zu sichern: ein Erfolg, der um so weniger ausbleiben konnte, da die Schweizer, trotz allen Verhöhnungen, die sie erfuhr, sich ruhig und leidend verhalten mußten. Bald sahen sich diese Soldaten des königlichen Befehls bis in das Louvre zurückgedrängt;

und

und so entschlossen war die Menge zu einem Vorschlag, daß Kaiser Wähe hatte, sie zurückzuhalten. Er war es, der die Schwärze leitete; allein indem dem Könige gerade durch diesen Dienst seine Wichtigkeit mehr, als je, sichtbar wurde, sah er sich auch gezwungen, die Hauptstadt heimlich zu verlassen.

Kaiser brauchte die Zustimmung des Königs, sich der Bastille zu bemächtigen, die Obrigkeit von Paris abzugeben und an deren Stelle seine Creaturen zu bringen. Es war der Augenblick gekommen, wo der Sohn eines Vaters, dessen vornehmste Bestimmung die Erhaltung der rechtmäßigen Thronfolge war, im Begriffe stand, den letzten Sprößling des Hauses Valois eben so zu behandeln, wie Pipin den letzten Merovingier behandelt hatte. Nichts stand dem Usurpator entgegen, als die Stimmen einiger Mitglieder des Parlaments, welche sein Verhalten mißbilligten. Doch diese Stimmen, wie schwach sie auch seyn mochten, bewirkten, daß er seinen Entwurf aufschob, sei es, weil er seinem Ehrgeiz den Ausdruck höherer Verpflichtung zu geben wünschte, oder weil auch der Verwegenste Umwandlungen von Furchtsamkeit und Gewissenhaftigkeit hat. Durch die Königin-Mutter wurden unter diesen Umständen neue Unterhandlungen eingeleitet, deren Ausgang nur tragisch seyn konnte. Nachgiebig gegen die Forderungen des Herzogs, bewog sie ihren Sohn zur Bekanntmachung des Union-Edicts, worin Heinrich der Dritte die Aufrichtung der Protestanten versprach, und seine katholischen Unterthanen bedrohte, Keinen als Herrn König anzuerkennen, welcher Ketzern oder der Ketzerei günstig seyn würde.



Dem Herzoge selbst wurde eine Gewalt eingeräumt, welche ihn beinahe unabhängig machte. Auf dem nach Blois ausgeschriebenen Reichstage sollte durch eine Staatsreform den Beschwerden der Unterthanen abgeholfen werden. Derselben Waffen der Treulosigkeit und Hül, welche Katharina von Medici mit so großem Erfolge gegen die Huguenoten gebraucht hatte, wurden auf diese Weise gegen Heinrich von Guise gewendet, während Sigismund der Kaiser den Ehrgeizigen zum ferneren Kampf für das römisch-katholische Kirchenthum aufmunterte, und Philipp der Zweite fortsetzte, seinen Verband zu verheissen.

Nach der Reichstag zu Blois den 16. October 1588 eröffnet war, sah Heinrich der Dritte mit Entsetzen, daß die Mehrheit seiner Mitglieder es nur mit dem Herzoge hielt. Dieser sprach in dem Tone eines Gebieters. Hienach wurde der König von Navarra von der Thronfolge ausgeschlossen; und während Guise aus seiner Verbindung mit dem Herzoge von Genöven sein Erscheinen machte, nahm er selbst gegen die Feinden seines Hauses eine Stellung, welche den künftigen König von Frankreich entthronte. Gerade diese nächsten Verwandten waren es, welche dem Könige den Abgrund zeigten, in welchen er gestürzt werden sollte. Mit sich selbst darüber einig, daß Guise's Leben sein Untergang sein werde, faßte Heinrich der Dritte den Entschluß, ihn umbringen zu lassen. Er selbst theilte neun päpstlichen Edelknechten, die zu seiner Umgebung gehörten, die Rolle aus, unter welchen der Herzog fallen sollte. „Ich fordere, sagte der König zu ihnen, nur eine Hand-

lung der Gerechtigkeit gegen den größten Verbrecher meines Königreichs. Göttliche und menschliche Gesetze erlauben mir, ihn zu bestrafen; da ich dies aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Gerechtigkeit kann, so berechtige ich auch dazu vermöge des Rechts, das die königliche Gewalt mir giebt.⁴⁾ Es war eine traurige Wahrheit, welche Heinrich der Dritte in diesen Worten aussprach; aber es war eine Wahrheit. Die gascognischen Edelleute blieben nicht hinter dem Vertrauen zurück, das er in sie gesetzt hatte. Als Guise am 23. December 1588 in das Vergemach des königlichen Zimmers trat, sah er sich überfallen, und durch mehrere Dolchstiche verwundet; sank er todt am königlichen Tische nieder.

Die Hauptperson war jetzt aus dem Wege geräumt; aber das, was die Hauptstadt und das Reich in allen seinen Theilen bewegte, dauerte fort, und obgleich durch Guise's Tod Heinrich's Freiheit gerettet war, so blieb doch die Vorstellung von seiner Unfähigkeit unerschüttert. Es kam darauf an, Guise's Nachse zu schwächen; allein dies gelang nur zur Hälfte. Während sein Bruder, der Cardinal von Guise, im Kerker ermordet wurde, rittete sich der Herzog von Mayenne durch die Gluth: ein Ereigniß von um so größerer Wichtigkeit, weil Mayenne seinen ältesten Bruder an Mäßigung und Einschüchtern so übertraf, wie den jüngeren an Ebegeiz und Earschleffenheit. Ein noch größerer Unfall für den König war, daß er in seiner noch immer bedenklichen Lage den Beistand seiner Mutter verlor. Katharina von Medici starb auf die Nachricht von der Ermordung des Herzogs von Guise, doch sehr schnell vor Schreck; denn

sie selbst hatte diese Ermordung eingeplant, und einer
 Frau, welche die Bartholomäus-Nacht schon Jahre
 überlebt hatte, mußte die Hinrichtung des Herzogs von
 Guise und seines Bruders als eine Kleinigkeit erschei-
 nen. Durch ihren Hintzirk war der König ihrer vermit-
 telnden Schleichheit beraubt, zu einer Zeit, wo die Her-
 zugin von Montpensier (des ermordeten Herzogs Schwe-
 ster und eine persönliche Feindin Heinrichs des Dritten)
 alles aufbot, die Mache in den Herzen der Pariser an-
 zuspitzen. An die Stelle des Erbprinzen, das die Haupt-
 stadt auf die Kunde von dem Tode des Herzogs ergrif-
 fen hatte, trat nur allzu bald die aufgeregteste Wuth.
 Es ward ein neues Parlament errichtet, und Mayenne
 folgte seinem Bruder als Haupt der Liga. Hierbei blieb es
 nicht. Die Reichsstände zu Blois ernannten einen Aus-
 schuß von Herzogen, welcher die allgemeinen Angelegen-
 heiten des Königsreichs verwalten sollte. An der Spitze
 dieses Ausschusses, der sich den Unionsrath nannte, trat
 Mayenne als General-Statthalter der Krone Frankreichs.
 Heinrich der Dritte wurde in den Bann gethan, und ganz
 öffentlich empfahl man seine Ermordung als eine ver-
 dienstliche Handlung.

Was sollte der König unter diesen Umständen thun?

Er zauderte noch, als die Nachricht von der guten
 Aufnahme, welche Mayenne's Gesandtschaft in Rom ge-
 funden hatte, seinen Entschluß bestimmte. Da es näm-
 lich keine andere Rettung für ihn gab, als die, welche
 die Hugenotten gewähren konnten! so trug er nicht län-
 ger Bedenken, sich in die Arme des Königs von Na-
 varra zu werfen. Seine Feinde für Apostaten, Verbrecher

erklärend, machte er bekannt, daß er mit dem Könige von Navarra einen Waffenstillstand geschlossen habe. Er gestand zwar von Neuem, als seine Freunde ihn sagten, daß er dem Banne des Papstes nicht entgehen werde, wenn er sich mit dem Engländer verbinde; allein es glich Umständen, wo der Noth aus der Noth, die Entschlossenheit aus der Verzweiflung hervorgeht. In Fleiss-lez-Lourd fand eine Unterredung zwischen den beiden Königen Statt; und nachdem Heinrich von Navarra die Belagerung von Paris als das drückendste Mittel gegen die Hilfe des Papstes dargestellt hatte, war sein Bundesgenosse mit sich selbst so einsig, als ein Mann es seyn kann, der sich selbst im höchsten Angest nicht zu erheben vermag; denn noch immer hatte Heinrich der Dritte seinen verwerflichen Neigungen nicht entsagt, und in Sully's Denkwürdigkeiten lesen wir, daß als dieser Bundesfreund des Königs von Navarra an ihn abgeschickt wurde, um über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm zu reden, er ihn mit einem Lichte voll junger Hunde um den Hals in seinem Zimmer auf- und abgehend fand.

Gemeinschaftlich rückten beide Könige gegen Paris an. Das Volk der Calvinisten verpflichtete sich durch Voth, die es gut mit dem Königthum meinten, oder den Katholiken ihrer Landbesitze nicht theilen mochten. Es war die Aussicht da, daß der Hunger die Hauptstadt zur Ergebung zwingen würde; diese Aussicht war sogar nahe, weil sie aus der zahlreichen Bevölkerung von Paris hervorging. Heinrich der Dritte nahm sein Hauptquartier zu St. Cloud; der König von Navarra das

einige zu Meudon. Doch schon hatte der Fanatismus den Mordstahl gegen seinen geschliffen. Ein junger Dominikaner, Jacob Clement, erbiß von dem Ordensbrüder einer verdienstlichen That, ging frühlichen Nachts nach St. Cloud, und ward am Morgen des 1. Augusts 1589 von dem General-Precurator Goudle zum Könige geführt, weil er vergab, diesem wichtige Dinge entdecken zu können. Wer hätte in dem Mönch den Mörder gesehen! Der König lag noch im Bette. Ihm überreichte Jacob Clement ein Schreiben. Kaum aber hatte Heinrich dasselbe zu lesen angefangen, so stieß der Mordstahl ihm den Dolch in den Leib. Die Wunde, welche auf Heinrichs Brust herabfiel, sah ihn in seinem Bette schwimmen. Hergestellt vom Zorn, stieß sie den Mörder auf der Stelle nieder. Schnell verbreitete sich die Nachricht von diesem abscheulichen Auftritte. Der herrschende König von Navarra folgte am Bette Heinrichs nieder, um ihm seine Theilnahme zu bezeugen. Vergeltlich waren die Bemühungen der Ärzte, das sinkende Leben festzuhalten. Heinrich der Dritte starb den 2. August, nachdem er den König von Navarra in Gegenwart vieler Zeugen zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Er war der letzte seines Stammes; von der jährliehen Nachkommenschaft Heinrichs des Zweiten (vier Söhne und drei Töchter) war jetzt nur noch die Gemahlin des Königs von Navarra übrig. Da alle Söhne gleich unterbald gestorben waren, so ging, nach dem Civil-Rechte, die französische Krone auf den König von Navarra über, welcher, aus dem Hause Bourbon ent-

speissen, seinem unmittelbaren Vorgänger im ein und zwanzigsten Grade verwandt war. Doch wie eine Treue gewinnnen, die sich in den Händen des Unionsträgers befand?

Von dem Hinscheiden Heinrichs des Dritten unterrichtet, begab sich der König von Navarra zum zweiten Male nach St. Cloud; und in das Zimmer geführt, wo Heinrichs Leiche bewacht wurde, trarf er sich auf dieselbe mit dem vollen Ausdruck des Schmerzes. Seine Augen wechsend, sagte er hierauf zu den Umstehenden nach einem tiefen Seufzer: „Ihränen rufen ihn nicht ins Leben zurück; aber um ihm unsere Treue zu beweisen, wollen wir ihn rächen. Alles werd' ich dafür wegen, selbst mein Leben. Ueberzeugt sind wir alle Franzosen, und nichts unterscheidet uns in der Pflicht, die wir dem Andenken unsers Königs und dem Dienste des Vaterlandes schuldig sind.“ Majestät wühlte diese Rede auf die Umstehenden; sie küßten ihm die Hände, versprachen ihm ihren Beistand, und einer von ihnen brachte in Vorschlag, daß man auf der Brücke von St. Cloud ein Trautzgerüst errichte, jeden Soldaten auf dem Leichnam des Ermordeten Nache schneiden lassen, und dann mit diesen dem Tode geweihten Truppen über Paris herfallen, und den Unionrath, die Weichhert und alle Mitglieder der Liga, als die wahren Urheber des Mordes, unerbittlich niederhauen wolle. Zu den Anwesenden gehörten die Generale Birou, Bellugarde, D, Chateaufort, Dampierre und mehrere Andern.

Als der König von Navarra nach Meudon zurückgekommen war, wurde das, was unter den gegenwär-

nigen Umständen geschehen mußte, Gegenstand einer fast blühigen Ueberlegung zwischen ihm und seinem Vertrauten Rodai, nachmaligem Herzog von Gullip. Beide versetzten sich nicht, daß große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Es kam auf nichts Bringendes an, als eine Faction zu besorgen, die so mächtig war, daß sie den so eben ermordeten König an den Thron der Benzeimung geführt hatte. Wie das Herz Heinrichs des Dritten gemahnen, daß vom Vertragsteile brühe, nur einem katholischen Könige gehorchen mußte? Und wie die Prinzen vom Böhler, und die übrigen Großen des Reichs von ihrem Erben nach Unabhängigkeit zu juristheben, daß sie sich das Aufsehen des Königs gefallen ließen? Was der König von Navarra bisher ersehen hatte, erschien als eine Kleinigkeit im Vergleichung mit dem, was ihm bevorstand. Gleichwohl konnte er seinen Ansprüchen nicht entsagen, ohne sich dem Verwurfe der Feigheit oder auch dem der Ungeschicklichkeit auszusetzen. Dies alles erwägend, bestand Rodai darauf, daß Heinrich von Navarra, um sein Recht geltend zu machen, in der Mitte des königlichen Heeres bleiben und abwarten solle, was das Schicksal über ihn verhängen werde. „Denn, sagte er, der gute oder schlechte Gebrauch, den man von seinen Wunden macht, entscheidet über das Schicksal der Könige, wie der übrigen Erblichen.“

Es fehlte dem Könige von Navarra nicht an Entschlossenheit, einem so heilsamen Rathe zu folgen; allein nur allzu bald zeigte sich, wie wenig von dem Beistande der Truppen Heinrichs des Dritten zu erwarten war.

Aufgestiegelt von einem Adre, der seinen Vortheil ebenan
stellte, näherten sie sich unter mannichfaltigen Aufse-
ren einem entscheidenden Abfalle. Zusammenlauf, Bei-
trahl und geballte Häufte waren die Verkündiger einer
Überzeugung, welche sich bald darauf in dem allgemeinen
Ausschrei ausdrückte: „daß man lieber sterben, als einen
Fugenerren zum Könige haben wollte.“ Nur Wenige
machten hiervon eine Ausnahme. Einer, die Verlegen-
heit des Königs bemerkend, rief ihm tröstend entgegen:
„Eure, Sie sind der König der Tapferen; nur Wunden
können Sie verlassen.“ Auf dieses Wort erklärten sich
die Marschälle Siron und Humen: für den König. Zu-
dem war der Abfall fast genug, um Paris vor einer
Belagerung zu befreien, welche gewißes geworden war,
und leicht gefährlich für das Leben des Königs werden
konnte; denn es ließ sich vorhersagen, daß die Liga alles
anstreben würde, dem Haupte der Fugenerren das Schick-
sal seines Vorgängers zu bereiten.

Sich in dem Mittelpunkte seines Reichs gründend,
erklärte Heinrich die Stadt Clermont; sobald er aber
Tours erreicht hatte, bestätigte er alle diejenigen, welche
zur Fortsetzung ihrer öffentlichen Verrichtungen des kö-
niglichen Auftrags bedurften, in ihren Ämtern und
Würden, indem er zugleich Briefe, Schreiben an die Par-
lamente und andere Tribunale erließ, und auf den näch-
sten October eine Ständerversammlung nach Tours berief.
Seine Truppen theilte der König in drei Corps. An
der Spitze des ersten mußte sich der Herzog von Longue-
ville nach der Picardie begeben, um den Spaniern die
Eltre zu bieten. Mit dem zweiten begab sich der Herzog

von Amont nach der Champagne. Mit dem dritten ging der König selbst nach der Normandie, um sich mit den Hülfstruppen zu vereinigen, welche die Königin Elisabeth von England ihm versprochen hatte.

Inzwischen harte die Liga nicht auf, gegen Heinrich von Navarra zu wüthen. Spätweise nannte sie ihn den Bearmer, und ihre Häupter ermangelten nicht, diese Stimmung zu ihrem Vortheile zu brauchen. Wäre der Herzog von Mayenne minder vorsichtig gewesen, so würde er den Aufforderungen, die er erhielt, sich den Königsfeind beizulegen, schwerlich widerstanden haben. Denn während seine Mutter ihm zu Blois ermordeten Sohn, die Wittve des Herzogs das Blut ihres Gemahls, und die wackende Montpensier, seine Schwester, von Jesuiten geleitet, die Verrüfung der Regerei von ihm forderten, beschloßen ihn die Mitglieder der Liga, sich nicht der Gnade eines hegeisichen Königs anzuvertrauen, und Don Bernardino de Mendoza, Gesandter des Königs von Spanien, verließ nicht nur die Schätze seines Herrn, sondern auch dessen Heere, sobald es auf Rettung der katholischen Religion, d. h. auf Erschütterung des französischen Reiches, ankäme. Um sich diesen Vorstellungen zu entziehen, faßte Mayenne den Entschluß, den alten Cardinal von Bourbon, als Karl den Zehnten zum König von Frankreich setzen zu lassen. Er selbst begnügte sich, wie bisher, mit dem Titel eines General-Statthalters des Königthums, und als solcher verabredete er mit dem Herzoge von Parma, welcher die spanischen Truppen in Flandern beschligte, einen Feldzug gegen Heinrich von Navarra, und verließ die Hauptstadt Frankreichs mit

dem Versprechen — den Berner zu fangen und nach Paris zu bringen. Der Kaiser begleitete von den Eigensinnigen der Pariser, trat Wagnier um die Mitte des Augusts seinem Wortsatz an die Spitze von 25,000 Mann an. Unterrichtet von seiner Ankunft beschloß Heinrich, sich an der äußersten Spitze von Laup zu vertheuern, und im Falle er dennoch geschlagen würde, sich nach Dingsen zurück zu ziehen. Was Verwegenheit schien, wenn man Heer mit Heer verglich, gewann eine vortheilhaftere Gestalt, sobald man das der Vertheidigung günstige Terrain in Anschlag brachte, und die Nothwendigkeit einer auffallenden Verstärkung von Seiten der Königlischen in Erwägung zog. Alle Vertheidigungsausfälle waren getroffen, als Wagnier, welcher sehr langsam vorrückte war, um die Mitte des Septembers im Angesicht des Lagers erschien. Mehrere Exerzize wurden von ihm versucht; doch nur ein einziger — der vom 21. September — gelang. Es war der beim Dorfe Arques, wo die Langsüchte in Wagnier's Heer die Mienen annahmen, als wollten sie sich mit ihren Landsleuten unter Heinrich's Fahnen vereinigen, und, als sie von diesen freundlich aufgenommen waren, wie Feinde verführen. Zum Glück dauerte die Täuschung nicht lange; denn sobald man Wagnier's Heerlager nachdringen sah, fiel man von allen Seiten über die Langsüchte her, welche, verbunden mit dem erbeuteten Heere, sehr bald das Feld räumten. Es war kein Sieg, den der König von Navarra dabei getragen hatte; allein er hatte sich in seiner Erklärung behauptet, und konnte, nach Wagnier's Abzug, der den 6. October

erfolgte, zu dem gefangenen und über des Königs Verwegenheit erlaunten Gefaß den Befehl mit Wahrheit sagen: „Sie sehen nur nicht alle meine Truppen; denn Sie bringen Gott und meine gegründeten Rechte in meinem Aufschlag.“

Während Napoleon sich nach der Picardie wendete, um neue Maßregeln mit den Spaniern zu verabreden, wachte man zu Paris auf die Ankunft des Königs; denn so gewiß war man seiner Aufhebung, daß man bereits Fenster gestrichet hatte, um ihn in Triumph eingeführt zu sehen. Statt seiner kamen die von den Kaiserlichen erbeuteten Fahnen, welche Napoleon nach der Hauptstadt gesendet hatte, damit es kein Wahne des Königs nicht an Abwesenheit fehlen möchte. Ihn zu verwickeln, ließ die Herzogin von Montpensier mehrere andere verfertigen. Ein seiner Schwindelgeiß hatte sich der Pariser bemächtigt, als Heinrich plötzlich vor der Hauptstadt erschien. — Verstärkt durch 5000 Engländer, welche Elisabeth ihm gesendet hatte, und unterstützt von einem päpstlichen Heer, der aus Verdruß über Napoleon's Unerschlossenheit zu ihm übergegangen war, bemächtigte er sich am 1. November (am Tage aller Heiligen) der Hauptstadt so überraschend, daß die Liga zu zittern begann. Es hing ausschließlich nur von ihm ab, ob er in die Stadt selbst eindringen wollte; allein er fürchtete die Folgen einer Eroberung durch Truppen, von welchen sich annehmen ließ, daß sie ohne alle Schonung verfahren würden. Zufrieden mit den Hilfsmitteln, welche er in den Verbündeten gefunden hatte, entsetzte er sich schon am 5. November wieder, um nach Leure zurückzugehen,

und sich auf eine entscheidende Schlacht vorzubereiten, welche nicht lange ausbleiben konnte.

Der Ueberrest des Jahres 1559, so wie der Anfang des folgenden, verfiel unter Berathschlegungen und Unterhandlungen. Heinrich, der durch Verschönerung französischen Blutes nichts für seine Krone gewinnen zu können glaubte, ließ es nicht an Vorschlägen fehlen, um den Herzog von Savoyen zu sich herüber zu ziehen; in Wilkes und Jeannin, zwei Ministern seines Vorgängers, fand er unwürdevolle Entwürfe. Doch mehr vermochte die Herzogin von Montpensier. Auf ihren Rath wurde ein Edict bekannt gemacht, welches die Prinzen und Großbeamten der Krone auffoderte, sich zum Heber der Reichsversammlung nach Wien zu begeben. Diese Bekanntmachung wurde zwar vor dem Parlement zu Land verworfen; da aber die übrigen Parlemente dem der Hauptstadt anhängen: so entstand hieraus ein Bürgerkrieg, der die Vermählung nicht wenig verzögerte. Diese ließ noch höher, als der Papst sich ins Spiel mischte, und auf Bitten der Liga den Cardinal Heinrich Scazzato nach Paris sendete, um über Rechte zu entscheiden, die im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr durch ecclesiastische Mittel festgesetzt werden konnten. Zwar hatte Sixtus der Fünfte seinem Legaten Rathschläge empfohlen, damit die Gefahren des heiligen Stuhls nicht vermehrt werden möchten; doch Scazzato's Festigkeit und Anmaßung, von dem Stitze der Liga unterstützt, wurde aller Klugheit Lohn gesprochen haben, hätte nicht die große Verschiedenheit der Ansichten und Entwürfe ihn unüberwindlich gelähmt. Daß der Card.

nal von Bourbon nur ein Schattenkönig sei, der über kurz oder lang einem andern weichen müsse, darüber waren Alle einig. Manne, also unerschlossen, um die französische Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen, wollte sie nur an Denjenigen verschenken, auf dessen Abhängigkeit er rechnen zu können glaubte. Philipp der Zweite verlangte eben diese Krone für seine Tochter Clara Eugenia, als rechtmäßige Erbin ihrer Mutter Elisabeth, einer Schwester Heinrichs des Dritten. Der Herzog von Lothringen sprach für seinen Sohn, den Marquis von Vost, der mit Claudien, einer Schwester Heinrichs des Dritten, vermählt gewesen war; und die Kammerung des Herzogs von Kapenne tadelnd, nahm er als Entschädigung für seine der Liga gemachten Vorschläge Metz, Loth, Sedan und Sedan in Anspruch. Der Herzog von Savoyen leitete seine Ansprüche auf die französische Krone von seiner Mutter Margaretha her, welche eine Schwester Heinrichs des Zweiten gewesen war. Alle diese Bewerber hatten ihren Anhang, ihre Vertheidiger, während die Großen die Inthronisation Frankreichs wünschten, um unabhängig in ihren Reichthümern zu werden. Es vorkam sich durchkreuzende Ansprüche, von welchen jeder beechtet sein wollte, zu einigen, war unmöglich; hier blieb nichts anderes übrig, als den Anrechnungen der Erblichkeit Gehör zu geben. Die Versammlung, welche einen solchen Ausgang abedete, suchte ihn dadurch zu vorzulehmen, daß sie alle Diejenigen der Todschuld schuldig erklärte, welche Heinrich von Bourbon als König von Frankreich anerkennen würden. Von der Pariser Geistlichkeit unterzeichnet, wurde dies Decret allen Städten

der Union zugesandt, während das Parlament den Paris noch einmal alle Freyosen aufbelebte, Karl den Sehten als ihren König anerkennen, und so seiner Befreiung aus dem Gefängnisse, worin er von seinem Vessen gehalten wurde, die Waffen zu ergreifen. Unmittelbar darauf erschienen die Mitglieder der Liga, unter den auffallendsten Beweisen von Frömmigkeit und Andacht, den Eid der Union.

Die Wirksamkeit dieser Mittel zu schwächen, entschloß sich Heinrich, die Gemäßigten unter den Erzbischöfen und Bischöfen Frankreichs zu sich zu berufen, um ihren Unterricht zu vernahmen. Kaum aber war bekannt geworden, daß er diesen Schritt gethan habe: so erließ der päpstliche Legat ein Erlassschreiben, wodurch er den Erzbischöfen und Bischöfen verbot, sich nach Tours zu begeben. Sinesius erklärte der König, daß er alle Personen, welche mit dem Legaten in mittelbare oder unmittelbare Verbindung treten würden, als Majestätsverbrecher behandeln werde.

Das Ende aller dieser Anstalten war nicht abzusehen, wenn die Gewalt der Waffen nicht ins Mittel trat. Die Normandie war den Winter hindurch unbesetzt worden, als Heinrich in den ersten Tagen des Mayes 1590 seinen Marsch nach Paris antrat. Da nun Mayenne glaubte, die Hauptstadt könne nicht besser vertheidigt werden, als wenn er dem Könige entgegen ginge, so führte er seine Truppen ins Feld. Beide Heere begegneten sich, nicht weit von Dreux, in der Ebene von Ivry. Verläßt durch Spanier, erwartete Mayenne, um zu fliehen, nur den Angriff des Königs;

und wenn Heinrich einer Schlacht ausweichen sollte, so war beschlossen, ihn so lange zu verfolgen, bis er aufgerieben seyn würde. Des Königs ganze Tage war von einer solchen Beschaffenheit, daß er entweder siegen oder sein Heer entlassen mußte; denn laut murrten die Deutschen über das allzu lange Ausbleiben des Schicks. Am 13. März standen beide Heere einander gegenüber; da es aber bereits Abend geworden war, so mußte die Schlacht auf den folgenden Tag verschoben werden. Als die Sonne aufgegangen war, versammelten sich die Generale um den König, um seine Befehle zu durchsehen, und fragten alsdann: in welcher Richtung der Nachzug angetreten werden sollte, wenn die Schlacht verloren ginge. „Heute, erwiderte der König, gibt es keinen Nachzug.“ Voll von der Wichtigkeit der nächsten Stunden, und nur darauf bedacht, wie er den Sieg an seine Fahnen fesseln wollte, wendete sich Heinrich dem Generale Schomberg, dem er vor wenigen Tagen, als er um Geld für seine Leute bat, mit einer Unmuth entlassen hatte, die seinen Muth verächtlich machte. „Herr von Schomberg, sagte er zu ihm, ich habe Sie beleidigt. Da nun dies vielleicht der letzte Tag meines Lebens ist, so will ich wenigstens nicht mit dem Bewußtseyn sterben, die Ehre eines Edelmannes verletzt zu haben. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste. Verzeihen Sie mir, und umarmen Sie mich.“ „Ja, erwiderte Schomberg, Sie haben mich verletzt, Herr; aber jetzt tödten Sie mich: denn die Ehre die Sie mir erzeigen, wäscht mich, heute in Ihrem Dienste zu sterben.“ Dieser rührende Auftritt wurde bald darauf durch

durch einen noch nähernden ersetzt. Die Trompeten schmetterten; die Horden rückten näher an einander; der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Da begab sich Heinrich auf seinen Strohstoß, bemüht war, doch ohne Föhn, damit man ihn desto besser erkennen möchte, an die Spitze seines Heeres; und, die Hände faltend, die Augen gen Himmel gerichtet, betete er also: „Herr, du kennst meine Schranken und durchschaust mein Inneres. Ist es meinem Volke möglich, daß ich die Krone trage: so beschütze meine Waffen, so begünstige meine Sache. Hat aber dein heiliger Wille es anders geordnet, so nimm mir das Leben, o Gott, indem du mir das Königreich entreißest, und laß mich nur im Lager der Tapferen sterben, die sich meinem Dürste geweiht haben.“ Auf dieses Gebet erscholl ein allgemeines: „Es lebe der König!“ Heinrichs Muthig erhellte sich sichtbar, und gegen seine Truppen hingewendet, riefte er sie also an: „Freunde, ihr seid Franzosen; ich bin euer König; dort ist der Feind. Je mehr Leute, desto mehr Ehre! Werde die Furcht aus euren Augen verschwinden, so blickt auf diesen Heerführer, den ihr immer auf dem Wege der Ehre und der Pflicht antreffen werdet.“

Nosai war wenige Stunden vor der Schlacht mit einigen Compagnieen angelangt, deren Heinrich, auf dessen Seite die Wunderversammlung war, sehr nöthig bedurfte. Des Königs Vorliebe für ihn offenbarte sich, als er verlangte, daß Nosai auf dem rechten Flügel kämpfen sollte, wo er ihn zur Seite fand. Die Schwadronen des Königs wurde von Eymont so heftig angegriffen, daß,

nachdem die Erde mit Todten und Verwundten von beiden Parteien bedeckt war, der rechte Flügel gewonnen wurde, während der linke die Flucht ergriff. Noddi's Pferd wurde verwundet, und bald darauf erhielt er selbst mehrere Schüsse, von welchen der erste die rechte Wade, der zweite die linke Hand, der dritte die Hüfte verwundete. Er würde gefallen seyn, hätte sein Gatte nicht ihm nicht ein frisches Pferd zugeführt. Inzwischen hatte sich die königliche Artillerie zu einem zweiten Angriff gesammelt. Thel daran nehmend, verlor Noddi sein zweites Pferd, indem er zu gleicher Zeit einen Schuß durch die Lende, und einen solchen Kopfstich erhielt, daß er ohne Bewußtseyn zu Boden fiel. Für ihn war die Schlacht beendigt. Doch sein königlicher Freund war unterlegt geblieben, und steht mit einem Helmenmütze, der nur zum Siege oder zum Tode führen konnte. So heftig war das Gefecht, daß man den König für todt oder für gefangen hielt. Schon glaubten die Engländer gesiegt zu haben, schon schwankten die Königl. zwischen Vertheidigung und Flucht: da trat Heinrich plötzlich hervor, sprengte gegen die Seinigen an, und rief ihnen zu, daß, wenn sie nicht länger kämpfen wollten, sie wenigstens den Willen werden möchten, um ihn sterben zu sehen. Alle Tapferen folgten ihm, indem sie sich mit ihm von Neuem in das Getümmel stürzten. Eine glückliche Wendung, deren Urheber der Marschall Danton war, verbunden mit der erschütternden Wirkung einiger Feuerschlände, kam der Entschlossenheit des Königs zu Hülfe. Die Engländer ergriffen die Flucht; und wurden im Genuß erlöset: „Retret les Français!"

Es war Friedrich Schimmer, von tausend anderen Stimmen wiederholt. Der Sieg war erungen; doch der König war den Blicken der Menge entschwunden. Schon drückte sich Harpe und Rast der Truppen, als man ihn mit Blut und Staub bedeckt, anlagern sah. Er selbst schauerte, als er sein Schwert voll Scharten und von Blut riesend erblickte. Nur ein Schweizer-Corps war auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben; und da es sich nicht ergeben wollte, so wurden Kanonen herbeigeführt. Jetzt streckte es die Waffen, bittend um das Fragniß, daß es ihm unmdglich gewesen, sich länger zu vertheidigen.

Man macht sich einen angemessenen Begriff von der Kriegsfunst und Politik dieser Zeiten, wenn man in Cussy's Denkwürdigkeiten liest, daß Friedrich sich vom Schlachtfelde nach Madrid, dem Landtage seines Freundes, begeben habe, um daselbst zu sagen. Der so eben erungene Sieg blieb also unbenutzt; die Schuld lag an den Schweizern, welche ihren vollständigen Sold verlangten. Vierzehn Tage versprochen, bis diese Forderung befriedigt werden konnte; und während dieser Zeit erhielt sich die Liga von dem Schrecken, den der Sieg des Königs verbreitet hatte. Napoleon, welcher nicht den Muth gehabt, nach Paris zurück zu gehen, schickte sich über Mantua und Pavia nach St. Denys, wo der päpstliche Legat, der spanische Gesandte, der Erzbischof von Lyon und die Herzogin von Montpensier saßen, um neue Maßregeln mit ihm zu verhandeln. Hier einigte man sich dahin, daß man bei dem Könige von Spanien und bei dem Papste um neue

Unterstützung bitten wollte. Inzwischen sollten Unterhandlungen den Wiener Vätern, um ihn in dem Laufe seiner Siege zu hemmen. Doch nicht einmal mit ihm selbst wollte man unterhandeln; nur mit den vornehmsten Katholiken von seiner Umgebung wollte man in Verbindung treten, um sie — so kündigt der Cardinal- Legat die Absicht der Conferenzen an — von dem Stande des Vordereins parat zu sehen. Hoisy wurde als der Ort der Zusammenkunft bezeichnert. Es fanden sich mehrere Marschälle und Obersten von Friedrichs Heere ein; und nur allzu bald verrieth sich die Absicht, sie von dem Könige von Navarra abwendig zu machen. Am ersichtlichsten wurde das Werk von dem Cardinal-Legaten herricken. Wie viel er gewann, ist ungewiß; als er sich aber an Siverg machet, erfolgt ein Ausbruch so lächerlicher Art, daß der Proceß der Unterhandlung darüber verloren ging. Der Cardinal-Legat bestand darauf, daß Siverg, welcher nie aufgehört hatte, Katholik zu seyn, den heiligen Vater in der Person seines Stellvertreters um Verzeihung bitten sollte; und Siverg warf sich sogleich mit ruhiger Fehde zu den Füßen des Legaten nieder, um wegen des den Pariser zugesagten Feldes Verzeihung und allgemeine Absolution zu erhalten. Beides wurde ihm zu Theil. Doch noch immer auf den Knien, sah Siverg bittend zu dem Legaten auf, und sagte dann hinzu: „so ertheilen Sie mir denn auch die Absolution für die Zukunft; denn ich bin nicht Willens, es in Zukunft mit den Pariser besser zu machen.“ Die ganze Versammlung lachte über diesen Einfall, während der Legat in die größte Verlegenheit gerieth. Siverg selbst

stung auf und zitterte sich aus dem Saal. Mortana wollte jenen; er beschäftigte sich aber, sobald die Versammlung Henry's Verfahren getadelt hatte. Die Commune von Blois hatte ihre Entschluß erreicht.

Nach dem Tode des Cardinals von Bourbon, welcher bald darauf erfolgte, wurde Heinrich von Navarra wenig Schwierigkeiten gefunden haben, den französischen Thron zu bestiegen, wäre er, um seinen Herrn Verschönerung zu geben, nicht genöthigt gewesen, Paris zu belagern. Drey war eingenommen worden, und der Stadt Oend stand dasselbe Schicksal bevor, als die Hinterhältigkeit der geheimen Feinde des Königs das Unternehmen zum Scheitern brachte. Heinrich glaubte durch seine persönliche Gegenwart die Uebergabe der Stadt zu erzwingen; allein er wurde zurückgeschlagen. Wollte er diesen Schlang wieder auflösen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als bekannt zu machen, daß er die Belagerung von Oend nur aufhebe, um Paris einzuschließen. Vertheil, Rouen und St. Denis wurden ohne wesentliche Schwierigkeiten genommen, und von diesem Augenblick an befanden sich die Pariser in einer Lage, deren Schrecklichkeit nur durch den höchsten Eigensinn zu besiegen war.

Eine Erhebung der Hauptstadt Frankreichs lag nicht in Heinrich's Plane, weil, wenn Paris auf dem Wege der Uebergabe eingenommen wurde, die Rathgeber der Katholiken eine große Bartholomäus-Nacht herbeiführen konnten. Nur die Nothdruß wollte der König erheben, um die Pariser von aller Zufuhr abzuschneiden. In diesem Augenblick theilte er sein Herz in zehn Theile

welche alle zu einer und derselben Stunde über die zehn Vorstädte der Hauptstadt herfallen mußten. Die Mitternacht wurde zur Zeit des Angriffs bestimmt. Der König selbst begab sich auf Montmartre, um von den Fenstern der Abtei aus dem Schauspiel zusehen. Den Anfang des Angriffs machte man mit einem heftigen Kanonenschuß, welches die Stadt mit einem ähnlichen erwiderte. Bald darauf griffen die Vorstädte auf mehreren Punkten in Brand, und es gewann das Ansehen, als ob die ganze große Stadt in Feuer ausgehen sollte: so schrecklich war die Verwundung unter den Rauchwolken, die sich über Paris hienähern. Das Gekröh der Kanonen, das Waffengeklirr und das Wehlagen der Weiber vermehrte die Schrecklichkeit des Schauspiels in einer stillen Nacht. Dieses dauerte zwei Stunden, und endigte mit der Eroberung aller Vorstädte, die von St. Anton nicht aufgenommen. Versammelt wurden hienauf alle Ausgänge, so daß ohne die Erlaubniß der Wachen nichts aus- oder eingehen konnte. Eingeschlossen in Paris, waren die Einwohner den Scherdschiffen einer Hungersnoth Preis gegeben.

Bei solchen Maßregeln schien der Widerstand der Pariser nicht von Dauer seyn zu können. Doch gerade jetzt offenbarte sich die ganze Kraft der Liga. Die Gemüther gegen die Ungeduld zu sichern, zog sie die Religion ins Spiel, und nannte Märtyrenthum, was nur die Wirkung des Parteil.-Hasses war. Es wurden die schrecklichsten Processionen angestellt, um den Geistern den Verstand der Besenheit zu vergegenwärtigen. Den Wirkungen des Hungers zu begrenzen, beschloßschaffte

man die Weerde nach dem Erforderniß des Augenblicks; und als die Weerde verputzt waren, erfolgte die Erlaubniß, Alles zu genießen, was Nahrungstoff enthielt, das Fleischstoffe selbst nicht ausgenommen. Aus Todtenleichen wurde Wehl bereitet. Jetzt schien der Augenblick gekommen zu seyn, wo die Uebergabe der Stadt erfolgen mußte. Allein, anstatt dieselbe einzuklinken, verbot die Liga durch das Parlament bei Lebensstrafe, von Frieden zu reden, und heimlich ausgehender Briefe schädigten denen, die sich betrogen würden, den Tod in den Händen der Seine an. So groß ward das Elend der Hauptstadt, daß eine Mutter die Glieder ihres gestorbenen Kindes braten ließ, und beim Genuße dieser abscheulichen Nahrung vor Schmerz das Leben aufhauchte. Nach der Uebergabe von Augenzeugen starben mehr als 13000 Personen des Hungertodes. Endlich faßte man den Entschluß, den Union-König, bestehend aus dem Herzoge von Orléans, dem päpstlichen Legaten, dem spanischen Gesandten und einigen Miliz-Versemmen, in dem Palaste zu belagern, wo er seine Wohnungen hielt, und dem Könige von Navarra die Thore zu öffnen; allein die Ausführung dieses Entschlusses mißlang durch die Uebereilung Derer, denen sie angetragen war, und endigte sich mit dem Verderben der Anführer.

Nur um dem Volke eine scheinbare Genugthuung zu geben, wurde eine Zusammenkunft der Abgeordneten der Liga mit dem Könige in der Abtei des heil. Antoinet veranordnet. An der Spitze dieser Abgeordneten standen der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Paris, und Peter Espignac, Erzbischof von Lyon. Über die Sprache,

welche sie redeten, war mehr die von Vermittlern gesuchten dem Könige und dem Herzoge von Wapenne, als die von Freunden; und dies beleidigte den König, der ihnen zu versprechen gab, daß das Schlichteramt sich nicht für Abgeordnete passe. „Nur von Uebergabe könne die Rede seyn; die Blockade sollt aufhören, sofern man ihm auf eine zuverlässige Weise versprache, daß die Uebergabe erfolgen würde, wenn Wapenne die Stadt nicht innerhalb acht Tagen ersetzte. Könnte man diesen Herzog zu einem Frieden bewegen, in welchem Paris begriffen wäre, so wolle er auf die erste Capitulation verzichten.“ Solche Vorschläge verworfen die Abgeordneten unter dem Vorwande, daß sie dergleichen nicht annehmen könnten, ohne sich mit dem Herzoge besprechen zu haben. Sie baten also um Reisepässe nach Glandern, wo Wapenne sich aufhielt. Diefes versagte Heinrich, weil er besorgte, daß die Abgeordneten seine Güte nur benutzen würden, um die Ankunft des Herzogs von Parma an der Spitze eines Heeres zu beschleunigen. Er mahnte ihnen noch einmal die Schrecknisse des Bürgerkrieges in den größten Worten, und beschwor sie zuletzt, die Gesinnungen wahrer Franzosen anzunehmen, die sich nicht zu Werkzeugen fremden Ehrgeizes gebrauchen ließen; als er aber sah, daß sie von seinen Ermahnungen ungerührt blieben, entließ er sie auf eine ehrenvolle Weise, fest entschlossen, lieber das Aeußerste zu wagen, als den Charakter eines wahren Königs zu verleugnen.

Sehr wohl hatte Philipp der Zweite erkannt, daß man einen Bürgerkrieg nie wirksamer beendet, als wenn man ihn durch ein großes Heer unterdrückt. Dem ge-

maß hatte er bisher nicht mehr gesehen, als was gerade notwendig war, um die Inlettracht im Gange zu erhalten. Dies ausserliche Princip mußte indeß aufgegeben werden, sobald die ganze Widerstandskraft der Liga in der Hauptstadt zusammengeklungen war und der Fall der letztern den Untergang der Faction, wie es unaussprechlich schien, nach sich zog. Der Herzog von Parma, Statthalter des Königs von Spanien in den Niederlanden, erhielt daher den Befehl, der Hauptstadt Frankreich zu Hülfe zu eilen, und die Belagerten um jeden Preis zu retten. Dieser Auftrag war dem Herzoge auf keine Weise abgenommen; denn wie leicht konnte er die in Flandern erworbenen Lorbeeren in Frankreich gegen einen Feind verlieren, den er als Kriegserlöbter und erschloßen kannte! Mit Vorsichtigkeit rückte er in Frankreich ein; mit noch größerer Vorsichtigkeit wachte er sich der Hauptstadt. An der Spitze eines 10,000 Mann starke Heeres ging Regnaud vor ihm her, um den Ruch der Pariser auf's Neue zu beleben. Beide vereinigten sich am 22. August 1590 in Meaux.

Von diesem Augenblicke an konnte die Belagerung von Paris nicht fortgesetzt werden. Um sie abzuheben, war ein nicht geringer Grad von Einsicht notwendig. Wie die Belagerung, eben so wurde auch der Rückzug um die Stunde der Winternacht bewerkstelligt. Um den Herzog von Parma zu einer Schlacht oder zum Abzuge zu bewegen, nahm Heinrich seine Stellung zwischen Paris und Meaux. Doch in den Plänen dieses Herzogs lag weder das eine noch das Andere; und als Heinrich, voll Ungeduld, ihm eine Schlacht anbieten

laß, antwortete er: „ich bin nicht gekommen, den Rath meines Feindes zu befolgen; der König von Navarra zwinge mich zum Kampfe, wenn er ein so guter General ist, als das Gerücht von ihm sagt.“ Auf diese Nachricht besetzte Heinrich von Navarra die nach Paris führenden Straßen, so gut er konnte. Die Folge davon war, daß die Pariser, deren Hunger durch die spärliche Zufuhr geschärft wurde, sich zu ergeben drohten, wenn sie nicht bald befristet würden. In dieser Lage der Dinge blieb dem Herzog von Parma keine andere Wahl, als aus seinem Lager bei Meaux hervorzuweichen und eine Schlacht anzufechten. Mit nicht geringem Vergnügen sah Heinrich diese Bewegung; und Officiere und Soldaten theilten seine Stimmung. Schon warfen sich die kampflustigen Franzosen den Spaniern entgegen, als diese plötzlich umkehrten, und durch ein schätzendes Thal in eine solche Stellung rückten, worin sie leicht bedien, in dessen Nähe die Liga große Vorräthe aufgeschuft hatte, die nach Paris gebracht werden sollten, sobald die Mauer frei seyn würde. Der Herzog von Parma hatte sich durch diese Bewegung als ein großer General gezeigt, und Heinrichs Achtung für ihn mußte um so höher steigen, als er ihn solche Maßregeln nehmen sah, daß die beladenen Kähne ungehindert nach Paris fahren konnten.

Heinrichs Entwurf war durch diesen Schlag vernichtet. Zwar versuchte er noch, Paris durch Ueberrumpelung zu erobern; als aber auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, theilte er sein Heer in mehrere Corps, welche in die Provinzen zogen, während er selbst an

der Spitze eines hingestreckten Corps blieb, um die Schritte des spanischen Heerführers beobachten zu können. Dieser war nur auf den Rückzug bedacht, den er zu Anfange des November wirklich antrat.

Die Kavalierzeit des Herzogs von Parma hatte die Liga mit neuem Muthe erfüllt; sein Versprechen, bald zurückzukehren, bestätigte sie in ihrem Fortdauern. Heinrich war ohne Geld, und wurde von der Furcht gepeinigt, seine Thronen nach kurzer Zeit ganz verlassen zu sehen. In der That sagten sich Spanier und Engländer, jene im Dienste des Herzogs von Nevers, diese im Dienste Heinrichs. Die Provence war ein Raub des Herzogs von Savoyen geworden. Magenta, mit der Erhaltung seines Ansehens, dem Kaiserthum gegenüber, verlauf beschäftigt, duldet diese Usurpationen mit einer Gelassenheit, welche der Würde eines kaiserlichen Statthalters des Königsreichs sehr schlecht entspricht. Der König von Navarra, um sich unter so heftigen Einwirkungen aufrecht zu erhalten, mußte seine Zuflucht zu ausländischen Mächten nehmen, und in der That lag, daß er sich vorzüglich an die protestantischen wandte. Doch großmüthige Verheißungen waren alles, was er erhielt, und seinem eigenen Verstande blieb es überlassen, seinem Schicksale eine bessere Wendung zu geben. So endigte sich das Jahr 1590.

Zu Anfange des folgenden Jahres beschäftigte den König die Eroberung von kleinen Städten in der Umgegend von Paris; sie entsprach seinen schwachen Kräften, und wurde von keinem Erfolge gekrönt; hätte er nicht in seinem eigenen Hause einen neuen Gegner

gefunden. Dies war der junge Cardinal von Bourbon, ein Neffe desjenigen, der im Laufe des abgewichenen Jahres in dem Gefängniß zu Tours gestorben war: Ohne Ehegatt, ohne irgend eine von den Eigenschaften, welche zur Uebernahme einer großen Rolle berechtigen, ließ sich dieser junge Mann von Glückseherns bereden, seinem Vater die französische Krone stehend zu machen. Zwar fehlte es ihm an allen den Mitteln, die den Erfolg verhürten; allein so aufgelöst war allein in Frankreich, daß die Erscheinung eines neuen Kronprinzen, gleichviel von welcher inneren Beschaffenheit, den Jacobinen willkommen war. Der Cardinal kündigte sein politisches Lufwerk durch Schriften an, worin er seine nichte Absicht, zur katholischen Kirche überzugehen, verhöchlich machte. Unter der Hand ließ er den Papst um seinen Schutz ersuchen; um sich aber zugleich einen Anhang in Frankreich zu verschaffen, mußten seine Agenten sich in Verhassungen erschöpfen. Bald entstand eine sogenannte dritte Partei, welche gefährlich geworden seyn würde, hätte Die, um welchen sie sich dreht, mehr Thatkraft besessen. Sie hatte sich kaum gebildet, als die Liga sich mit ihr vereinigte. Die Befangennehmung des Königs war der Zweck dieser Vereinigung. Da man nämlich bemerkt hatte, daß Mantua der Ort sei, an welchem Heinrich in diesen Zeiten am liebsten verweilte: so nahm man sich vor, ihn dafelbst zu überfallen. Deslin, Guterode von Paris, und Willard-Brancas, Guverneur von Rouen, sollten an einem festgesetzten Tage mit so vielen Truppen, als sie ausfinden konnten, die Seine hinauf und hinauf fahren, sich unter den Mauern

ten Rantes vereinigen und einen lebhaften Angriff auf die Stadt machen, während die dritte Partei durch einen Aufbruch im Innern der Stadt zu ihrer Unterstützung bestimmt war.“ In dem glücklichen Erfolge des Unternehmens zweifelte man nicht; die einzige Schwierigkeit war, was man mit dem gefangenen Könige beginnen sollte. Doch ehe es zur Ausführung kam, wurden die Dreyſchen aufgefangen, welche den Papst mit dem großen Vorhaben bekannt machten. Nachdem nun das Geheimniß der Verschwornen verrathen war, konnte nur denen die Rede seyn, wie der unerschütterliche Cardinal von Bourbons behandelt werden müsse. König, nach seiner Wiederherstellung wieder im Rost der Heimlichkeit, war der Meinung, daß man ihn lieber beschämen als förmlich bestrafen möchte; und diesen Willen befolgte der König, indem er sich durch Vermittelung derjenigen verband, deren Werkzug sein Vater gewesen war.

Am stärksten war die Liga durch die enge Verbindung zwischen Paris und Reuen. Diese Verbindung zu trennen, war eine Hauptbestimmung Heinrichs. Ehe er aber zum Zwecke gelangen konnte, erschien, von Binger dem Vortzehlten gesendet, der Cardinal Legat Cambrino in Frankreich mit Vollmachten, welche den Geist des vorherigen Jahrhunderts athmeten. Er veranstaltete zu Rheims eine Versammlung, welcher die Herzoge von Burgund und Lothringen, nebst den Prinzen ihres Hauses, außerdem aber auch die Gesandten Spaniens und Savoyens, bewohnten. Ihm erklärte der Legat, daß er gekommen sei, „denjenigen zum König zu salben, den die Kirche erwählen würde.“ Es entstand die

Frage: ob und wie man die Schade zusammenberufen sollte; wobei selbst die eifrigsten Mitglieder der Liga einstanden, daß man sich höchlich machen würde, wenn man etwas unternähme, dessen Ausführung zweifelhaft sei. Eine zweite Frage war: ob der Legat seine Vollmacht nach ihrem ganzen Umfange bekannt machen wolle. Raynne widersprach; die übrigen aber meladen, es könne nicht schaden, wenn die guten Absichten des Papstes bekannt würden. Die letzteren siegten, und mit ihrer Genehmigung ersuchte der Legat im Namen des Papstes die Partei des Königs von Navarra zu verlassen, und bedrohte die Geistlichkeit mit dem Verluste ihrer Pfründen, wenn sie es mit einem Keger halten würde.

Was Raynne vorhergesehen hatte, geschah. Daß Frankreich sich empörte den einem solchen Verfahren; und diese Stimmung benutzend, beklagte Heinrich sich öffentlich über die Hindernisse, welche seiner Exekution in den Weg gelegt wurden. Uebereilung nannte er das Verfahren des Papstes; Unfluth das des Legaten. In Hinsicht der Erhaltung der königlichen Autorität, der Besitz des Königreichs und der Freiheit der gallischen Kirche, berief er sich auf den Ausspruch seiner Parlements und der Erzbischöfe und Bischöfe des französischen Reichs. Und diese Politik hatte den glücklichsten Erfolg. Die Parlements von Tours und Chalons erklärten die päpstliche Bulle für außersitzig und aufreißerisch, und verlangten, daß sie von Feuers Hand verbrannt werden sollte; den Legaten selbst beriefen sie vor Gericht, und um seiner habhaft zu werden, versprachen

für Denjenigen eine Belohnung, der ihn ausliefern würde, und verboten bei Lebensstrafe, ihn aufzunehmen und zu beirathen.

Wie man sich auch zu Rom die Erfolge berechnet haben mochte — heftiger als die römische Verschlagenheit wirkte die Furcht vor der Hockpotenz des Hauses Oesterreich: eine Furcht, welche ganz Europa beherrschte. Ihr verdankte Heinrich die nicht unbedeutenden Unterstützungungen, die er in der letzten Hälfte des Jahres 1591 erhielt. Heinrich's gute Sache zu unterstützen, landeten viertausend Engländer, und eine starke Verstärkung sollte der Graf von Effre, Elisabeth's Liebhaber, herbeiführen, sobald sie nöthig seyn würde. Die vereinigten Provinzen Hollands sandten eine wohl ausgerüstete Flotte von fünfzig Segeln nach den Küsten der Normandie, um 2500 Soldaten unter dem Befehle des Grafen Philipp von Ruffen ans Land zu setzen. In Deutschland hatte der Vicomte von Türenne mit so viel Erfolg unterhandelt, daß 5 bis 6000 Mann Heinerich, unter der Beführung des Fürsten von Anhalt, nach Frankreich zogen. Diese Verstärkungen, vereinigt mit 6000 Schwabern im Solde des Königs von Navarra und mit den übrigen katholischen und protestantischen Truppen, bildeten ein Heer von 40,000 Mann, und schienen den Ausschlag geben zu müssen.

Heinrich schritt zunächst zur Belagerung von Rouen. Diese Stadt, welche vor neunzehn Jahren einer hartnäckigen Belagerung von Seiten der katholischen Partei widerstanden hatte, bewies sich gegenwärtig nicht minder standhaft. Willard, Brancas, welcher die Besatzung

befehligte, war ein Mann von Einsicht, der, von dem Parlemeute unterstützt, ohne große Mühe alles vereinigte, was die Anstrengungen Heinrichs vereiteln konnte. Die Belagerung dauerte vom October 1591 bis zum 6. März des folgenden Jahres, wo die Wiedereinnahme des Herzogs von Parma ihre Auflösung bewirkte. Der eigentliche Zweck des Herzogs von Parma war, eine Macht aufzustellen, unter deren Schutz eine Generalversammlung und in ihr die Wahl der Infantin von Spanien zu einer Königin von Frankreich zu Stande gebracht werden könnte; die spanischen Agnaten sagten hier öffentlich. Ein solcher Zweck nun war nicht im Sinne des Herzogs von Nevers, dem nichts so sehr am Herzen lag, als seine persönliche Größe. Durch wiederholte Verstellungen von der dringenden Nothwendigkeit eines großen Schlages zum Vortheil der Liga, brachte er den Herzog von Parma zu dem Entschlusse, nach Nevers vorzugehen. Doch kaum hatte dieser die Grenzen der Picardie verlassen, als er sich von Heinrich angegriffen sah, der sein weiteres Vordringen verhindern wollte. Sogleich gab es Gefechte, in welchen die Unerfahrenheit des Königs mit der Besonnenheit des Herzogs rang. Zu Annulla hatte Parma es in seiner Gewalt, den König, der sich im Gefechte jeder Gefahr ausgesetzt, gefangen zu nehmen; und Nevers und Balise drangen darauf, daß er sein Wort daran setzen sollte. Dies war inzwischen etwas, wozu Parma sich nicht entschließen konnte. Als man einige Tage darauf erfuhr, in welcher Verlegenheit sich Heinrich befand, und der spanische General den Vortruss hüten mußte.

mußte, daß er eine so schöne Gelegenheit, Entscheidung zu betreiben, verfehlt habe, da anwesende er mit gewohnter Selbstthätigkeit: „ich würde sie noch einmal versuchen, wenn sie sich mir darbietet; denn ich würde glauben, es mit einem General, nicht mit einem Carabinier zu thun zu haben.“ Von diesem Ausspruch unterrichtet, antwortete Heinrich: „den Herzog von Parma kann es nicht schwer werden, klug zu seyn; denn er läßt mit Besorg, Eroberungen nicht zu machen, die er vertheilen kann. Ich hingegen vertheidige meine Krone, und was ist natürlicher, als daß ich, des ewigen Volgens überdrüssig, mein Blut verstricke, und alles wage, um das Ende des Krieges herbeizuführen?“ — Das Kriegsglück schwanke hin und her, bis endlich Parma, nach einem nicht unbedeutenden Verlust, sich heimwärts von Paris nach den Niederlanden zurückzog, gestrichen, Raum versetzt zu haben.

Wie Heinrich sich aber auch bemühen mochte, um auf Wege der Gewalt zu seinem Ziele zu kommen: in der Natur der Sache lag, daß ihm dies nur durch Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Franzosen in ihrer Gesamtheit gelingen konnte. Das französische Priestenthum, in seiner Verbindung mit dem französischen Adel, war im sechzehnten Jahrhundert noch viel zu mächtig, als daß ein protestantischer König von Navarra, welcher König von Frankreich werden wollte, das Recht gehabt hätte, über das Verhältniß der Kirche zum Staat irgend etwas bestimmen zu dürfen. Auf der anderen Seite bedurfte Frankreich, vermöge seines Umfangs und der Verschiedenartigkeit seiner Bevölkerungen, eines reichend-

fügen Königs viel zu sehr, als daß er sich anhaltend gegen die Nothwehr hätte verblenden können, welche eine ungeflügelte Thronfolge gewährte. Hierauf beruhte die Nothwendigkeit von Heinrichs Absatz von der protestantischen Kirche: er war die Bedingung des kaiserlichen Friedens, wenn dieser, nach einem mehr als dreißigjährigen Bürgerkriege, jemals widerstehen sollte. Heinrich selbst, von jener Nothwendigkeit überzeugt, schmeichelte sich nach dem Augenblicke, wo es ihm vergönnt seyn würde, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzutreten; und seine auserwählten Freunde, vor allem aber Rodri- billigten diese Schmeichelei, weil sie wußten, wie viel auf dem Spiele stand. Die Ständeversammlung, welche über die Wahl des Königs entscheiden sollte, war den 29. Juni 1593 eröffnet worden. Ein für Heinrich höchst vortheilhafter Umstand war der so eben erfolgte Tod des Herzogs von Parma; denn dadurch fiel der Stützpunkt weg, den die Liga in einem von ihm angeführten Heere hatte. Was noch besserer Vorbedeutung für die Wünsche des Königs war die Unthätigkeit der Katholiken. Es gab kein Muth, die Absichten des Papstes, des Königs von Spanien, der Herzoge von Savoyen und Lotharingen, der Herzoge von Burgund, Montpensier, Mercœur, Guise und der Prinzen von Condé zu vereiteln. Hier mußte ein Kampf Aller gegen Alle entstehen, der sich nur mit gegenseitigen Aufreizungen endigen konnte. Zwar kamen alle darin überein, daß der Zweck ihrer Zusammenkunft die Herabsetzung der kaiserlichen Autorität sei, und daß diese nur durch die Wahl eines katholischen Königs bewirkt werden konnte; allein

in den Mitteln wichen sie nur sehr wenig von einander ab. Rayenne erklärte ohne Umschweife, daß er den König von Neapel als König von Frankreich anerkennen würde, sobald er den katholischen Glauben angenommen hätte. Dagegen behaupteten der apostolische Legat und die Spanier, daß ein zurückgefallener Kämpfer nie zum Throne gelangen könnte, und daß Heinrich selbst nach seiner Befreiung bestraft werden müßte. Es entstand die Frage, ob Zeit und Ort es nicht mit sich brächten, das trientnaische Concilium anzunehmen; und diese Frage blieb zum Verdrusse des Legaten unentschieden. Eine andere Frage war: ob der Staat in der Kirche, oder diese in jenem enthalten sei; und diese Frage wurde bejaht oder verneinet, je nachdem der Eigenthum sprach. Da man sich aber nicht vereinigen konnte, so beschloß man zuletzt die Wahl des Königs aufzuschieben. Die Spanier billigten diesen Beschluß, und ihr König drohte mit einem päpstlichen Excommunic, daß in Frankreich einrückten sollte.

Den langen Streit seinem Ziele näher zu führen, veranstaltete Heinrich der Dritte, Ernst und Eifer; vermehrend, während er durch die Besetzung von Dring des Parlers die Zufuhr erschwerte, zu Winter und St. Denis Conventen zwischen protestantischen und katholischen Geistlichen, denen er regelmäßig beizuwohnte. Die Personen waren so gewählt, daß der Vortrag des gelehrten Talents auf Seiten der katholischen war; denn die Repräsentanten des Katholicismus sollten sagen, und sie sagten von dem Augenblicke an, wo einer von den protestantischen Geistlichen vorgelesen hatte, daß man

auch als Mitglied der katholischen Kirche selig werden könnte. „Kann man, sagte hierauf der König, auch als Mitglied der römischen Kirche selig werden: so erfordert die Klugheit, daß ich überträte; denn als Mitglied der römischen Kirche werd' ich nach dem Ausspruch der Katholiken und Protestanten selig, während ich als Mitglied der protestantischen Kirche nur nach dem Ausspruch der Protestanten, nicht auch nach dem der Katholiken, selig werde. Die Klugheit verlangt, das Sichere zu wählen.“ Der Weis der Franzosen erlaubte in diesen Zeiten, daß ein so leichtet Einfall entscheiden konnte. Die katholisch-geistliche Umgebung des Königs haarnach die Verantwortung für die Abkündigung des Gallicanismus, wosern der König sich anheischig machen wollte, eine feierliche Gefandtschaft nach Rom zu schicken, um die Absolution des Papstes zu erhalten: eine Bedingung, die sogleich angenommen wurde.

Die Ausöhnung mit der römisch-katholischen Kirche feierlicher zu machen, begab sich Heinrich nach St. Denis; und ohgleich der Legat die, welche seine Abschwörung annehmen würden, mit dem Verluste ihrer Pfanden bedrohte, so geschah diese doch den 25. Juli unter einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Pariser und andern Franzosen. Im Weis gekleidet erschien Heinrich, begleitet von Prinzen, Herren und Edelknechten, um 8 Uhr in der Kirche, wo der Erzbischof von Bourges, umgeben von einer Menge Prälaten und Geistlichen, das Evangelien-Buch in der Hand, seiner harrete. „Wer sind Sie?“ fragte der Erzbischof den König beim Eintreten in die Kirche. „Ich bin der König,“ antwortete Hein-

nich. „Was verlangen Sie?“ „Ich verlange aufgenommen zu werden in den Schoß der katholischen Kirche.“ „Wünschen Sie es mit Aufrichtigkeit?“ „Ich wünsche es von ganzem Herzen.“ Diefß fagend, ließ sich der König nieder auf die Knieen, und schenkte in die Hände des Erzbischofs, zu leben und zu sterben in dem Schoße der katholisch-christlichen und apostolischen Kirche, sie auf Befehl seines Lebens gegen alle und jeden zu verteidigen, und auf alle Regerei zu verzichten. Hierauf überreichte er den Papsten ein von seiner Hand geschriebenes Glaubensbekenntniß, küßte sich dem Eher und wiederholte dieselbe Profession am Fuße des Altars, welchen er küßte. Es wurde ein Te Deum angestimmt, und freudetrunkener unterbrach das Volk diesen Hymnus durch ein tausendstimmiges, oft wiederholtes: „Es lebe der König.“ Unter einem Segel hinter dem Altar empfing Heinrich die Absolution des Erzbischofs, und legte darauf eine feierliche Keffe. Nach herabigem Bettedienst war zu der Zeit, wo der König speiste, das Getöse so groß, daß viele für sein Leben fürchteten; er selbst blieb ruhig, wehrte den Wespem ab, und zog sich darauf zurück.

Heinrichs Abfall vom Calvinismus war der Todesstoß für die Liga. Nicht daß Wagnere und die Spanier sich auf der Stelle in ihr Schicksal ergeben hätten; sie suchten vielmehr ihren Anhängern zu beweisen, daß es ihnen zur Fortsetzung des Kampfes nicht an Mitteln fehle. Allein, welche Stellung sie auch echnen mochten: sie fühlten sich bald von der öffentlichen Meinung fortgejogen, und unfähig noch länger zu widerstehen,

machte Jeder seinen Frieden mit dem Könige, so gut er konnte. In der Abwesenheit des Herzogs von Burgund übertrug ihm der Statthalter Brissac die Thron von Paris. Beim Einzug in die Hauptstadt rief Heinrich aus: „Paris ist wohl der Waise werth!“ Der französische Thron, lang erschüttert, und pulvert von den Erbfeindlichen, welche das Feudal-System wieder herzustellen trachteten, untergraben, wurde durch ihn wieder aufgerichtet und besetzt. Je mehr Frankreich in den Bürgerkriegen gelitten hatte, desto mehr empfand es die Wohlthätigkeit der Monarchie. Daher das gesegnete Andenken Heinrichs in den Annalen des französischen Reichs! Wenn dieser König die meisten seiner Vorgänger an Bildung übertraf, so muß man, um diese Erscheinung zu erklären, auf den Zeitraum zurückgehen, wo er großmüthig war, sein Thronrecht gegen seine Gegner zu vertheidigen, vor allen aber auf den Umstand, daß er durch den Calvinismus in Widerspruch stand mit seinen Ansprüchen und Bestrebungen. Eine Uebersicht, viel besprochen, kann nur von denen richtig beurtheilt werden, die den Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum gefaßt haben. Einem Innern nach blieb Heinrich sich selbst getreu; und wir werden weiter unten sehen, wie richtig er das Verhältniß seiner Zeit beurtheilte, und durch welche Mittel er es zu befruchten hoffte. Wir wenden uns jetzt nach den Niederlanden, um den Gang der spanischen Regierung unter Philipp dem Zweiten zu beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Korngesetze.

Die Gesetzgebung Englands in Hinsicht auf die Erzeugnisse seines Ackerbaues, und das aus derselben hervorgegangene System, die Einfuhr des ausländischen Getreides zu verbieten oder zu beschränken, ist schon lange ein Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit für die übrigen europäischen Staaten. Unter diesen ist aber ein Theil der nördlichen, vermöge ihrer Lage, so sehr dabei interessiert, daß sie auf eine jede Veränderung, die England in diesem Theile seiner Gesetzgebung vorzunehmen veranlaßt werden könnte, die gespannteste Aufmerksamkeit richten. Jede Nachricht von der Fortdauer der bestehenden Verbote, oder von Aufhebung derselben, macht einen ganz entgegengeetzten, aber stets gleichen Eindruck, und es geräth dabei den Menschen, als wenn der Ackerbau ihrer Staaten, als wenn das Wohl und das Wehe so vieler Millionen, die sich damit beschäftigen, gänzlich von England abhängig sei. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, möchte es wohl ein dringendes Bedürfniß seyn, in die Natur dieses Gegenstandes einzutreten, und zu untersuchen: ob jene Verhöltnisse nothwendig und unmittelbar aus den Gesamtverhältnissen des Landes, aus seiner Lage und seinem Zustande hervorgehen, oder ob sie auf einer Ansicht der

Regierung beruhen, die, abgesehen von allen andern Verhältnissen, dadurch das Land in die Lage versetzen muß, in Hinsicht eines der ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse vom Auslande unabhängig zu seyn. Das Ergebnis einer solchen Untersuchung muß für alle dabei theilhaftigen Staaten von hoher Wichtigkeit seyn, weil die Kenntniß, zu der sie auf diesem Wege gelangen, den schmerzhaften Zustand, in welchem sie selbst in Hinsicht der Erzeugnisse ihres Ackerbaues sich befinden, entfernen muß; denn indem sie dadurch zurückgehalten werden, einer eingebildeten Hoffnung oder einer grundlosen Furcht sich hinzugeben, werden sie zugleich auf sich selbst zurückgewiesen, um unmittelbar die Nothwendigkeit zu erkennen, in einem so wichtigen Gegenstand, als der Ackerbau ist, der mit dem ganzen Staatsleben so innig zusammenhängt, ebenfalls ihre Unabhängigkeit von England zu erhalten.

Eine solche Untersuchung kann aber nur dann gelingen, wenn sie von aller Einmischung von Grundätzen der reinen Theorie sich entfernt hält. Hat die englische Regierung sich noch den Gesammterhältnissen, nach dem innern Zustande und der Lage des Landes, bei ihren gesetzlichen Anordnungen über die Erzeugnisse ihres Ackerbaues bequemen müssen: so ist sie schon dadurch außer Stande, den Grundätzen der reinen Theorie zu folgen; liegen aber diesen Anordnungen wichtige Staatsgrundsätze zum Grunde, so ist die Nothwendigkeit, den Staat in dieser Hinsicht unabhängig erhalten zu müssen, und glaubt sie wirklich diesen höchsten Staatszweck auf diesem Wege erreichen zu können: so wird sie

nicht weniger alle Lehrer der reinen Theorie prüfend sein müssen, und das um so mehr, als sie selbst die Ueberzeugung haben muß, daß ein solches Gut nicht ohne bedeutende Opfer erlangen werden kann. In der That ergibt es sich auch, daß, weil alle Untersuchungen über diesen Gegenstand bisher mit Zerschmetterung der reinen Theorie geführt worden sind, er selbst nicht hat aufrechterhalten werden können. Alle Bemühe, die von dort hergeholet werden, alles, was sowohl englische als ausländische Schriftsteller gethan haben, um die Absurdität der englischen Besetzung in ihren Anordnungen über den Getreidehandel in ein klares Licht zu stellen, sind von ihr gar nicht beachtet worden, und sie hat es vorgezogen, sich eher dem bitteren Verwurf auszusetzen, daß sie hinein aller gesunden Vernunft Hehn spreche, als auch nur im Mindesten von den einmal angenommenen Grundsätzen sich zu entfernen. Durch diese Betrachtungen glauben wir hinreichend gerechtfertigt zu seyn, wenn wir unsere Untersuchungen auf historischem Wege aufstellen; und indem wir hier zu erforschen suchen, wie der jetzige Zustand der Dinge von frühen Zeiten her sich allmählig entwickelt hat, müssen wir auf alle Verhältnisse, die darauf eingewirkt haben, Rücksicht nehmen, um die Macht, die sie auf der Besetzung ausgeübt haben und noch ausüben, vollständig darstellen zu können.

Das erste, was wir zu betrachten haben, ist die Zeit, die wir uns zu unserer Untersuchung wählen.

Eine Untersuchung auf historischem Wege kann nur mit der frühesten Zeit anfangen: sie muß die Bildung in ihrem Keim zu entdecken suchen. Deswegen wollen

wie in der Darstellung der englischen Gesetze, die sich auf die Erzeugnisse des Ackerbaues beziehen, mit der frühesten Zeit beginnen, von dem ersten erlassenen Gesetz anfangen, und die darauf folgenden, der Reihe nach, bis auf unsere Zeit hinauf, anführen. Da wir kürzlich genöthigt seyn werden, auf diese Gesetze zurück zu kommen, so wollen wir, zur Erleichterung der Uebersicht, sie in ihrem wesentlichen Inhalte hinstellen, und die Worte, die die Verfassung dabei gehabt haben könnte, späterhin anführen.

1) Gesetz vom Jahr 1670, vom 22sten Parlament Carl II. Cap. 13.

Dieses Gesetz bestimmt eine Abgabe von jedem, aus der Fremde eingeführtem Quarter Weizen, von 16 Schilling Sterl., so lange der Preis des Weizens auf dem englischen Markte nicht höher, denn 33 Sch. 4 Pence der Quarter sehet; ist aber der Preis über 33 Sch. 4 Pc. und geringer denn 4 Pf. Sterl., so soll die Abgabe nicht höher, denn 8 Sch. vom Quarter seyn; und nur 3 Sch. 4 Pc. vom Quarter, sobald der Marktpreis über 4 Pf. Sterl. für den Quarter gestiegen ist. Dieses Gesetz ist das erste, das in England die freie Einfuhr des Weizens aus der Fremde durch eine Abgabe zu beschränken suchte, denn die frühern Gesetze, als

2) die Acte vom 12ten Parlament Carl II. handelt nur von der Ausfuhr des Getreides aus England, und bestimmt sie als frei und ungehindert, sobald der inländische Marktpreis des Weizens nicht höher, denn 40 Sch. für den Quarter sei, so wie

3) die Acte vom 15ten Parlament Carl II. die

freie Ausfuhr noch mehr begünstigt, indem sie auch dann noch ungehindert Statt finden solle, wenn der Marktpreis des Weizens unter 40 Sch. für den Quarter ist, (wo denn

4) jene eben angeführte Acte des 22ten Parlamentes einfüßt, welche die freie Ausfuhr gestattet, wenn der Marktpreis sich über 40 Sch. erheben.)

5) Die Acte des ersten Parlamentes Wilhelm und Maria erweitert diese Erlaubniß um ein Bedeutendes, indem sie, für jeden Quarter Weizen, der aus England ausgeführt wird, so lange, als der Marktpreis desselben sich nicht über 40 Sch. erheben, eine Prämie von 5 Sch. auf den Quarter zuerkannt.

6) In den Jahren 1765 bis 1773 fanden jährliche Anordnungen des Parlamentes, nach dem jedesmaligen Zustande der Ernte und des Bedürfnisses, über die Ein- und Ausfuhr des Weizens Statt. Es waren Versuche um

7) die Acte des 13ten Parlamentes Georg III. Cap. 43. vom Jahre 1773 vorzubereiten. Diese Acte wider-
ruft die Abgaben, die die 22ste Acte Carol II. Cap. 13. (s. oben Nr. 1.) von der Einfuhr fremden Weizens fordert, von dem Augenblick an, wo der Quarter Weizen mittlerer Qualität auf 40 Sch. auf dem einheimischen Markt gilt. Auch die Prämie auf die Einfuhr englischen Weizens nach der Fremde, nach den Bestimmungen der ersten Acte Wilhelm und Maria (s. oben Nr. 5.) wird aufgehoben, sobald der einheimische Marktpreis höher denn 44 Sch. der Quarter steht.

8) Die Acte des 31sten Parlamentes Georg III. vom Jahre 1791, verändert diese Bestimmungen gänzlich, indem sie setzt:

a. die hohe Abgabe bei der Einfuhr von jedem Quarter Weizen, nach den Bestimmungen der ersten Acte Karls II., findet Statt, so lange der Marktpreis auf dem einheimischen Markt unter 50 Sch. der Quarter steht;

b. steigt der Marktpreis von 50 auf 54 Sch., so ist die Abgabe von jedem eingeführten Quarter fremden Weizens nur 2 Sch. 6 Ps.;

c. hat aber der Marktpreis sich über 54 für den Quarter erhoben, so ist die Abgabe nur 6 Ps. von jedem aus der Fremde eingeführten Quarter.

d. Die Prämie auf die Ausfuhr einheimischen Weizens nach der Fremde wird auf 5 Sch. für den Quarter niedriger herabgesetzt, und so lange vergütet, als der Marktpreis unter 44 Sch. steht; hingegen ist die Ausfuhr gänzlich verboten von dem Augenblick, wo der Marktpreis auf 46 Sch. und darüber sich erhoben hat.

g) Die 44te Acte des Parlaments Georg III. (Cap. 3. vom Jahr 1804) macht hien wieder Abänderungen. Es wird bestimmt:

a. Eine Abgabe von 24 Sch. 3 Ps. von jedem aus der Fremde eingeführten Quarter Weizen, so lange der Marktpreis desselben unter 63 Sch. steht.

b. Bei einer Erhöhung des Marktpreises auf 63 bis 65 Sch. der Quarter, fällt die Abgabe auf 2 Sch. 6 Ps. für jeden aus der Fremde eingeführten Quarter, und

c. bei einer Erhöhung über 65 Sch. ist die Abgabe nur 6 Ps. von jedem Quarter.

d. Die Prämie auf die Ausfuhr des einheimischen

Weyland von 3 Sch. für den Quarter wird vergütet, so lange der Marktpreis desselben unter 48 Sch. für den Quarter sich erhält: erhöht letzterer aber sich auf und über 44 Sch., so ist die Ausfuhr des Weylands gänzlich verboten.

Das sind die Befehle die über die Ein- und Ausfuhr des Weylands in einem Zeitraum von hundert und vier und fünfzig Jahren auf einander gefolgt sind. Wir halten ein späteres nicht ohne Absicht noch zurück, weil wir an einem andern Orte einen schicklichern Platz für die Aufstellung desselben haben werden. Wir wollen jetzt einige Worte über die Motive sagen, welche die verschiedenen Gesetzgebungen, so weit wir im Stande sind sie erklären zu können, bei Abfassung dieser Befehle gehabt haben mögen.

Erstlich Cromwell, aus Haß gegen die Holländer und aus Rücksicht gegen die englischen Colonien im Jahr 1651, jene berühmte Navigationsacte, die später dem englischen Handel und Wohlstand ein so mächtiger Hebel wurde, im Parlament durchsetzte, wandte sich die Abhängigkeit der englischen Nation mit allen Kräften auf den Handel und die Schifffahrt. Hatten die inneren Kämpfe in der jungen Republik und das Misserath in dem Besende und der Dauer des Protectorats nicht der Energie des englischen Volkes Schranken gesetzt: so würde man damals schon den Nachtheil, der aus der Abhängigkeit, wozu die Navigationsacte führte, für den Ackerbau hervorgehen mußte, empfunden haben; denn gewiß hätte der große Eifer, mit welchem man sich dem Handel und der Schifffahrt hingab, für diese letztem alle Capitalien an sich gezogen, und indem er sie zu

gleich dem Schiffbau entzog, hätte er diesen einen empfindlichen Nachtheil zugefügt. Nach der Zerkunft Carl's, und als es nach und nach ruhiger wurde, entwickelte sich zuerst die ganze Bedeutsamkeit der Navigation, und ihr hoher Werth wurde nun erst eigentlich erkannt, eben auch mit diesem zugleich der Nachtheil, den sie auf den Schiffbau ausüben müsse. Diesen zuzukorrigiren, das, glaubte man, könne nur durch eine directe Unterstützung des Schiffbaues geschehen. Man fing damit an, die Ausfuhr des Getreides, namentlich des Weizens, zu erlauben, wie eben in den Bestimmungen der Aiten unter Nr. 2. und 3. nachgewiesen worden ist. Allein es scheint, als wenn diese der unterliegenden Absicht nicht haben entsprechen können; und so mußte man zu durchgreifenden Maßregeln, zu einer kräftigern Unterstützung schreiten, deren Bestimmungen die 22te Aite Carl's II. (s. eben Nr. 1.) enthält. Durch diese Bestimmungen wurde nicht nur die freie Ausfuhr aufrecht erhalten, sondern zum erstenmale wurde auch die freie Einfuhr des Weizens auf die Fremde beschränkt, welche Beschränkung unter gewissen Umständen, z. B. bei der Bestimmung des Marktpreises auf 53 Sch. 4 Pl., die Wirkung einer gleichem Verbot's haben mußte. Welche Ursachen die Preise des Weizens unter der Regierung Jacob's II., trotz der Aufrechterhaltung der 22sten Aite Carl's II., dennoch so niedrig gehalten haben, wie wir sie in der weiter unten aufgestellten Uebersicht finden, läßt sich, aus Mangel an hinreichenden Nachrichten, nicht wohl angeben; wahrscheinlich ist es, daß der Auftrieb, von einer hohen Schiffsahrt unterstützt, bedeutende

Fortschritte gemacht hatte, und der Umfang seiner Erzeugung größer als der Bedarf war; denn wir sehen, daß das erste Parlament Wilhelm's zu einer neuen Maßregel, um den Ackerbau zu unterstützen, sich bequemen mußte, und eine Prämie von 5 Sch. auf den Quarter, ungefähr 10 P. von dem Werth, bewilligte. Mit dieser Bewilligung wurde nun das System der Beförderung, dessen Elemente in Beförderung der Ausfuhr, in Beförderung der Einfuhr bestehen, abgeschlossen, und die Absicht ist nicht zu verkennen, daß sie dadurch eine Gleichstellung der Ackerbau von dem im Ackerbau, mit dem im Handel und den übrigen Industriezweigen angelegten Capitale hat beschreiben wollen. Dieser Zweck muß gleichlich erreicht worden seyn, weil wir keine Veränderungen in diesen Bestimmungen in einem so bedeutenden Zeitraum, als der von beinahe 75 Jahren ist, gemachten. Im Jahr 1763 wurde die Ausfuhr des einheimischen Getreides gänzlich verboten, und die Einfuhr wurde nach verschiedenen Abänderungen, die jährlich gemacht wurden, erlaubt, und dieses waren Versuche und Vertheilungen zu dem Gesetze von 1773, das von dem Obern Lord Parnell, der die Bill ins Parlament brachte, den Namen der Lord Parnell auch noch heute führt. Der Beweggrund zu diesem Gesetze scheint auf ganz andern, den bisherigen entgegengelegten Absichten zu ruhen. Man schätzte damals den Reichthum des Landes von einem solchen Umfange, daß er für alle Industriezweige, für den Handel so gut, wie für den Ackerbau, hinreichende Capitallen darbiete, und man fand hierin auch einen mächtigen Beweggrund, die Manufacturen zu

haben, die damals anfangen sich auszubreiten und aufzublühen. Um sie zu hoher Vollkommenheit zu bringen, glaubte man, daß es für England höchst wichtig sei, die Nahrungsmittel in den reichlichsten Quantitäten zu erhalten, weil man dadurch im Stande wäre, auch den Ueberflusse niedrig zu halten. Deshwegen wurde nicht nur die Ausfuhr des Weizens, als des vornehmsten Nahrungsmittels, nach der Fremde verboten, sondern auch die Einfuhr desselben aus der Fremde wurde auf alle mögliche Weise begünstigt. Diese Absicht scheint vollkommen erreicht worden zu seyn, denn wir sehen in den sechs Jahren (die auf diese Zeit folgen) daß der Durchschnittspreis des Weizens um 20 Procent niedriger steht, als in dem vorhergegangenen viertel. Im Jahr 1789 saugen die Preise wiederum an, in die Höhe zu gehn, woran wahrscheinlich der Krieg mit Amerika einen bedeutenden Antheil hatte; auch scheint es, daß auch in diesem Kriege emporsteigende und vermehrte Nationalerzeugnisse, das Steigen des Werths vom Grund und Boden herbeigeführt hat: denn wir sehen bald, die Kornpreise und den Werth des Bodens in die Höhe gehn, bis zum Jahre 1790 und noch mehr bis 1800. Doch, da mit dem ersten ein ganz neuer Zeitalterschnitt anfängt, da von diesem an bedeutende Ereignisse Statt gefunden, die für den Aufwuchs erfolgreich gewesen sind: so wollen wir unsere historische Uebersicht vorläufig hier mit dem Jahr 1790 schließen, da überdem der neue Zeitalterschnitt unsere ganze Aufmerksamkeit an sich zu ziehen geeignet ist. Dessen eher scheint es uns nothwendig, am Ende dieser Periode einen Rückblick auf die englischen Korn-

Korn-

Kornpreise, auf die Quantität des auch und ein-
geführten Getreides, während der Dauer derselben,
zu werfen, und alsdann eine bestimmte Rücksicht von
dem Umfang und den Fortschritten der Volkszahl selb-
sten zu lassen. Die Durchschnittspreise des Quarter
Weizens auf dem englischen Markt waren, von

1646 bis 1666,	57 Sch. 5½ Pz.	} Stompreis.
1666	86, 46 . 3 .	
1666	1765, 33 . 3 .	} nach Chalmers' Ang.
1765	95, 44 . 7 .	
95	1804, 68 . 5 .	} nach dem Zollhaus-
1804	13, 88 . 11 .	

nach der Angabe des Comités im Parlament vom
Jahr 1801.

Andere Angaben zeigen die Veränderung der Korn-
preise in kürzeren Zeitabschnitten. Die nachstehende Un-
tersuchung möchte nicht ganz ohne Interesse seyn.

Durchschnittspreise in Jahren Zeitabschnitten.	Jahre der höchsten Preise.		Jahre der niedrig- sten Preise.	
	S.	P.	S.	P.
1651 b. 83 .	50	4	1652	74 -
Jacob II. 1683 . 89	39	4	85	46 0
Wilhelm 1689 . 1703	30	1	96	71 -
Anna 1703 . 1714	42	3	1709	78 6
Georg I. 14 . 27	40	8	1725	43 6
Georg II. 27 . 33	38	10	38	54 6
	33	7	40	50 8
	47	60	57	60 -
Georg III. 60 . 74	47	4	67	64 -
	74	80	74	52 8
	80	90	90	53 -
	90	1800	62	6
			1800	112 8
				92
				44 4

Als nämlich der bedeutende Mangel an Nach-
 rungsmitteln im Jahre 1800 bis z beide Parlamente
 sich sehr eifrig mit diesem Gegenstand beschäftigten,
 legte der Reichsrath von dem durch das Oberhaus
 niedergesetzten Comité, folgende Nachrichten über die
 Aus- und Einfuhr des Getreides während eines Zeit-
 raums von 100 Jahren vor.

Wolzen u. Wolzenmehl. Von 1697
 bis und mit dem Jahre 1766, also in einem
 Zeitraume von 70 Jahren, war die Ausfuhr
 aus England und Schottland an diesen Ge-
 genständen, ein Jahr ins andere genommen
 und im Durchschnitt alle, jährlich an . Qu. 210,231.

Im Jahre 1767 wurde eine Einfuhr
 aus der Fremde notwendig, und von diesem
 Jahr bis und mit dem Jahre 1784 wurden,
 ein Jahr ins andere, aus der Fremde ein-
 geführt, im Durchschnitt jährlich . . Qu. 91,525

Von und mit dem Jahre 1785 bis zu
 und mit dem Jahre 1789 wurde wiederum
 nach der Fremde ausgeführt, nach einem
 jährlichen Durchschnitt 198,641
 Qu. jährlich.

Von dem letzten Jahre an wurde der Be-
 darf der Einfuhr wieder dringender, und mit
 Ausnahme des Jahres 1792, in welchem al-
 lin 278,019 Quarter ausgeführt wurden,
 mußte in allen folgenden Jahren aus der
 Fremde eingeführt werden, und zwar in den
 Jahren 1790 bis 94 im Durchschn. jähel. . 182,021

Quarter. Vom Jahre 1795 bis 99 ebenfalls 469,966
 Qn. jährlich, und in den 12 Monaten vom
 26. Sept. 1799 bis 27. Sept. 1800

in England 1,032,121

in Schottland 114,615

im Ganzen . . . 1,146,736

Quarter.

Gerste. In den oben angeführten 70
 Jahren von 1697 bis 1766 war die Aus-
 fuhr an diesem Korn, nach einem jährlichen
 Durchschnitt, jährlich von Qn. 252,031

Während der 8 Jahre von 1767 bis 74
 war die Einfuhr im Durchschn. jährl. Qn. 5,384

In den 15 Jahren von 1775—1789
 war die Ausfuhr im Durchschn. jährl. Qn. 96,336

Von 1790—1799 war die Einfuhr
 nach einem jährl. Durchschnitt Qn. 50,153

Jährlich, aber in den 12 Monaten vom 26.
 Sept. 1799 bis 27. Sept. 1800 war die
 Einfuhr für England 61,034 Qn.

Schottland 6,954 .

im Ganzen . . . 67,988 Q.

Oafer. Von diesem Korn mußte seit
 1750 jährlich eine Quantität auf der Grenze
 dazuführt werden, welche jährlich größer wurde.
 Von den Jahren 1795—99, beide mit ein-
 geschlossen, war der Ueberschuß der Ein-
 fuhr, nach einem jährlichen Durchschn. . . . 618,643
 Qn. jährlich, in den 12 Monaten vom 26.
 Sept. 1799 bis 27. Sept. 1800 war die Ein-

fuhr für England Qu. 446,712
 Schottland 32,608
 im Ganzen also Qu. 478,320.

Eine eigentliche, genaue und bestimmte Volkszählung gab es in England von früheren Zeiten her gar nicht. In der Sitzung des Unterhauses vom 19. November 1800, machte der Sprecher des Hauses, Alder, (jetzt Lord Alderston) darauf aufmerksam, was früher die dringende Nothwendigkeit einer genauen Volkszählung in ein helles Licht, da in der bisherigen Lage, worin dieser Gegenstand sich befand, das Parlament selbst keine bestimmte Beschlüsse in Hinsicht des Mangels und der Nothwendigkeit nehmen könne, indem es nicht einmal wisse, wie groß die Volkszahl sei, um den Bedarf der Verwaltungsmittel berechnen zu können. Bei dieser Gelegenheit ging er alles, was in Hinsicht der Volkszählung in England seit der frühesten Zeit geschehen ist, durch, und wir verdanken ihm die folgenden Nachrichten:

Wod den Zeiten Edward's III. ist eine Steuerrolle vorhanden, nach welcher eine Volkszählung von Grafschaft zu Grafschaft gemacht worden ist, welche die Bevölkerung von England und Wales auf 2,153,000 angibt.

Zur Zeit Elisabeth's forderte der Geheimrath der Königin die Bischöfe auf, eine Liste über die Anzahl der Familien, die in ihrem Sprengel sich befinden, anzufertigen; und nach dieser wurde die damalige Bevölkerung auf 5,000,000

angenommen. Zur Zeit Jacobs II. gaben die Bischöfe eine Liste von sinnlichen Son-
 muckenten ihrer Sprengel, und hiernach wurde die ganze Bevölkerung zur Zeit der Restauration auf 6,500,000 geschätzt. Auf diese Angabe und mit Hinzurechnung von Klosterleuten, Abgelen, Zisten und Kirchspielregisten, haben zur Zeit Wilhelm III. Leute, die in solchen Berechnungen sehr geschickt waren, die Bevölkerung auf 7,000,000 geschätzt. Zu Georg III. Zeiten gab es Leute, die behaupteten, daß zwischen der Revolution und dem Pariser Frieden von 1763, die Bevölkerung um 1,500,000 Seelen abgenommen habe; allein es ist leicht zu beweisen, daß sie gerade um 2 Millionen sich vermehrt habe. Auffallend aber bleibt es dennoch, wie gerade die geschicktesten Leute, die in solchen Berechnungen als Autorität gelten können, in dem Bestand der Volkszahl in den jetzigen Zeiten so sehr von einander in ihren Berechnungen abweichen. Ein Theil von ihnen schätzte sie nur auf 8,000,000, während ein anderer, und wie es nach den mühsamsten und sorgfältigsten Untersuchungen scheint, sie mit Recht auf 11,000,000 schätzte. Schottland habe wohl im Jahr 1755 eine Volkszählung vorgenommen, da es aber eine Privatfache war, so mußte man schon

darum dagegen mißtrauisch seyn, weil den Privaten weder alle Hülfsmittel noch die Macht des Zwanges dabei zu Gebote stehen. Und noch mehr Verwirrung herrsche über diesen Gegenstand in Irland. Da das Parlament auf diese Rede zur Einbringung einer Bill über diesen Gegenstand die Erlaubniß gab, die auch ohne Widerstand durchging: so wurde darauf die Volkszählung im ganzen Reiche vorgenommen, und es ergab sich auf den Bericht, daß im Jahr 1802 die Volkszählung war:

in England und Wales	9,343,000
in Schottland	1,452,052
England und Schottland zusammen	10,795,055.

Aber gegen die Richtigkeit dieser Zählung wurden Einwendungen gemacht; sie wurde daher im Jahr 1811 wieder vorgenommen, und es ergab sich

für England	9,532,827
• Wales	611,700
• Schottland	1,205,600

Hiezu sollen gerechnet werden die Land- und Seemacht, die in diesen Zählungen mit aufgenommen waren 640,000

die Gesamtzahl 12,390,303.

Allein auch hiergegen machte man Einwendungen; man behauptete, die Landmacht sei zweimal darin aufgenommen, ebenfalls die Seemacht; die Matrosen erschienen einmal auf den Musterrollen der Marine, und

ein andermal wären sie in die Zählung der einzelnen Kirchspiele mit aufgenommen. Die Oppositoren warf geradezu den Ministern die Absicht vor, das Volk durch eine Darstellung des glänzenden Zustandes der Bevölkerung täuschen zu wollen, und man wolle diese Volkszählung in ihren Angaben nicht höher denn für 12,000,000 stellen lassen. Und würde es von unserem Wege so weit abführen, wenn wir die Mängel der englischen Volkszählung, die größtentheils in der Eigenthümlichkeit der Verfassung ihren Grund haben, hier auseinander setzen wollten; auch scheint es uns, daß es für unseren Zweck nicht so genau darauf ankomme, ob die Volkszahl um 500,000 größer oder geringer ist. Der Vollständigkeit wegen wollen wir noch die Nachreichten über die Volkszahl Irlands hier mit aufnehmen. Im Jahre 1812 gab man diese letztere auf 6 Millionen an; da man aber keine bestimmte Data dieser Schätzung unterzulegen konnte, so nahm man zu einem eben so mühsamen als künstlichen Calcul seine Zuflucht: man berechnete sie nämlich nach dem Verbrauch an Zucker in diesem Lande. Wer es weiß, wie oft der Statistiker nach dem sonderbarsten Element forscht, um eine Berechnung darauf zu gründen, der wird sich nicht wundern, wenn er englische und irische Statistiker nach einem solchen (als der Verbrauch des Zuckers ist) greifen sieht; aber es kann nicht wohl genommen werden, wenn man dagegen seine bescheidene Zweifel hat. Irland hat seit seiner Vereinigung so bedeutende Fortschritte im Wohlstand gemacht, daß der Verbrauch gewisser Gegenstände sich wohl vermehrt haben kann, ohne daß die Bevölkerung davon

Die Ursache zu seyn braucht. Wein ꝛc. ist ein Gegenstand, dessen Verbrauch, seitdem die Abgabe davon so bedeutend erhöht worden, nach allen Nachrichten, die wir vorüber haben, sich sehr vermindert hat. Dagegen ist der Verbrauch des Thees, der starken Biere, der gelbigen Getränke in derselben Zeit um das Doppelte vermehrt worden. Warum sollte nicht der Verbrauch des Zuckers, durch dieselben Ursachen, sich ebenfalls vermehrt haben? Darauf aber haben die parthischen Rechnungsführer keine Rücksicht genommen, und deswegen müssen sie sich es auch gefallen lassen, wenn wir mit den besonnensten englischen und irischen Schriftstellern, die diesen Gegenstand behandelt haben, die damalige (1812) Volkszahl Irlands, die Armee (30,000) mit eingebracht, auf 5,000,000 ansetzen, und hiernach die Bevölkerung aller drei Reiche im Jahr 1812 auf 17 Millionen annehmen.

Wir haben in dem vorhergehenden Paragraph die Geschichte der englischen Gesetzgebung, in Hinsicht auf die Erzeugnisse seines Ackerbaues, oder um es in bestimmtere Worte auszudrücken, die verschiedenen Anordnungen derselben, in Hinsicht der Ein- und Ausfuhr, bis zum Jahr 1790, fortzuführen gesucht, und mit diesem letzten Jahre einen neuen Abschnitt zu machen und verpflichtet, weil von nun an wieder bedeutende Veränderungen Statt gefunden haben.

Die letzten Jahre des Jahrzehends 1780 — 90 waren den Erzeugnissen des Ackerbaues günstig; wir so-

ßen, daß der Durchschnittspreis des Weizens in diesen 10 Jahren 15 Procent höher, denn in den vorhergegangenen war; der Preis des Bodens ging gleichmäßig in die Höhe, und das mußte der Fall nach dem endlich eingetretenen Frieden seyn, wo ein bedeutender Theil Capitalien nicht mehr in Kriegszuständen, die der Krieg zu unmittelbar nothwendigen Bedürfnissen geschaffen hatte, angewendet werden konnten, und andern, denen der Friede ein ruhigeres Betreiben versprach, zugewandt werden mußten. Von der andern Seite aber war die Schuldenlast, mit der England aus diesem Kriege hervorging, so sehr bedeutend, daß der jährliche Staatsaufwand beinahe das Doppelte der früheren Friedensjahre betrug, und die deswegen nöthig geordneten Steuern und Auflagen eine durchgängige Anstrengung der Nation, nach allen Richtungen hin, erforderten, um die neuen Lasten tragen zu können. Die Wissenschaft sag an, ihre Aufmerksamkeit dem Ackerbau zugewenden, und nicht geringe waren die Vortheile, die für ihn darauf hervorgingen; aber, indem er mit ihrer Hülfe bedeutende Fortschritte machte: indem die Gesetzgebung darin ein Mittel für eine kräftigere Aufbebung der Steuern gewahrte, erkannte sie aber auch eben sobald die Nothwendigkeit, ihn von dem Druck der fremden Concurrenz zu befreien; und so kam sie in der Zeit des 30sten Parlements Georgs III. vom Jahr 1791 C. 39, (s. oben Nr. 8.) auf die früheren Grundsätze zurück, um beide Hebel, die Beschränkung der Einfuhr und die Begünstigung der Ausfuhr, in Bewegung zu setzen. Die Fortschritte des Ackerbaues waren günstig; denn mit

haben aus dem Verichte des Oberhauptes gesehen, daß im Jahre 1792, bei einem Marktpreise von 44 Sch. 3 Pl. für den Quarter Weizen, 200,000 Quarter, bei Vergütung der Fracht, ausgeführt worden sind.

Bei dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich gestiegen die Dinge sich noch vortheilhafter für den Ackerbau. Die Hauptbedürfnisse des englischen Volkes, die nothwendigen Bedingungen für seine Existenz, sind Brodt, und zwar das kostbarste, das nur aus dem besten Weizenmehl erzeugt werden kann, Fleisch und fernes Bier; und der Bedarf an diesen drei Gegenständen übersteigt bei weitem den Bedarf eines jeden anderen Landes, bei gleicher Volkszahl. Der Verbrauch in den beiden zuerst genannten Gegenständen wird daher stets die Basis seiner Ackerwirtschaft bilden, und schon Adam Smith hat die Wichtigkeit derselben hervorgehoben, indem er nachgewiesen hat, wie beide sich so glücklich das Gleichgewicht halten, und dem Landmann die Mittel an die Hand geben, wenn der Getreidebau zu ergiebig, und die Preise dadurch herabgedrückt würden, in der Vermehrung des Viehstandes und in der Erzielung einer größeren Quantität Fleisches, eine Entschädigung zu finden; und wirklich sehen wir, daß, bei den Fortschritten des Ackerbaues, die Erzielung einer größeren Menge und bessern Viehfutters, so wie eine vorzügliche Viehzucht, die Sorgfalt des Landmannes vorzüglich auf sich gezogen hatten. Der Augenblick war überdies günstig und sehr einladend; denn der Krieg, der die Auslösung des herrlichen Blutes nothwendig machte, erforderte für die Verpflegung der Marine eine sehr bedauernde Quantität

Weißend, und wohl mag das die wichtigste Ursache gewesen seyn, warum, bei dem ohnehin niedrigen Preise des Getreides, viele Landwirthe große Anstrengungen gemacht haben, um den Ertrag des Bodens durch eine vergrößerte Bepflanzung und Birkmaßlung zu erhöhen. Dadurch wurde aber auf der andern Seite der Körnerbau vernachlässigt, und diese Vernachlässigung wurde durch den Mißwachs im Jahre 1794, und durch einen noch größeren im Jahre 1795, sehr empfindlich, als man durch zwei unmittelbar auf einander gefolgte Winterzeiten, es sich nicht verborgen konnte, daß ein Mangel, und vielleicht gar in der Ausdehnung eine wirkliche Hungersnoth, die Folge davon seyn könnte. Der Minister konnte nicht länger darüber schweigen; er mußte dem Parlament Nachricht davon geben, und es auffordern, gemeinschaftliche Mittel zu ergreifen, um den traurigen Zustand, von dem die ärmere Classe sich am nächsten und unmittelbarsten bedrohet fand, vorzubeugen. Inzwischen mochte er wohl selbst eingesehen haben, daß eine schnelle Hülfe nur von der Zufuhr aus dem Auslande zu erwarten sei, bei welchem die hohen Preise, wodurch schon die Einschränkungen der letzten Parlamentesacte aufgehoben waren, eine größere Wirkung hervorbringen würden, als es gegen eine Maßregel im Grunde ist. Deshwegen beschränkten sich seine Vorstellungen mehr auf Einschränkungen des Verbrauchs, die denn der ärmern Classe zu gute kommen sollten; welche Vorschläge zu Einschränkungen aber es sich eigentlich nur gerührt waren, diese Classe vielmehr durch den Schein, daß das Parlament sich ihrer in so theurer und drücken-

der Zeit annehmen, als in der Wirklichkeit und durch die That zu beruhigen. Es war am 3. November 1795, als der Minister Pitt im Unterhause diesen Gegenstand zur Sprache brachte. Die Regierung, sagte er, habe schon manche Maßregel gegen das Elend der Zeit ergriffen. Seine Absicht sei noch andere vorzuschlagen, die den jetzigen Zustand um vieles erleichtern werden; doch hänge ihr Gelingen von der Unterstützung, die er dafür im Parlemeute finden würde, in einem hohen Grade ab. Was dieses auch in seiner Weisheit beschließen möge: Er müsse vor allen Dingen die größte Sorgfalt empfehlen, daß durch solche Beschlüsse, der Handel, der Ackerbau und die Manufakturen nicht gefährdet würden. Er glaube zuerst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß einige Abänderungen in den bestehenden Gesetzen und Anordnungen höchst nothwendig seyn würden; besonders glaube er eine Veränderung in den gesetzlichen Anordnungen, die Art des Brotkaufens betreffend, ferner die Aufhebung des Gesetzes, das den Bäckern nur von dem besten Weizen Brodt zu backen erlaubt, vorschlagen zu müssen. Auch glaube er nicht, daß es genug sei, die Bestimmung Weizenbrodt, ohne die Hinzufügung, daß es vom besten Weizen seyn solle, im Gesetz stehen zu lassen; sondern es müsse hinzugefügt werden, daß den Bäckern erlaubt sei ein gemischtes Brodt von Weizen und anderem Korn zu backen, zumal da er sich vollkommen überzeugt habe, daß ein solches Brodt eben so nahrhaft, als schmackhaft und gesund sei. Auch auf ein Verbot der Fabrication von Seife, während der Dauer des Mangels, wollte er antragen; denn diese Kanne von

andern Befandtheilen, als die zur Nahrung erforder-
lich sind, fabricirt werden; und endlich wolle er auch
noch eine Bill einbringen, wodurch alle Hindernisse für
die freie Circulation des Getreides im Innern und im
Transite beseitigt würden. Dies ungefähr trönten die
Vorschläge, die er zu machen gedachte, um der bestehenden
Noth abzuhelfen, und von deren Nützlichkeit er voll-
kommen überzeugt sei. Man wunderte sich nicht, daß er
nicht auch zu gleicher Zeit auf eine Beschränkung der
Braunwinternahrung, oder auf ein Verbot des Braun-
winternahrung, angetragen: es sei seine Meinung nicht, zu
behaupten: daß dadurch nicht ein Mittel mehr zur Ab-
helfung der allgemeinen Noth herbeigeführt werden könne;
allein man müsse dabei antragen, daß bereits die Jah-
reszeit die Thätigkeit der Braunwinternahrung herbeie;
daß diese nicht eher als im Februar wiederum anfangen,
und daß bis dahin Zeit genug bleibe, um diesen Gegen-
stand gehörig zu erwägen. Er halte es für notwendig,
daß die Untersuchungen seiner Vorschläge, und nament-
lich: ob nicht die allgemeine Einföhrung des gemischten
Brodes, ob nicht der Gebrauch von Roggen, Gerste,
Hafer, Korneffeln zu Brodt, dem Zwecke, den man zu er-
reichen wolle, vollkommen entspreche, vorbergehen müsse,
ehe mit einem Gegenstande, der, wie das Braunwint-
ernahrung, ein so wichtiger Zweig für die Staatsökonomie
ist, eine Veränderung vorgenommen werde; und deshalb
trage er an: daß das Haus einen Ausschuß nieder-
setzen möge, der diese Gegenstände genau untersuche
und ebensov Bericht darüber erstatte.

Das Parlament schien im Ganzen Zweifel gegen

die Zulänglichkeit der vorgeschlagenen Mittel zur Ab-
 helfung der beschriebenen Noth zu haben, besonders aber
 bemühte sich die Opposition dem Minister zu zeigen, daß
 er sich irre, wenn er nur und allein dem Mißwachs den
 jetzigen Zustand anrechne; viele andere Unglücksfälle, die
 zu verhüten er im Stande gewesen, trügen ebenfalls
 das Ihrige dazu bei. Schmörr sprach von der Noth, in
 die man verfallen, kleine Pachtungen in eine große zu
 vereinigen, wodurch die großen Pächter Konsolidirten
 geworden wären, und mit ihrem Vorrath Wachs handeln
 könnten, während die kleinen im Elend ihr Daseyn hin-
 brächten, daher wolle er durch ein Gesetz das Zusammen-
 schlagen kleiner Pachtungen in große beschleunigt wissen.
 Aber die Opposition geriet hier, wie es so oft der Fall
 ist, auf Abwege, und mischte ganz fremdartige Dinge
 ein. Goy allein kam der Wahrheit am nächsten; er
 zählte alle Zustände her, die, neben dem Mißwachs, den
 jetzigen Zustand herbeigeführt hatten; vorzüglich gab ihm
 die Unglücklichkeit des Ministers in Hinsicht des Verfalls
 des Verantwortungsspiels ein freies Spiel für seinen
 Witz; er meinte, das sei doch ein gar zu kurzichtiger
 Staatsmann, der das Volk wohl gern hungern lassen,
 wenn es nur viel Weinwein trinke und die öffentliche
 Einnahme dadurch vermehre! Doch der Antrag des Mi-
 nisters auf einen Auschuß ging ohne weitere Debat-
 ten durch.

Im Namen dieses Ausschusses trat der Lord Ma-
 yer von London den 14. December desselben Jahres im
 Unterhause auf, und erklärte, daß die Meinung des
 Ausschusses sei, daß, in Betracht des hohen Preises

des Weizens und des Mangels an einem hinlänglichen Vorrath daran, es dienlich sei, Mittel zu ergreifen, um so viel, als möglich, den Verbrauch zu vermindern, und während der jetzigen Noth andere Kornarten und Nahrungsmittel an dessen Stelle zu setzen. Dublet Ryder, nachmals Earl of Darroby, ging als Mitglied des Ausschusses weiter, und behauptete, daß alle Ermahnungen zur Ersparniß des Weizens, alle Aufforderungen um gemischtes Brodt, oder Brodt von andern Körnern, als von Weizen zu verbrauchen, fruchtlos seyn würden, wenn die Mitglieder des Parlament nicht mit einem lebendigen Beispiel vorangingen; und deswegen trüge er darauf an, daß sie sich schriftlich anheischig machen müßten, den Verbrauch des Weizens in ihren Haushaltungen auf zwei Drittel des bisherigen zu beschränken, zu welchem Ende sie den Verbrauch des Weizenbrodtes entweder auf diese Quantität beschränken, oder sich nur eines Brodtes von Weizen bedienen sollten, der beim Mahlen nicht mehr denn 5 Pfund Klei auf den Bushel zugesetzt habe; ferner auch allen Andern in ihren Haushaltungen untersagen; kurz, alle mögliche Mittel anzuwenden wollen, um den Verbrauch des Weizens bis vierzehn Tage nach der Wiederversammlung des Parlament zu vermindern. Obgleich dieser Vorschlag im Parlament keinen allgemeinen Beifall fand, obgleich Manche mit Recht gegen den geringen Nutzen desselben eingewendet wurde: so ging er doch durch; er wurde der Inhalt einer solchen schriftlichen Verbindung (agreement), welche angenommen, an das Comhaus geschickt wurde, daß sie sogleich und ohne weitere Einwendungen annahm.

Aus dem Gange der ganzen Verhandlung geht deutlich hervor, was wir im Eingange derselben über die Absichten des Ministers gesagt haben. Der hohe Preis führte bedeutende Quantitäten Weizen aus der Fremde herbei: nach der Angabe im Parlament in einer spätern Periode, wurde sie auf 900,000 Quarter geschätzt, und das bestehende Gewitter, das sich über das Haupt des englischen Volkes zusammenzuziehen schien, zog für diesmal vorüber.

Aber die Nothwehr schläft nicht! Derselbe Minister, der den höllischen Plan gefaßt hatte, eine Nation von fünf und zwanzig Millionen Menschen aufzuhängen, der, nachdem er in den Jahren 1794, 95 und 96, die Kommandsurbe nach Frankreich als ein Hochverrathsbeweißen erklärt hatte, alle aus Amerika nach Frankreich bestimmten Lebensmittel auffangen ließ, und von den Türken das Wucherverbot alles Getreides aus der Levante und dem übrigen Osten nach Frankreich erließ: derselbe Minister mußte bald darauf es selbst erleben, daß in demselben Augenblick, wo Mißwachs England mit einer Hungernoth ernsthaft bedrohte, und wo es der Einfuhr des Getreides vom Auslande auf das Dringendste bedurfte, durch eine besondere Verletzung von Umständen Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark sich benachbart ihm gegenüber stellten, und ihm zur die Wünsche hehren, ihre Hüthen, und mit diesen ihre Kassenkammern, diejenigen, die, vermöge ihrer Lage, jeder Noth und jedem Mangel auf das schnellste, wohlfeilste und reichlichste abhelfen konnten — mit einemmale verschlossen zu sehen. Wenn man nicht ohne Schandern auf

auf manchem Blatte der neuen Geschichte zu vertheilen vermag, so muß man, wie hergerreißend auch die Beispiele seyn mögen, die Vorlesung anbieten, die hier, wie überall in der Geschichte, scheinbar geringe Ursachen herbeiführen und so zu verführen weiß, daß jedes Majestätsverbrechen gegen die Menschheit und gegen völkerechtliche Grundätze nicht ungeahndet bleibt, und so die Herrscher so gut wie Völker ewig mahnt, daß der Zornel am Besten nie ungerührt vorübergeht! Wie theuer das englische Volk die Sühne eines frühern Irthums schon ein Minister hat zahlen müssen, das werden wir nicht unten ausüßern.

Daß der Mißwachs in den Jahren 1794 und 95 dem Ackerbau im Ganzen günstig war, das läßt sich von der Höhe, worauf die Kornpreise sich hielten, entnehmen; diese bedeuten immerhin eine reichliche Entschädigung für die geringere Quantität, die geerntet wurde, dar. Daß auch die Straßkassen, trotz ihrer bedeutenden Aufsammlung (in welcher Hinsicht sie mit einer, von hoher Alpe herabstehenden Fatale verglichen werden können) auf den Ackerbau nicht so schwer, wie auf die übrigen Gewerbe, gedrückt haben, geht aus dem immer fortwährenden Werth des Bodens hervor, wie wir denn aus den Parlementsdebatten über die Auflösung der Landtage (im Jahre 1797) von beiden Partheim, der Ministerien und der Opposition, erfahren, daß der Ackerboden nach immerwährend nach einem 20 bis 30-jährigen Ertrag, d. h. zu einer jährlichen Rente von $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{4}$ Prozent gekauft wurde, während der allgemeine und legale Zinssfuß 5, und die Capital-Anlage in den

Staatsfonds (die 3 Percent consolidirten Runden damals 30 Procent) 6 Procent jährlicher Rente gab. Auch hatte der hohe Preis des Ackerbodens schon zur Urbarmachung bis jetzt mühe geliegten Landes bedeutende Veranlassungen gegeben, obgleich im Parlament wiederholt gelagt wurde, daß die bedeutenden Uebersen, die die Auseinandersetzung den Theilhabern verursache, ein großes Hemmnis gegen die Fortschritte der Urbarmachung seien. Im Ganzen aber geht hervor, und das ist auch von beiden Parteien im Parlament, wie wir weiter unten sehen werden, anerkannt worden, daß die Erzeugnisse, und namentlich an Weizen, Preis unter dem Bedarf des Landes geblieben sind; denn, trotz der so sehr bedeutenden Einfuhr aus der Fremde, betruhen wir auch nicht die mindeste Beschwerde absetzen der Ackerbauenden Classe dagegen. Wir können nicht annehmen, daß der Mangel und die hohen Preise, welche die Folge davon waren, durch künstliche Mittel herbeigeführt worden sind, oder daß es dem Landmann zugesagt habe, vorsätzlich die Marktpreise in die Höhe zu halten, weil wir Preis gefunden haben, daß ein solches Bestreben dort, wo kein wirklicher Mangel vorhanden ist, in der That sich nicht ausführen läßt, und ein solcher Vorwurf, der, schon des Bedüssigen wegen, im Wesentlichen Unlauten findet, gemeinlich nur auf Unwissenheit oder auf Bosheit zu beruhet pflegt. Wir sind eher geneigt, zu glauben, daß ein rasches Zunehmen der Produktion einen Theils, und die bedeutende Anstrengung zur Aufzucht der Land- und Seemacht (durch welche letztern es leicht wurde, England zum Ein-

perium des Welthandels zu machen, aus dessen Häfen laufende von Rauffahrtsschiffen nach allen Welttheilen abgingen, oder von dort her wieder zurückkamen) antei-
ren Theile, was wir auch bereits oben angedeutet, haupt-
sächlich dahin gewirkt haben, daß der englische Hofstaat
bei weitem mehr seine Rechnung dabei gefunden habe, alle
Kräfte auf Erzielung derjenigen Nahrungsmittel zu rich-
ten, die nicht unmittelbar vom Korn genommen werden
können, wie Fleisch, Butter, Käse u. s. w., und den
Korbanbau nur als secundäre, und nur in so weit, als er,
wenn wir uns dieses Ausdrucks hier bedienen dürfen,
der Träger jener Erzeugnisse ist, anzusehen. Deswegen
kann es nicht ausbleiben, daß jeder Missethat,
wenn er unermittelt kam, nothwendig einen bedeutenden
Mangel hervorbringen mußte, wie das denn auch wirk-
lich der Fall in dem Jahre 1799 und 1800 war, wezu
freilich noch andere Umstände hinzutraten, wodurch sie
zu den traurigsten, aber auch zu den merkwürdigsten ge-
hören, die England seit lange erlebt hat. Das allein
würde uns schon hinreichend entschuldigen, wenn wir
uns dabei aufhalten; aber die Krantniß, die wir
bei dieser Gelegenheit von der Eigenthümlichkeit des
englischen Volks und erwerben können, so wie auf der
andern Seite die Herausruß, die Hingebung und zu-
gleich die größten Anstrengungen, welche die Nation ge-
macht hat, um gegen ein so trauriges Ereigniß anzukam-
pfen und nicht zu unterliegen, machen es uns zur Pflicht,
einen einzigen Umstand zu übergehen.

Die Ernte des Jahres 1799 fiel im Durchschnitt
ein Drittel geringer aus, als eine gewöhnliche; und da

eine gewöhnliche Frucht schon seit mehreren Jahren an Weizen nicht den gewöhnlichen Verbrauch bestreiten konnte: so konnte man die jetzige als eine solche ansehen, die es bringend machte, das Land durch Zufuhr aus der Fremde von allen Weizen her zu versichern. Anfangs schienen die Mitglieder die Sache nicht für so bedeutend zu halten, als sie wirklich war; insofern da tägliche Erfahrungen sie von der Wahrheit mehr überzeugen mußten: so konnten sie nicht länger umhin, die Sache im Parlament zur Sprache zu bringen. Zuerst trat Lord Howickshury, als Berichterstatter des Ausschusses der Vorschläge über die Veränderungen, die mit der Gesetz III. 13. vorgenommen werden konnten, am 10. Februar 1799 auf. Diese Bericht contrastirt so sehr mit den Erwartungen, die der Ausschuss im Jahre 1795, den wir eben angezeigt haben, äußerte, daß wir uns für verpflichtet halten, ihn in seinen Haupttheilen, obwohl in möglichster Kürze, hier anzuführen.

Der Ausschuss, heißt es, habe sich überzeugt, daß jene Weizen nicht den Erwartungen entspräche, die man bei Abfassung derselben hatte, dem jetzigen Zustand der Dinge sei sie ganz und gar nicht anzuweisen, und daher müsse sie ganz abgeändert werden. Um in jetziger Zeit den Bedarf an Weizen einzuschränken, habe der Ausschuss (auf der Nachricht, daß jetzt andere Art Brode, als die in der Weizen mit dem Namen fine household bread bezeichnet, in vielen Gegenden des Landes darum nicht eingeführt werden könne, weil es für weizig gebacken und nahrhaft gehalten werde) die berühmtesten Berge des Landes zu Waizen gezogen, und von diesen erfahren, daß der schnelle

Wechsel eines Nahrungsmittels von einer solchen Allgemeinheit, wie Brod, allerdings, wenigstens eine Zeit lang, der Gesundheit nachtheilig werden könnte; daß aber, sobald man sich und sich daran gewöhnt habe, dieser Nachtheil aufhöre. Inzwischen würde bei dem Tausche nichts gewonnen werden, weil, nach ihrer Meinung, bei Thieren, die viel Brod zu essen gewohnt sind, feines Weizenbrod in geringerer Quantität ungleich weiter, als eine größere in größerem Brode ausreichen würde. Ob aber dennoch unter der geringen Classe der Einwohner der Hauptstadt nicht ein größeres Brod eingeführt werden könnte, darüber habe der Ausschuß die Väter zu Rathe gezogen. Aber diese hätten erklärt: daß es nicht einzuführen sei; daß alle Versuche, die in frühern Zeiten der Thierung deswegen gemacht worden, mißglückt wären, und daß sie überzeugt seien, daß die geringere Classe die Thierung des Brodes bei weitem nicht für ein so großes Uebel, als die Einführung eines größern Brodes, ansehen würde. Um es aber doch durchzusetzen, habe der Ausschuß sein Augenmerk auf das Wahlrecht des Viehs gerichtet, und untersuchen wollen, ob bei einer Veränderung im Wahlen, nicht eine größere Quantität Viehs, als auf dem bisher befolgten Wege, gewonnen werden könnte. Bis jetzt nämlich, und um den Bestimmungen der Art. Georg. III. 137 zu folgen, sei von einem halben Weizen, der 60 Pfund wiegt, nach Abzug von 1 Pfund, das dreie Wahlen verschlucken gehe, und von 12 Pfund an Ake und andern Substanzen, welche zum Futter für Schmeine, Vieh und Ferkel angewandt

werden, 47 Pfund feines Weizenmehl geliefert worden. Der Ausschuß habe gemeint, daß wenn beim Mahlen, nach Absonderung der gröbern Arie von der feinem und den übrigen Theilen, so viel im Mehl zurückbleibe, daß der Fassel, statt der bisherigen 47 Pfund, 52 Pfund liefere; so würde das eine bedeutende Vermehrung von 5 Pfund auf den Fassel oder $\frac{1}{5}$ von dem ganzen Verbrauch machen. Allein bei näheren Nachforschungen habe er gefunden, daß die angemessenen Verhältnisse nur bei Weizen von der besten Eigenschaft und von dem schwersten Gewicht erreicht werden können: Bedingungen, die das Vermögen der letzten Erndte nicht zu erfüllen im Stande sei. Uebrigens wisse der Ausschuß auf Aussage der Herrg, daß größeres Credit zu essen keine Eigenschaft sei, weil der Weizen eine größere Quantität davon bedürfe; auch sei zu fürchten, daß wenn die Müller auch ein solches Mehl durchgängig liefern könnten, es dennoch in Familien, deren Wohlstand es erlaube, von neuem durch feinere Viehe getrachtet werden dürfte, um das feinste Mehl zu erlangen, und daß auf diese Weise mehr verschwendet, als erspart werden dürfte. Er halte übrigen sich überzeugt, daß die Müller selbst, bei so theueren Zeiten, ihren Vortheil im Auge nehmen, und die höchst mögliche Quantität Mehl auf dem Fassel behalten zu erhalten suchen würden, und daß es gerathen sei, dieses der Verschicklichkeit der Müller, und den mechanischen Verbesserungen, die sie bedrogen in ihren Mühlen anzubringen für nothwendig erachten, zu überlassen. Ueberhaupt aber sei der Ausschuß der Meinung, daß es ein Unternehmen von der höchsten Zartheit sei,

und bedürfen aller Umsicht bedürfte, durch Besätze dem Volke den Erhalt und die Form seiner Kleidung zu bestimmen. Dennoch würde er keinen Anstand nehmen, solche Besätze jetzt vorzuschlagen, wenn er eine bedeutendes Ersparniß dadurch zu erlangen versichert wäre. Allein so wie die Sachen jetzt vorlägen, sei er vielmehr versichert, daß sie einen bedeutendern Nachtheil, als es schaden möchte, herbeiführen würden. Da nun von dieser Seite keine Erkenntniß zu machen sei, so glaube er — da es sich leider nur zu sehr bestätige, daß die letzte Steuer mißrauchen, und der Vorrath des zur adäquaten nicht ausreiche, obgleich eine bedeutende Zufuhr aus der Fremde angelangt und eine bedeutendere noch erwartet werden könne — seiner Pflicht nicht ganz getreu zu seyn, wenn er nicht von neuem, und auf das Dringende, Allen die größte Sparsamkeit in Hinsicht des Gebrauchs des Weins anempfehle, und Jeden noch das Besondere aufforderte, in seiner Familie sowohl, als unter seinen Bekannten, und in dem District, in welchem er wohne, mit einem lobenswerthen Beispiele voranzugehen. Und da der Ausschuß es längst fühle, wie viel in dem jetzigen Augenblicke von Ersparnissen abhängt: so glaube er ein Mittel vorzuschlagen zu müssen, das nach allen Meinungen, die er von allen Seiten zu vernehmen bemerkt gewesen sei, ein bedeutendes Ersparniß hervorbringen müsse. Alle Wähler stimmten darin überein, daß in allen Familien, in welchen nicht die Gewohnheit herrsche, ganz frisch gekochtes Brodt zu essen, der Bedarf davon um ein Bedeutendes geringer sei, als in den Familien, wo die Gewohnheit sich für

gan; frisches Brod einzuführen. Ueber den Unterschied zwischen dem einen und dem andern, stimmten die Väter nicht ganz überein: einige schätzten die Ersparniß auf ein Drittel, andere auf ein Fünftel, andere nur auf ein Sechstel. Wenn aber auch nur ein Sechstel gespart würde, so sei es ein hinreichender Grund, den Vädern den Verkauf eines ganz frischen Brodes zu untersagen, und ihn dann erst zu erlauben, wenn es vier und zwanzig Stunden alt sei. Der Ausschuß müsse hierauf um so mehr dringen, als er sich auch der Meinung eines der ersten Berge versichert habe, daß der Genuß des ganz frischen Brodes der Gesundheit nachtheilig sei, und als auch die Väter erklärt hätten, daß eine solche Maßregel ihrem Gewerbe nicht schaden würde. — Ferner wollte er bemerken, wie er die Erfahrung gemacht, daß in vielen Orten die Wohlthätigkeit irre geleitet sei, und zu die Armen Wohl und Brod zu niedrigern, als dem Marktpreise, ertheilt habe. Das bringe dem Ganzen nur Schaden, und der Ausschuß habe sich veranlaßt, dringend zu empfehlen, daß alle Unterstützungen abseiten der Wohlthätigkeit und der Kirchspiele (*parishes*) in Brod, Wohl und Geld vermieden würden, und sich auf andere Nahrungsmittel, als Suppen, Reis, Kartoffeln und andern Ersatzmitteln beschranken möchten. Dieses würde nicht allein eine Ersparniß beschaffen, sondern es würde auch noch das Gute haben, die ärmere Classe allmählig auf den Gebrauch anderer Nahrungsmittel zu führen. Der Ausschuß glaubte endlich noch hinzufügen zu müssen, daß er der Erklärung des Kanzlers der Schatzkammer völligen Vorfall gebe, daß die Regierung alle unmittel-

hate Papstschenkung, um die Zufuhr des Weins aus der Fremde zu befördern, vermeide, und dieses ganz dem Handel und der freien Speculation überlasse.

Das ist der bemerkenswerthe Bericht des Ausschusses. Außer dem Vorschlag, durch ein Gesetz den Verkauf des Weins, das nicht vier und zwanzig Stunden alt ist, zu verbieten, vermißt er beinahe alle Vorschläge, auf die Zeit, in einer ähnlichen Lage im Jahre 1795, ein so bedeutendes Gewicht legte, als unbrauchbar; doch sehen wir, daß er die nothwendigen Ergänzungen nicht durch das Verbot der Fabrication von Weine, und noch viel weniger durch einen viel partien Gegenstand, das Verbot des Branntweinbrennens, zu ver sichern trachtet. Es geht daraus hervor, daß er entweder den Umfang des Mangels noch nicht gehörig zu schätzen gekonnt (was sich auch bei Debatten im Oberhause, die wir später anführen werden, bestätigt), oder daß er bei der nahest, der Schiffahrt günstigen Jahreszeit auf bedeutende Zufuhr aus der Fremde sich gestützt habe. Inzwischen sind die Aussagen, die derselbe Berichtsstatter acht Tage später im Unterhause gemacht hat, höchst merkwürdig; und seine Rede giebt uns so viele merkwürdige Aufschlüsse, sie macht uns mit den Absichten der Minister, und mit der Art, wie sie einen solchen Gegenstand behandeln, so sehr bekannt, als daß wir, da wir auf die letztern weiter zurückkommen müssen, sie hier übergehen dürfen.

Den 18. Februar brachte Lord Hawkesbury den Gegenstand wieder vor das Parlament. Nachdem er nachmals über die Ungültigkeit, durch ein Gesetz größeres Recht als Nothungsmittel allgemein einzuführen, sich geäußert

hatte, sagte er: Ueber die jetzige Meinung scheint auf der Seite gegenüber (der Opposition) nur die Meinung zu herrschen, der Krieg allein habe sie herbeigeführt. Was verstanden aber die Herren unter diesen Worten? Glaubten sie, daß, weil England im Kriege gegen mehrere Mächte begriffen wäre, die Zufuhr des Kornes dadurch geringer sei? oder glaubten sie, daß der Krieg den Verbrauch vermehrt habe? Die erste dieser Meinungen sei schon dadurch widerlegt, daß im Jahr 1795 die Einfuhr bedeutender, als in jedem andern, gewesen: sie war 900,000 Quarter gewesen. Der Krieg könne also die Zufuhr nicht verhindert haben. Doch man könne sagen, daß der Krieg auch verhindert, Korn aus denjenigen Gegenden zu ziehen, die uns reichlich damit versorgen können; denn wir wären mit diesen Gegenden im Kriege. Wenn es sei eine Thatsache, daß England den Jahr Korn aus der Ostsee und aus Amerika geholt habe, denn Frankreich habe vor der Revolution bekanntlich keinen Ueberfluß davon gehabt, und der, den die Niederlande gehabt, sei von Holland und in den weniger fruchtbaren Gegenden des Rheins verzehrt worden. Es sei wahr, der jetzige Mangel sei beunruhigend, aber von der andern Seite überreibe man ihn auch sehr; und dieses lasse sich in wenigen Worten beweisen. Der Bedarf eines Landes könne nur nach der Anzahl der Völker, und auf die Quantität, die ein jeder Einzelne verzehret, berechnet werden; doch dünke lehrte wiederum von dem Ueberfluß oder Mangel und von dem sich darauf stellenden Preisen ab. Im Durchschnitt könne man annehmen, daß ein Drütheil des Volkes kein Weizenbrodt esse; ein

großer Theil desselben in Schottland, in Westmoreland, Cumberland, dem Norden von York, ein Theil von Lancast'r, von Wales, Cornwall und der nördliche Theil von Devonshire, umgibt nur Brode von Graze, Hafer und andern Korn. Nichts diesem wechse man auf den übrigen Theil nur ein Quarter Weizen (424 Pfund avoirdupois) jährlich für jeden einzelnen Menschen, und das mache für den jährlichen Bedarf zwischen 8 und 9 Millionen Quarter. Das, was das Land jährlich zu diesem Bedarf beitrage, sei sehr verschieden: ein Durchschnitt zwischen den ergiebigsten und den schlechtesten Jahren müsse der Wahrheit am nächsten kommen. Aber dieser sei für den Bedarf nicht hinreichend; denn nach den genauesten Nachforschungen habe sich ergeben, daß er um einen zwanzigsten Theil des jährlichen Bedarfs (400 — 450,000 Quarter) zu geringe sei, dieser sei folglich als Zufuhr aus der Fremde erforderlich. Die letzte Erndte habe ein Drittel weniger, als eine gewöhnliche, geliefert; und wenn zu diesem Mangel noch ein Zwanzigstheil hinzu gerechnet werde, so ergiebt sich der Bedarf an Zufuhr aus der Fremde; doch wenn man das bereits seit der Erndte eingeführte abrechne, so würde das, was noch erforderlich sei, sich auf 600,000 Quarter stellen — und 1796 war die Einfuhr 900,000 Quarter! Die Wähler hätten vorgeschlagen, den Gebrauch des ganz frisch gebackenen Brodes zu verbieten, und dadurch könne ein Bedeuendes erspart werden; in theuren Zeiten gaben die Wähler sich alle Mühe, mehr Wehl aus dem Fußel Weizen hervorzubringen, als in gewöhnlichen Zeiten; das gäbe wiederum eine Ersparniß. Ein Drittel

konnte leicht durch Gegenstände, die die Stelle des Weizensbesides einnehmen, herbeigeführt werden. Da der Preis des Weizens auch im Auslande hoch steht, so ist zu fürchten, daß sich sehr Eifer auch England die hohen Preise behalten werde: aber eine Furcht, daß es einen wirklichen Mangel leiden werde, die Korn nicht existiren. Es sei ja allerdings nur zu wahr, daß das Land den ganzen Bedarf an Weizen nicht hervorbringe und seit mehreren Jahren eine Zufuhr von 400,000 Quarter aus der Fremde nöthig habe. Freilich möge dieses auffallend seyn, wenn man die Zeiten dagegen stellt, wo England bedeutende Summen aufgewendet habe, um die Zufuhr zu besorgen; noch unter Parlaments Administration habe es jährlich sechshundert tausend Pfund Sterl. für diesen Zweck gezahlt. Aber woher denn dieser Gegensatz? Habe etwa der Ackerbau im Lande sich vermindert? Keineswegs. Der Ackerbau habe in diesem unglücklichen Kriege, wie die Herren da draußen ihn so gerne nennen, mit Englands Handel, mit Englands Manufakturen und Gewerbe, mit Englands Macht gleiche und mächtige Fortschritte gezeiget, und die Urbarmachung so vielen, bisher wüste gelegenen Landes, gebe den besten Beweis für diese Behauptung. Während der sieben Friedensjahre seien nur 227 Tausend für die Urbarmachung solcher wüsten Landstücke gegeben worden, und während der letzten sieben Kriegsjahre habe es 479 solcher Tausend erfordert, so daß man wohl die Fortschritte des Ackerbaues achten dürfe. Wenn aber der Ackerbau solche Fortschritte gemacht habe, woher denn das Verhältniß von seinem Erzeugnisse zu dem Bedarf des Landes? Das komme von

der ungemeinen Zunahme der Bevölkerung, von der un-
gemessenen Zunahme und Vermehrung des Wohlstandes. —
Hier suchte er gleiche Beispiele aus dem Alterthum auf-
zusstellen; wie Rom, mächtig und groß, nicht die Korn-
kammern Aegyptens, Siciliens habe ernähren können,
und kam alsdann darauf zurück, daß die Erndte für das
laufende Jahr nicht ausreichen könne. Wenn daher der
Mangel nicht durch Zufuhren aus der Fremde ersetzt
werden könnte, so müßte man sich begnügen, die Stelle
des Weizenbrodes durch ein anderes zu ersetzen. Das
sei freilich nicht leicht; denn nichts sei schwerer als alte
Gewohnheiten abzuändern. Allein einmal müsse man doch
den Versuch machen; gelänge er, so könne man behaupten,
das Land bringe in sich alle Mittel, die zu seiner Er-
nährung erforderlich wären. Die jetzige Art und Weise, wie
die Nahrung gebraucht werde, sei nicht die sparsamste;
es gebe eine viel sparsamere; und wenn er nur darauf
hindeute, was in dieser Hinsicht das Land dem Grafen
Ramsdorf verdanke, so werde ein jeder sich freuen, zu
hören, daß solche, von dem Grafen vorgeschlagene Er-
sparungen, bereits im vollen Gange seien; auch gebe es
noch andere Mittel, die nach seiner Berechnung die Er-
sparnisse um ein Drittel des Bedarfs steigern könnten.
Vor allen wären die Gegenstände, die als Stellvertreter
des Weizens dienen könnten, den Wohlthätigkeits-Anstal-
ten und den Kirchspielen zu empfehlen. Einmal müßten
sie eingeführt werden; denn dieses sei ja nicht die erste
Theuerung, die man erleide, und werde auch nicht die letzte
bleiben. Seit 5 Jahren sei es die zweite, und möchte
fortschreiten auch der Ackerbau, selbst im Urbarmachen

willer Eladenden mache, Ihm scheint es, als wenn die Bevölkerung diese Hottschritte überrenne. Jetzt trage er förmlich darauf an, das Haus möge seine Zustimmung zu einer Bill geben, die er ebenit vorschlägt, daß den Bäckern verboten werde, gebackenes Brodt vor einer bestimmten Zeit, nach der es aus dem Ofen gekommen, zu verkaufen. Nach geringen Debatten wurde die Erlaubniß zur Einbringung der Bill gegeben, und die Zeit, binnen welcher frisch gebackenes Brodt nicht verkauft werden dürfe, wurde auf vier und zwanzig Stunden bestimmt. Tages darauf ging sie ohne Einwendung durch.

Die Verhandlungen des Oberhauses bei dieser Gelegenheit sind nur in sofern merkwürdig, als der Behauptung, daß durch die legitimistische Fendie ein Mangel, besonders an Weizen entstanden, auf das Bestimmteste widersprochen wurde. Lord Auckland machte das Haus am 14. Februar jureß auf den Bericht des Ausschusses im Unterhause aufmerksam, und schlug vor, gleichfalls einen Ausschuß zu ernennen, der die Mittel vorschlägt, um der jetzigen Noth und Theuerung zu begegnen. Den 20. Februar machte der Erzbischof von Canterbury Vorschläge, die mehr eine Aufforderung an das Haus enthalten, daß jedes einzelne Mitglied sich verpflichten möge, in seiner Familie den Gebrauch des Weizens und des Weizenmehls zu beschränken, wie das im Jahre 1795 durch der Haß gewesen. Hingegen trat Lord Darakey mit der Behauptung auf, daß er den Rezen dieses Vorschlags nicht anerkenne. Er sei vor wenigen Tagen, als ein edler Lord in diesem Hause

über den jetzigen Mangel gerüß die Eimstrommel geschlagen, nicht gegenwärtig gewesen; allein der edle Lord habe bei diesem Eimerschlagen den Bericht des Ausschusses im Unterhause vor sich gehabt, und dieser Bericht, der so viel Schrecken verbreite, beruhe nur auf der Aussage zweier Männer, Herrn Arthur Young und Herrn Claude Scott, letzterer ein Feenmädler. Herr Young habe, nach allen Nachrichten, die er, der Lord, aus den besten Quellen sich zu verschaffen gesucht, sich sowohl in Hinsicht der Angabe des Ausfalls der letzten Ernte, den er auf ein Drittheil ansehe, als auch in Hinsicht seiner Annahme, daß der Durchschnittsertrag der Ernte 22 bis 24 Bushel vom Quarter sei, sehr geirrt. Wäre der Ausfall so bedeutend, daß wirklich Mangel und Hungersnoth zu befürchten ständen, so solle man es doch nicht allein auf den Bericht von zwei Leuten ankommen lassen, deren einer ein Feenmädler, folglich ein in seinem Geschäft befangener Mann sei, um das Land in Schrecken und Verwirrung zu versetzen. Da er den Nutzen des gemachten Vorschlags nicht anerkenne, so trage er auf Tagesordnung an. Dem letztern widersetzten sich mehrere Mitglieder; Lord Russell vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Eimerschlagens, indem er es für die Pflicht eines jeden Mitgliedes halte, in einem solchen Augenblicke nicht ruhig zu seyn. Der Vorschlag des Erybischs wurde angenommen, und durch eine Resolution dem Unterhause Nachricht davon gegeben. Den 27. Februar trat abermals Lord Darnley auf, und bewies durch eine Anzahl Berichte von Landwirthen aus den verschiedenen Gegenden des Reichs, daß seine Behauptung, es sei

kein Mangel vorhanden, vollkommen wahr sei; er entwiderte sogleich die Gefaße des unächtigen und falschen Birns, und meinte nun, es dem Hause überlassen zu können, zu unterscheiden, wer Recht habe, die Birnschlichter, oder er. Das Unterhaus hatte seinen Beschluß, in Hinsicht auf den Verlauf des Brodtes, der nur 24 Stunden, nachdem es aus dem Ofen gekommen, Staats haben sollte, durch eine Vertheilung mitgetheilt, welcher auch vom Oberhause ohne weitere Debatte angenommen wurde.

So ging auch dieser Sturm vorüber, ohne für England einen größern Nachtheil, als den zu haben, daß es bedeutende Summen an das Ausland für die Zufuhr des Getreides zahlen mußte; und in der That, so lange seine freundschaftlichen Beziehungen mit den Mächten des Auslandes aufrecht erhalten wurden, konnte eine mißrathene Erndte keinen größern Nachtheil haben, als den so eben erodheten. Der Handel und die Speculationen waren auf jedes Ereigniß, das einen Einfluß auf die Ländte haben konnte, früh genug aufmerksam; und der entfernte Anschein von einem möglichen Mißrathen derselben war hinreichend, zeitig ihre Thätigkeit auf die Herbeischaffung der Zufuhr aus der Fremde zu richten. Ganz anders mußte sich das Verhältniß stellen, wenn die Verhältnisse mit den andern Mächten, und zwar mit solchen, aus deren Staaten der bedeutendste Theil der Zufuhr kam, gestört wurden, und dieser Fall war jetzt wirklich da. Die rasche Veränderung in der Politik des Kaisers Paul, und seine Annäherung an Frankreich, veranlaßte eine Verbindung mit Preußen,

zu welcher Schweden und Dänemark hinstreten, die unter dem Namen der bemittelten Neutralität des Meeres bekannt genug ist, und deren nächste Bestimmung gegen das von England bisher behauptete Seewohlrecht gerichtet war. Es handelte hier nicht von einer Verkennung der Nothwendigkeit der Ansprüche, die England von dem Seewohlrecht ableitete, und für sich geltend zu machen suchte, die Rede sey; nur so viel darf bemerkt werden, daß England zu seiner Zeit sie nicht aufgeben konnte, am wenigstens aber sie mitten in einem solchen Kriege, wie der, in den es damals verwickelt war, aufgeben durfte. Als die Diskussionen darüber mit den nordischen Mächten begannen, waren die Aussichten für die künftige Ernte die günstigsten, die es seit langer Zeit gegeben hatte. Über die unaufhörlichen Regengüsse in den Monaten Juli und August verzichteten alle die schönen Hoffnungen, die vorher so gegründet waren. Jetzt war auf keine Zufuhr aus den Ostseehäfen zu rechnen; die des mittelländischen Meeres waren gleichsam verschlossen, und Amerika und Ostindien waren allzu entfernt, um eine schnelle und bedeutende Hilfe von dort her erwarten zu können. England war demnach allein sich selbst überlassen. Aber es ist ein großes Schauspiel zu sehen, was Vaterlandsliebe, was Aufopferung im Noth, was Kraft des Willens, zu einem solchen Zwecke verricht, in einer solchen traurigen Lage vermocht haben. Zwei Berichte des über diesen Gegenstand niedergesetzten Ausschusses des Oberhauses, acht von dem des Unterhauses dieses achtzehnten und letzten britischen Parlaments, setzen uns in den Stand, die Anstrengun-

gen, die gemacht worden sind, in ihrem ganzen Umfange zu übersehen. Da wir aber unmöglich alle Berichte noch ihrem vollständigen Inhalte aufzählen können, so müssen wir uns hier darauf beschränken, zur leichtern Uebersicht des Lesers die stammlichen Beschlüsse, die auf eine allgemeine Verathung beider Häuser genommen worden sind, herzusetzen, wie wir sie aus dem zweiten Bericht an das Oberhaus vom 15. December 1800 entnehmen.

Die Besetze, die aus den Berichten beider Häuser hervorgegangen, sind der Reihe nach:

1) Acte, die die Ausfuhr von Reis aus allen Häfen des Königreichs bis zum 1. November 1801 verbietet.

2) Acte, die den König authorisirt, die Ausfuhr von Lebensmitteln, nach Umständen, von Zeit zu Zeit zu verbieten.

3) Acte, die die Abgabe auf allem, was der Fremde eingeführt, Heffen (bis den 30. August 1801) aufhebt, und den Betrag dieser Abgabe auf andere Gegenstände zu legen erlaubt.

4) Acte, die das Brennholzabrennen aus Aeren, und die Fabrication der Seide (Amidon) (bis den 1. Januar 1802) verbietet.

5) Acte, die bis zum 1. October 1801 die ferle Einfuhr von Heringen und anderen Fischen, so wie den Ertrag der Fischereien von Nedra-Scotta, Rem-Brundwick, Newfoundland und der Küste von Labrador, ohne alle Abgabe davon, erlaubt.

6) Acte, welche bis vierzig Tage nach der nächsten

Zusammensetzung des Parlamentes, die auf den 1. Septembris 1801 bestimmt ist, die bestehenden Verbote der Kornausfuhr, und die bestehende Erlaubniß der freien Einfuhr desselben, so wie aller andern Lebensmittel, abgabefrei, ausrecht erhält; ferner das Verbot des Biers aus Zucker erlaube, und die Abgaben von Branntwein, die aus Zucker und Melassen gekannt werden, vermindert; auch das Verbot des Branntweins und anderer geistigen Getränke aus Korn in dem Theile des Königreichs, der Schottland genannt wird, verbinde.

7) Uebrigens, wodurch die Prämien auf die Einfuhr von Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Erbsen, Bohnen und türkischem Weizen, auch auf Gersten-, Hafer-, Roggen- und elstisch Weizen-Mehl, so wie auf feines Weizenmehl und Mehl, bestimmt werden.

Wie jetzt haben wir nur die Prämien genannt, die die englische Regierung zur Erleichterung der Ausfuhr des Getreides gezahlt hat; die jetzige unglückliche Zeit aber zeigt uns die Nothwendigkeit, in die dieselbe grüth, auch die Einfuhr des Getreides durch Prämien zu begünstigen und zu belohnen. Wie dringend aber auch die Noth seyn mag, die solche Mittel zu ergreifen gebietet: so erfordern sie doch von Seiten der Administration die größte Vorsicht und Umsicht, damit sie auf der einen Seite der Absicht und dem Zwecke ganz entsprechen, auf der andern auch jeden Mißbrauch entfernen. Schon bedürften möchte die Art und Weise, wie die englischen Minister sie ausgeführt haben, unserer ganzen Aufmerksamkeit werth seyn. Sie gingen dabei von dem Grundsatz aus, das beste Mittel, das Land

reichlich mit Zufuhr zu versehen, sei das, den Kaufleuten, die sich dieser Unternehmung widmen, den Preis derjenigen Gegenstände, die das Land für seine Unterhaltung so dringend bedarf, so weit zu sichern, daß sie gegen den Einkaufspreis in der Fremde, mit Hinzufügung der Unkosten des Transports und der Vergütung der Zinsen für das darin angelegte Capital, einen möglichen, aber sichern Gewinn ziehen. Diefinnach wurde beschlossen, daß, von nun an, wöchentlich durch die öffentliche Zeitung der Durchschnitt des Marktpreises aller Kornarten, öffentlich bekannt gemacht werden sollte, damit danach die Vergütungen regulirt werden möchten, die die Regierung den Kaufleuten, die fremdes Korn einführen, zu zahlen habe, auf dem Fuß, daß der Marktpreis unter dem von der Regierung den Kaufleuten garantierten Preis stehen würde. Hatte nun, um durch ein Beispiel die Sache deutlicher zu machen, die Regierung den Preis des Weizens auf 90 gesetzt, und der Durchschnitt des Marktpreises wurde in der dritten Woche, nachdem eine Ladung aus der Fremde angekommen, durch die öffentliche Zeitung auf 70 angegeben: so mußte der Eigenthümer einer solchen Ladung von der Regierung eine Vergütung von 20 Sch. auf jeden Quarter fremden Weizens aus dieser Ladung, baar erhalten. Auf diese Einrichtung konnte der Kaufmann dem Geschäft der Einfuhr sich ruhig hingeben; denn wenn in der Zwischenzeit der Markt auch überfüßt und der Preis gesunken seyn möchte, so konnte er doch auf den einmal von der Regierung festgesetzten Preis rechnen; und war, während der Zeit, bei nicht hinreichender Zufuhr, der Marktpreis höher,

als der von der Regierung angefocht, so fand er auf dem Markte einen noch bedeutenden Vortheil. Ueberdem hatte er auch nicht zu befürchten, daß die Preise im Auslande so sehr in die Höhe gehen könnten, daß die dagegen von der Regierung aufgesetzten ihm nicht allein keinen Vortheil, sondern geradezu Schaden bringen könnten; denn, wenn die Preise so sehr im Auslande in die Höhe gegangen wären, so würde dadurch die Concurrenz zur Einfuhr geringer geworden seyn, und durch die geringere Quantität der Einfuhr könnten die englischen Marktpreise sich hoch genug stellen. Von dieser Seite war für den Kaufmann alle nur ersinnliche Emunterung für das Geschäft vorhanden; und die Regierung hatte von der andern Seite die Verabingung, daß, wenn bei hinreichender und reichlicher Zufuhr die Preise sinken, und sie dafür bedeutende Summen als Entschädigung zahlen müßte, die letztere wieder der ärmsten Classe zu Gute kommen werde, die dadurch ein wohlfeileres Brodt erhielt, und daß sie überdem der allergehörten Calamität, die über ein Land kommen kann, entgeht. Der Vorschlag zur Bestimmung eines festen Preises, und zur Verpflichtung der Regierung, den Kaufleuten bei der Einfuhr den Unterschied zwischen denselben und dem Marktpreise, auf dem Falle, daß letzterer niedriger seyn sollte, zu vergüten, wurde den 20. November durch Herrn Dudley North ins Lagerhaus gebracht, und nach wenigen Tagen, nachdem auch das Oberhaus ihn angenommen, in einer Bill bekannt gemacht. Der wesentliche Inhalt derselben ist:

1.) Es soll der Marktpreis des fremden Getreides

auf dem Markte zu London, nehmlich durch die London Gazette bekannt gemacht werden.

2) Für alle bis zum 1. October 1801 in englische Häfen eingeführte Aernarien aus der Fremde, werden die nachstehenden Preise festgesetzt, und soll, sofern in der dritten Woche nach der Einfuhr einer solchen Ladung Getreides, der durch die Zeitung bekannt gemachte Preis niedriger, als der in dieser Bill festgesetzte, steht, dem Eigenthümer einer solchen Ladung der Unterschied zwischen beiden dort vergütet werden. Die Preise sind:

- a. Weizen, wozu der Quarter 424 englische Pfund wiegt, für den Ort. Sch. 100
- b. Gerste, der Ort. 352 Pf. wiegend . . . — 45
- c. Roggen, der Ort. 400 Pf. wiegend . . . — 65
- d. Hafer, der Ort. 280 Pf. wiegend . . . — 30
- e. Die Lanne des feinsten Weizenmehls, die 195 Pf. wiegt, und die während drei Monate nach der Einfuhr in öffentlicher Auction verkauft wird, der Unterschied des Auctionspreis zu dem festgesetzten, für den Emter Sch. 70
- f. Die Lanne nicht ganz feinen Weizenmehls, unter gleicher Bedingung Sch. 60
- g. Alles aus ostindischen Häfen vor den 1. September 1801 nach England ausgeladene Reis, unter denselben Bedingungen der öffentlichen Auction, der Unterschied des Auctionspreis zu dem festgesetzten, per Ctr. . . . Sch. 30
- h. Alles aus Amerika bis zum 1. October 1801 in England eingeführte Reis, un-

für gleichen Bedingungen des öffentlichen Ver-
kaufs, per Ctr. Sch. 33

Dem 24. November wurde noch nachträglich hin-
zugefügt:

i. Aller Reis, den die Ostindische Compagnie vor
dem 1. September 1801 aus ostindischen Häfen
nach England zukehren, und hier in ihrer
öffentlichen Auction verkaufen läßt . . . Sch. 35

k. Indischer Weizen (Weiß) der Ctr. 400 Pf.
wiegend, in der dritten Woche nach seiner An-
kunft in England (wie die übrigen eben geman-
ten Kornarten) Sch. 55

Hier müssen wir, zur Verständigung der legisla-
tiven Kammer, noch zwei Befüge hinzufügen, die in
dem Vertheil des Ausschusses vom Oberhause nicht mit
angenommen worden sind. Das eine

8) verbietet das Wählen eines fremden Wählers,
als eines solchen, das durch ein fremdes Geld, als ein
segenantes Licht Schillinge, Braun Silber-Einbruch, oder
durch ein Patent für 2. gesicht wird. Der Zweck
dieses Gesetzes war kein anderer, als ein gebietet Wahl,
das beim Wählen nur fünf bis sechs Pfund Rente auf
den Kasse paradies, zulassen; das zweite

9) setzt eine Prämie auf den ausgetheilten An-
bau der Kartoffeln für das laufende Jahr 1801 — 2.
Der Landbesitzer, der 30 — 2 Acker bisher zum Kar-
toffelbau noch nicht genutztes, oder dieses Jahr unbe-
odert gemessenes Land, zum Kartoffelbau so verwendet,
daß er vom Acre 200 Bushel, jedes 60 Pf. wiegend
erzählt, erhält eine Prämie von 300 — 20 Pf. Sterling;

Gärtner und Reithner, die 12 Acker Landes mit Rappsaaten bepflanzen, erhalten, nach Maßgabe des Ertrages, bei in drei Classen getheilt wurde, 10, 6 und 4 Pf. Siedling Fedale, und sogar Gärtner, die nur $\frac{1}{2}$ — 1 Acker bepflanzen, sollen davon auch genießen.

Dies waren die Maßregeln, wodurch die Beförderung glauhet dem Uebel Gedrängen sehen und die Leiden des Volkes mildern zu können. Wenn man mit dem Gange legislativer, von den Ausschüssen beider Parlamentshäuser abhängender Maßregeln bekannt ist, und sich an die Trichtertreue gewöhnt hat, wie der sie oft durchgeführt werden: so muß man bekennen, daß die jetzigen eine rühmliche Ausnahme verdienen, indem sie mit einer Besonnenheit, mit einer Umsicht, und mit einer so ganz durchgreifenden praktischen Kenntniß geteilt worden sind, daß sie die höchste Achtung verdienen. Die acht Berichte des Ausschusses dem Unterhause, die zwei des vom Oberhause, werden daher zu jeder Zeit ein interessantes Studium für den Staatsmann bleiben; und er wird ihnen manche neue Ansicht und die Bereicherung seiner Kenntnisse zu verdanken haben. Aber die Aufhebung des englischen Volls, um das Uebel zu ertragen und zu mildern, die Beschränkungen, die es sich selbst setzte, die Ruhe und die Geduld, mit welcher es sich den Entbehrungen unterzog, und das Vertrauen mit dem es in einer so calamitösen Zeit sich an die Regierung angeschlossen, dürfen auch nicht mit Eilendschneigen übergangen werden. Auf diese geführt, durfte der Berichterstatter schon im December dem Parlament den wichtigen Punkt zeigen, der diese wolkenstürmische Zeit auf-

gehoben herannahen: er konnte sich darauf stützen, daß, obwohl die erwartete Zufuhr zur Zeit noch geringe war, die gesetzlich angesetzten und die freiwilligen Ersparungen von dem Ueberschuß sein würden, daß sie einer Hungersnoth, oder einem bedrükten Mangel vorbeugen könnten.

Eine dem Parlamente gegebene Versicherung beruht auf folgendem Vorschlag:

1) Ersparung durch das Verbot der Um-	
herfabrikation	Quater 40,000
2) durch das Verbot des Branntwein-	
aus und Reen	Ant. 380,000
3) durch eine allgemeine Einführung des	
goldnen Prethes	Ant. 400,000
4) freiwillige Ersparungen und Beschränkun-	
gen in Familien und Haushaltungen	300,000
	Ant. 1,100,000

Aber es ergab sich, daß seine Schätzung weit über-

5) durch Substinuirung des Zucker, und der	
Melassen beim Bierbrauen und beim	
Branntweinsteilen, wurde ansech, ver-	
mögich an Verste, ersetzt	Ant. 200,000
und die freiwilligen Ersparnisse aller Art	
überschreiten seine Schätzung um	Ant. 315,000
	Ant. 1,615,000

oder neun Millionen Vollen Schaffel!

Aber die ganze Bestrengung erscheint erst dann in ihrer ganzen Größe, wenn man den Betrag des Be-

stände, sind hier nicht mit aufgenommen — berechnet.
Es wurde nämlich aus der Grenze eingeführt:

vom 26. September 1799 bis zum 27. Sep-
tember 1800 an Korn aller Arten und

Wehl Pf. Stuhl. 9,090,000

vom 27. September 1800 bis den 31. De-

cember 1801 Pf. Stuhl. 9,166,740

Pf. Stuhl. 18,256,740

Nachset man hiervon ab, was dem Lande

wieder darauf zu Gute gekommen, als ein

Theil der Frucht, der Versicherung und der

Gewinn der Kaufleute 15 Prozent Pf. St. 2,730,510

so hat die Nation für den Bedarf beider

Jahre Pf. Stuhl. 15,518,230

nach damaligen Course ungefähr hundert und zwei Mil-
lionen preussischer Thaler!! zahlen müssen.

Welchen Einfluß aber auch dieses Uebel auf die Veröf-
ferung des Landes, während dieser beiden Jahre gehabt
habe, davon wollen wir nur ein einziges Beispiel von die-
sem Einfluß auf die Bevölkerung von Landen hierer
stellen.

1799, vor Anfang des Mangels, gab, 18970, gest. 18134

Ueberschuß der Geb. 736.

1800 — 19176 — 23060

Ueberschuß der Geb. 3892.

1801 — 17814 — 19373

Ueberschuß der Geb. 1559.

1802, Zeit der Ueberfluthung, — 19914 — 19379

Ueberschuß der Geb. 535.

Bei der größten Sterblichkeit im Jahre 1800, hatte

das Alter von 20 Jahren und darunter, fast gar nicht
gelitten; das über 20 Jahre wurde dagegen hart ange-
griffen, auch war die Sterblichkeit des männlichen Ge-
schlechtes weit über dem Verhältniß zum weiblichen.

So theur mußte das englische Volk die Sühne des
frühen Jurels und den Fehler seiner Minister zahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Marseille's gegenwärtiges Ver- hältniß zu Frankreich *).

Marseille's Wichtigkeit im Süden, und im Süden
Frankreichs; die Ursachen, die es bewegt haben; seine

*) Der nachfolgende Aufsatz ist aus einer gelehrten Schrift
entlehnt, welche den Titel führt:

*Les Pyrenées ou le midi de la France pendant les mois
de Novembre et Decembre 1820, Par A. Thiers.*

Indem der Herausgeber schreibt, daß der Inhalt dieses Auf-
satzes ihn im höchsten Grade angesprochen, wünscht er, daß dies
auch bei seinem Lesern der Fall seyn möge. Wie kann dies aber
ausbleiben? Eine der wichtigsten Bemerkungen, welche das
gesellschaftliche Leben mit sich führt, tritt unsterblich dann ein, wenn
eine Bevölkerung von mehr als 100,000 Menschen gemeinsamer Be-
schäftigung ansetzt, und ihre Kraft einem ganz neuen Gegenstande
wendet. Dies nun ist bei, seit Jahrhunderten berühmtem Mar-
seille begangen: die Beglückseligten der letzten hundert
Jahre haben sie gezwungen, ihrem alten Leben zu entsagen, und
den Charakter einer Manufactur-Stadt anzunehmen; noch der
ganzen Welt ansehndig, ist sie gewohnlich der angesehenster Theil
des französischen Reichs gewesen, weil sie unter den gegebenen
Umständen nicht weiter seyn konnte. Dies ist indess nicht das Auf-
fallendste an ihr. Bei weitem merkwürdiger ist, daß sie unersuch-
bares Glück, das, in Verbindung mit einer vertheilhaftem Lage
am mittelländischen Meere, sie zur Handelsstadt machte, gegenwär-
tig zu einem fruchtbareren geworden ist, ohne ihrer Natur im Win-
desten nachzugeben zu haben. Wie dies durch Fortschritte der mensch-
lichen Wissenschaft in der Naturwissenschaft, und namentlich in der
Chemie, bewirkt worden ist: dies gerade ist es, was die Aufmerk-
samkeit und das Nachdenken des Lesers zu beschäftigen verdient.

Der Herausgeber.

Verbindung mit dem Orient und sein berühmter Handel nach Sien, machen diese Stadt zu einer der wichtigsten Elden Frankreichs, wenigstens zu derjenigen, von der man gewisse Kenntniß zu geben sich berufen fühlen kann. Ich habe sie mit sehr viel Sorgfalt beobachtet; und wenn ich mich nicht sehr irre, so erzählt das, was sie einigen Jahren in ihr vorgegangen ist, das Mißgehe von dem, was die Franzosen jetzt zu Tage beschäftigt. In wenigen Worten will ich ihre Bevölkerung, ihre Einnahmen, den Gang ihres Geistes, ihre europäische Lage, ihren Handel und die Annahmen schildern, die sie erfahren hat. Ich hoffe, man wird darin weit mehr finden, als die Geschichte einer Stadt, und etwas ganz anderes, als die Wahrh, von einem Lande zu reden, das man sieht und das man kennt.

Dies Marseille, das seit 1814 so monarchisch ist, dürfte gleichwohl von allen Städten am meisten demokratisch seyn. Unstreitig wird diese Behauptung in Thronen stehen, und die Meinung vieler verwandeln; hier ich die Ehre Abgeordneter zu seyn, so würde sie wohl gar eine Erklärung des Municipal-Raths von Marseille nach sich ziehn. Aber ich besitze deswegen nicht weniger auf meine Behauptung; und um dieselbe zu beweisen, bedarf es nur weniger Worte. Marseille ist Jahrhunderte lang unabhängig gewesen, und hat den ausgedehnten Handel von der Welt für eigene Rechnung geführt: jenen Handel, den die italianschen Republiken trieben, und der ihm zuletzt ganz anheim fiel. Seit Jahrhunderten der Krone Frankreich unterworfen, und durch die Revolution, die alles über einen Haufen

geschaffen hat, in seinem Innern veranbelt, ist es noch immer voll von bürocratischen Einrichtungen, welche seine alte Lebensweise befehligen. Die Institution ist feindlicher Bagamisser, die sich selbst regieren; die der Gesundheitsverwalter, welche einen unabhängigen Rath bilden, ehe und bevor man die Stuardbehörden einführt; die der Fischer, welche eine kleine Republik ausmachen, und viele andere, die gegenseitig ganz groß sind, beweisen das Daseyn seiner alten Municipal-Einrichtungen, die es mit allen freien Städten gemein hatte. Die Gewalt ist überall eingeschrieben: sie hat sich zum Protector dieser kleinen Corporationen gemacht, grade wie sich Cromwell zum Protector Englands, und Bonaparte zum Beschützer des Rheinbundes machte. Gleichwohl sind diese Spuren nicht minder sehr bedenkend. Warfalle, von dem Mittelpunkt der Gewalt entfernt, ist mehr, als jede andere Stadt Frankreichs, dem mit der Abhängigkeit von großen Staaten unaufheblich verbundenen Nachtheil ausgesetzt, schlecht regiert zu seyn und schlecht regiert zu werden. Wenn das, was seinen Vortheil ausmacht, von ihm selbst aufs lebhafteste empfunden wird: so kann dies in den wenigsten Fällen von der Regierung auf gleiche Weise aufgestellt werden. Auch hat sich diese in den Angelegenheiten ihrer Unterthanen nie unmissender gezeigt, als in Bezug auf Warfalle: nie hat sie es getagt, in Sachen dieser Seestadt zu entscheiden, ohne ihren Rath einzuholen; und oft, wenn sie nur dem ersten Ruffe der Leidenschaften, oder den Eingebungen der Eitelkeit folgte, ist sie genöthigt gewesen ihre Entscheidungen zu

nachzusehen. Den besten Beweis davon liefert das, was in Hinsicht der Hafenfreiheit geschehen ist. Daher ist Marseille von allen Seeböden Frankreichs diejenige, wo man am häufigsten niederhält: zu Paris weiß man dies und jenseit nicht. Von hieraus sendet man die meisten Special-Commissionen, um die Minister über Fragen aufzuklären, welche den Handel betreffen; und in Wahrheit, Marseilles Handel ist der reichhaltigste von der Welt. Würden unsere Bedürfnisse worden erkannt noch befriedigt, so sagen wir uns los. Jeder erinnerte sich, daß unter den tausend Verächten, womit Marseille bisweilen überschüttet wird, jenseit dadurch es zu einer Hansestadt gemacht wurde, ihm nicht am wenigsten schmeichlicher. In Marseille wurde im Jahre 1793 die erste Idee einer Föderativ-Regierung, und während der letzten Unruhen in den Jahren 1814 und 15 sah man, wie es sich zum Winkelpunkte der Aufricht aufwarf, einen königlichen Ausschuss bildete, und der ganzen Provinz seine Befehle zusenden ließ.

Außerdem besteht Marseilles Bevölkerung nicht aus Arbeiterleuten, welche gewöhnlich ruhig und zurückhaltend sind, sondern aus Verkäufern, Käufern und Waghalsen, wie die Speculanten es immer sind. Wenn die Betriebsamkeit im Allgemeinen immer zur Unabhängigkeit hinführt, indem sie das Verlangen dessen giebt, was man vermag und was man werth ist: so sieht die Manufaktur-Industrie, welche alles nach und nach gewinnt, und für welche sich das Glückselig sehr regelmäßig beugt, bei weitem weniger Rücksicht ein, als die Handelsbetriebsamkeit, die mit großen Ver suchen zu

Werke geht, und von den Befahren zur See in wenigen Stunden einander berührt oder zu Grunde gerichtet wird. Endlich hat Marseille eine Bevölkerung von 100,000 Seelen: die richtige Anzahl für eine Republik. Bei 200,000 ist heut zu Tage ein Volk nicht zahlreich genug, und bei einer Million ist es sehr zahlreich. Darüber erschlägt das gefürchte Band. Das auffallendste Beispiel davon gemäht Paris. Seine Bevölkerung ist schwerfällig; und wenn sie sich während der Umwälzung gerührt hat: so ist es immer nur durch Unzufriedenheiten geschehen, so daß die Umwälzungen von den Vorstädten ausgingen. Ein Volk also, daß, wie die Marseiller, der Zahl nach die Mitte hält, ist weder zu schwach zum Handel, noch sehr zahlreich, um sich zu kennen. Kurz es ist ganz democratisch.

Man hat die häufigen Bewegungen Marseille's sehr oft dem mündlichen Temperament seiner Bewohner zugeschrieben: eine Erklärung, welche um so öfter wiederholt wird, je leichter sie ist. Ich will hierauf mit einer Thatfache antworten. Die Stadt Niz, welche fünf Meilen von Marseille in einer Art von Kessel liegt, die niemals von Fremden gelüßt wird, hat die dieselben Beispiele von Fügigkeit und Beweglichkeit gegeben. Die Ursache dieses Unterschieds liegt also nicht im Klima; und es ist nicht schwer sie anzugeben. Niz ist eine Stadt, welche höchstens aus 24,000 Einwohnern besteht, und diese sind Ackerbauer, Grundbesitzer oder Gerichtspersonen. Der beständige Aufenthalt eines ehemals glänzenden, jetzt ausgedehnten Stels, die Gegenwart eines der Zeiten berühmten Gerichtshofes, haben in der

dieser Stadt, wird Freiheit der Idee und Selbstcultur verlernt; und sie richtet sich aus durch Zurückhaltung, Schleichritt und heissenden Witz. Sie wirft Warville seine unbesonnenen Bewegungen vor, und giebt den Bewohnern dieser Gegend eine Vermuthung, welche eine kühne Bewusstseinsart sich mit Allem zu befassen bezeugt. Warville dagegen, mit seinem Reichthum und seinen kühnen Speculationen, macht den Bewohnern von Witz Knirscherei und Spießbürgererei zum Verwurf. Wie könnte dem auch anders seyn! Wären diese beiden Städte, anstatt einer höhern Unterwelt untergeordnet zu seyn, auf dem freien Boden Griechenlands oder Italiens der Vorseit, und America's in der Erganztheit, gelegen, so würde man sehen, mit welcher Erbitterung sie sich bekämpfen würden. Während der Revolution, wollte Warville zu Witz die Polizei geben. Die Erinnerung daran hat sich noch nicht verloren, am wenigsten aus dem Gedächtnisse des Volks; und dieses muß allenfallsden Punkt ins Auge gefaßt werden, weil man bei den höhern Classen nie National-Gefühle suchen muß. Bei ihnen findet man nur Gleichheit der Tugend, Geschlossenheit und Mangel an eigenthümlichen Gefühlen.

Mit gleicher Leichtigkeit erklärt sich der Unterschied zwischen Warville und Witz auf der einen, und Verbeaux auf der andern Seite. In den beiden letztern Städten sind die Bewegungen immer schwächer gewesen: in Witz, weil es als Manufactur-Stadt wenig Umwälzungen in seiner Betriebsamkeit erfahren hat; in Verbeaux, weil der Hauptzweig seines Handels, der Wein, auf eigenem Grund und Boden gewonnen, eben so

wenig der Gefahr ausgesetzt ist, sein Versteck schnell und stark verändert zu sehen. Man muß aber noch hinzusetzen, daß Marseille in seinen Schoß alle die Unglücklichen aufnimmt, welche, verschiedener Vergehungen wegen, in den Städten des mittelländischen Meeres verurtheilt worden sind, und daß es auf diese Weise die Grundsuppe der Kaiser Italiens, Spaniens und der Türkei reich. Beide diese Landstreicher haben zu allen Zeiten in Marseille Aufsuche errigt, und ihn durch Raub und Mord noch mehr vermehrt.

Nach diesen Erzählungen wird man, hoff' ich, die Behauptung, daß Marseille von allen Städten Frankreichs am meisten demokratisch sei, nicht länger auffallend finden. In der That nichts ist weniger monarchisch, als die Art und Weise, womit es die Mächtigkeit der Monarchie bewillkommenet; und wer Augenzeuge davon gewesen ist, wie es damals seine Wuth gegen eine umgestürzte Bildsäule ausließ, und vor einer andern die Verstellung von seinem künftigen Glück anbot, hat wohl daran zweifeln dürfen, ob es eine Republik sei, welche festigen Volksgesühlen hingegeben ist, oder eine treue und unterthänige Gemeinde, die unter der Gewalt des Königs juridicirt.

Marseille's vornehmster Handel bestand ehemals in dem Verkehr mit der Levante. Als Besitzer der reichsten Stoffe des Orients, zugleich aber sehr unwissend und allzu träge, um dieselben zu verordnen, sind die Türken zu allen Zeiten dasjenige Volk gewesen, mit wel-

dem sich der vortheilhafteste Handel treiben läßt; in Wahrheit, eine betriebsame Nation kann nur gewinnen im Handel mit Völkern, welche sinnlich und faul, aber von der Natur gut genug ausgestattet sind, um mit den bloßen Erzeugnissen ihres Bodens die Arbeit Anderer zu bezahlen. Frankreich nun genoß das beinahe ausschließende Monopol dieses Handels, und Marseille hatte, vermöge seiner Lage und seiner Wichtigkeit, denselben gänzlich in seinen Schoß vereinigt.

Das Zusammentreffen von Umständen, welches diese Concentration herbeigeführt hatte, war eiaßig; aber es konnte nicht dauern.

Die italienischen Republiken, ehemals so reich durch diesen Handel, hatten mit ihrer Freiheit ihre Macht und ihren Gewerbsfluß eingebüßt; der hartnäckige Krieg, den sie mit den Barbaren führten, setzte sie einer anhaltenden Exerduerei aus, und machte das Meer beinahe unzugänglich für ihre Fahrzeuge. Die Malteser-Ritter waren damals im Besitz dieser berühmten Insel; in freundschaftlicher Verbindung mit Frankreich, und im Krieg mit der Pforte verfolgten sie die Tüken, welche handeln wollten, und ließen nur den Franzosen freie Bahn. Endlich war Frankreich die einzige Macht, welche bei dem Divan in Gnaden stand, weil es der Verbündete war, auf welchen die Tüken am meisten gegen Rußland rechneten. Während also die italienischen Fahrzeuge im mittelländischen Meer ohne Sicherheit waren, während die der Tüken alles von den Maltesern zu befürchten hatten, und England diesen Theil der Meere noch unbesetzt ließ, trieb Frankreich, d. h. Marseille,

den so vielen Umständen begünstigt, hier einen beinahe ausschließenden Handel. Nur seine Schiffe durften die Geküste des Orients besuchen, von welchen sie die schönsten Erzeugnisse zurück brachten. Ein Zoll von zwanzig Procent war von Ludwig dem Vierten im Jahre 1669 auf die levantischen Waaren gelegt worden, welche von fremden Schiffen eingeführt werden würden. Diese neue Verfügung hatte das Monopol zum Nachtheil Marseilles und Frankreichs noch vermehrt. Die unwissende Pforte, ohne die geringste Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, hätte nicht auf, die Erzeugnisse unserer Betriebsamkeit zu genießen. Jahr aus, Jahr ein gingen unsere Schiffe dahin ab, beladen mit den Produkten unserer damals reichen und zahlreichen Colonien, beladen auch mit den Erzeugnissen unserer Manufacturen, als Bergelungen, feinenen Zeugen, Tüchern, Wägen, Papieren, Erdmännern, Spickern, verarbeiteten Korallen, Kunst-Waffen und allen Gegenständen der Goldschmied- und Uhrmacher-Kunst. Sie brachten außerdem Seidenen, Färbholz und alle Colonial-Waaren; denn Marseille war in diese Beziehung ein Stapelort für unsere Colonien.

Wie diese reichen Ladungen besuchten unsere Kaufmanns-Flotten die asiatischen Häfen; sie machten, wie man es nannte, die Karavane, d. h. sie gingen von Hafen zu Hafen, um die verschiedenen Gegenstände des Handels einzunehmen; und nach dieser reichen Ueberfahrt kehrten sie nach Marseille zurück, in dessen Hafen sie gespenne und nicht gespenne Baumwolle, Schafwolle, Goldstaub, afrikanisches Bergkristall, Hasenbäume,

Kornhaare, Straußfedern, Elbe, Oel, Rern, Reis, Wach, Labad, Kupfer, Speerren, Hurz aller Art, kurz die Produkte eines unermesslichen Gebiet, abgesehen: Producte, welche hinterher mehr Manufacturen beschäftigten.

Was den französischen Handel in der Levante noch mehr begünstigte, war ein Gemisch von Beschränkungen und Freiheiten, welche, geschickt genug erlassen, die glücklichsten Wirkungen hervorbrachten, hauptsächlich zu einer Zeit, wo minder unterrichtete Völker nicht, wie gegenwärtig, schnelle Wiederbergehung eintreten ließen. Während also die auf fremden Schiffen angelangten Waaren des Morgenlandes einen Zoll von zwanzig Prozent zu entrichten hatten, befreiten die übrigen Gegenstände, welche in Marseille eingeführt wurden, vermöge der Freiheit seiner Hafen, auch nicht den kleinsten Tribut. Diese seltene Einrichtung, deren Durchführung die Marseille im Jahre 1814 so lebhaft wünschten, verdient genauer bekannt zu werden, bezüglich weil eine kurze Erfahrung bewiesen hat, daß es unmöglich war, diese Wiederzuführung zu gestatten. Der Hafen und das Gebiet von Marseille waren frei von jeder Abgabe; in einer Entfernung von zwei französischen Meilen aber gab es Zollhäfen, wo die für das Innere bestimmten Waaren diejenigen Besätze entrichteten, von welchen sie bei der Einfuhr in den Hafen von Marseille frei waren. Diese Stadt gewährte also den Schiffen der ganzen Welt einen unerschöpflichen Stapel, den sie mit Freuden aufsuchten. Die auf diesen Markt niedergelagten Produkte konnten alsdann für und zu Exportländern des

Zanſchhandels in der Levante, und begünſtigten auf dieſe Weiſe unſern Handel in dieſem Theile der Welt. Dieſe Freiheit paſſte alſo auf das Vollkommenſte zu der Beſchränkung, welche vermöge des Zolls von zwanzig Procent eingeführt war, und Marſeille hatte den Vortheil, die Gegenſtände des Zanſches aus unſern und fremden Colonien in ſich anzuſchaffen, und beinahe ganz allein in der Levante zu gebrauchen. Die Abſonderung des Gebiets aber hatte noch mehr dazu beigetragen, Marſeille von dem übrigen Frankreich zu trennen. Die Zollſtätten bewirkten, daß die Communication nur in Beziehung auf wichtige Gegenſtände des Handels Statt fand; und alle die kleinen Gänge, durch welche ein Land ſich an das andere lehnt, waren zerriſſen. Deſſen aber genog das reiche Marſeille in ſeiner Vereinigung den einſiedliſchen Handel, den es geben kann. Sein Hafen war der Sammelplatz für alle Völker der Welt; denn hier ſah man, dort durcheinander, die Ebdne des Orients und des Occidents.

Dieſes Stück ſollte vergehen, wie jedes andere Menſchenglück, und zu einer Quelle tiefer Bedauernd und ungetrübter bitterer Klagen werden.

Die demetriſche Stimmung der Marſeiller mußte ſich im Jahre 1793 entſammern; und wer hätte nicht etwas von der Blut ihres patriotiſchen Eifers vernommen! Doch bald, wie das übrige Frankreich, der impoſiblen Macht eines neuen Kaiſers unterworfen, ohne durch die Bewegungen einer ſtürmiſchen Freiheit in ihrer Unthätigkeit als Handelsleute geſtreut zu werden, ſahſten ſie mehr, als die übrigen Bewohner Frankreichs, die

Quaden einer langen dumpfen Zwangsherrschaft. Alles was diese Macht für Frankreich Grotesk that, war für sie entweder verderblich, oder unnütz. Da sie nur Handelsleute, nicht Manufacturisten waren, so fühlten sie nur die Nothwehr der Sperrn und der gänzlichsten Handelsbrechung aller Handelsverhältnisse. Ihr ungebildeter Charakter warb ihnen von dem großen Menschenkenntnis, der damals regierte, einen geschulten und strengen Protector, welcher die eigene Hand zu dem System hinzufügte, das er bei ihnen durchzuführen beauftragt war. Die Namen Bonaparte und Thibauteau waren in dem Haß der Pariser verschmolzen, und in ihren beständigen, wenn gleich unterdrückten Klagen, waren diese beiden Namen nie getrennt. Kein entschuldigte sie ein bloßes Handel mit Italien für ihre beinahe unbedingte Nothwendigkeit. Im Jahre 1813 hatte das Elend seinen Gipfel erreicht, und die schlechten Nahrungsmittel, womit das Volk seinen Hunger stillte, hätten beinahe eine verheerende Pest verbreitet.

Man muß gesehen, daß Marseille, als es im Jahre 1814 auf eine furchtbare Weise leidend, zum wenigsten nicht der Unabwendbarkeit beschuldigt werden konnte; denn von allen Vortheilen der kaiserlichen Regierung hatte es keinen genossen, dagegen aber die Härten und Betrugungen derselben in einem hohen Maße empfunden. Und hier ist der Ort, aufmerksam zu machen auf einen Unterschied, welcher viele Begebenheiten erklärt, deren Ursache nicht erforscht ist. In Frankreich haben sich zwei Interessen festgesetzt, die, abgesehen in dem allgemeinen Vortheil der Reichsambit vollkommen einig, deswegen

nicht minder verschieden, und, obgleich heut zu Tage versteht, sich nicht minder eine Zeit lang entgegen-
gesetzt gewesen sind. Ich möchte das eine das Handels-,
das andere das Manufactur-Interesse nennen. Jenes
hat während der langen Unterbrechung unserer Commu-
nicationen gar Etwas sehr viel gelitten, und ist beinahe
ganz vernichtet worden; dieses hat dabei alles genom-
men, theils durch die Ausschließung fremder Erzeugnisse,
theils durch die außerordentlichen Anstrengungen, welche
gemacht wurden, um das zu ersetzen, was man nicht
mehr von Außen her erhalten konnte. Noch mehr: das
letztere wurde von Genaparte ganz besonders beschützt,
indem er Frankreich für seine andernseitigen Verbindungen
entschädigen wollte. Damals gerade bildete sich das noch
immer nicht gelöste Verurtheil von einem ausschließenden
National-Handel; damals entwickelte sich das sehr
selten übertriebene Princip, daß eine Nation unabhängig
dahin sterben müsse, sich von dem Auslande unabhängig
zu machen, so wie eine Menge anderer ähnlicher Mei-
nungen, aus welchen sich Irrthümer gebildet haben:
Irrthümer, welche die schmerzlichen Erörterungen unserer
neuesten Detonemissen zu gestreuen bisher nicht im
Stande gewesen sind. Die beiden Interessen standen also
nur im Gegensatz, weil sie von der kaiserlichen Regie-
rung so ungleich behandelt wurden. Als daher im
Jahre 1814 der Handel die Hoffnung setzte, daß das
so lange verschlossene Meer sich von neuem öffnen würde,
da begrüßte er, voll Begeisterung, den zu Stande ge-
brachten Wechsel, und den Frieden, der die Folge dar-

von war. Die Manufactur-Betriebsamkeit hingegen wurde unruhig, als sie ihren Beschöpfer unterliegen und die Vortheile der Ausschließung dahin schwinden sahe. Verbeug, Warville und alle Erbküster unseres doppelten Uferlandes dachten also eine Freude, an welcher ihnen und die Erbküster des Innern keinen Theil nahmen. Es gab noch einen andern Grund für diese Verschiedenheit. Der Handel war in seiner größten Entwichenheit vor der neuen Ordnung der Dinge da, und stand in engerer Wahlverwandtschaft mit der alten, als mit der neuen Regierung; die Manufactur-Betriebsamkeit hingegen hat, wenn sie auch schon früher blühte, seit 30 Jahren ein neues Daseyn erhalten, das sie den Wissenschaften und der Aufklärung verdankt, und steht daher mit den neuen Ideen in einer Beziehung, die dem Handel fremd ist. Inzwischen hat der Handel die Entdeckung gemacht, daß mit dem offenen Meere nicht alles gethan ist, und daß es außerdem noch des Schutzes im Auslande, und der Unabhängigkeit im Innern bedarf. Er hat sich also der Manufactur-Betriebsamkeit genähert, welche ihrerseits ihrem Kummer ausgeht und sich wegen ihrer Beschränkungen beruhigt hat. Beide Interessen haben sich auf diese Weise verständigt: sie haben gefühlt, daß sie sich gegenseitig bedürfen, daß Handel nothwendig ist, um die Erzeugnisse der Betriebsamkeit zu verschaffen, und daß der Handel der Betriebsamkeit bedarf, um das, was er aus der Ferne herbeigeführt hat, anzulegen und zu verarbeiten. Beide haben sich nicht länger den Vorwurf gemacht, als wären sie anti-

national oder hätten es mit dem Despotismus; in gemeinschaftlicher Liebe für innere und äußere Unabhängigkeit haben sie sich versöhnt.

Der Widerstreit dieser beiden Interessen ist besonders in Marseille sehr merklich gemessen.

Diese Stadt war der Mittelpunkt des Handels, und der Brennpunkt aller der Vorurtheile und Leidenschaften, die sich durch jenen entwickeln. Entfernt von der Hauptstadt, geschäftlich in ihrer Erziehung vermöge des mittelgleichen Abglaubens, ohne Ausbildung, ohne Weltanschaulichkeit, ohne Rücksicht der Fremdlingen — wie hätte sie nicht selbst die Engländer bewillkommen sollen, als sie den französischen Völkern betrogen? So schnell und so blind ist die erste Empfindung! Marseille's tausendmal wiederholtes Geschrei war für die Freiheit des Hafens, für die Wiederherstellung aller der Beschränkungen, denen es seinen alten Platz zu verdanken glaubte; und einige Monate hindurch wohnte es, seine bisher besammerte Vergangenheit wieder gewinnen zu haben. Allein in den Handelsbeziehungen Europa's hatte sich alles verändert. Wieder durch Verordnungen, noch durch Verträge ließ sich der levantische Handel an Frankreich und Marseille zurücksetzen. Ein Friedensschluß zwischen den Sündern Italiens und den Regierungen von Tunis und Algier, hatte den italienischen Handelswegen Sicherheit verschafft. Die Venetier, Genueser, Neapolitaner, Orsini, Schweden hatten neuer Abwesenheit benutzt, um mit der Pforte in directe Beziehungen zu treten. Jene ewigen Feinde des Halbmondes waren nicht mehr zu Malta; die unermüdeten Engländer befanden sich

befahß, und beherrschten das mittelasiatische Meer von dieser Insel aus. Endlich hatten sich die Griechen, ehemals bloße Piraten, zu betriebsamen Kaufleuten ausgebildet, und sich zu unumschränkten Beherrschern des ioniatischen Handels gemacht. Die letztere Concurrenz kämpft sich an ein Volk, welches heut zu Tage allzu atrophisch ist, um nicht einige Aufschlüsse zu vertheilen, welche über die Art und Weise ihrer Entstehung gegeben werden können.

Die, bei der Pforte angestellten, fremden Minister erhielten gewöhnlich eine Art von Diplom, genannt *Barat*, welches dem Inhaber einen besondern Schutz zusicherte. Ein solcher wurde als Unterthan der Pforte behandelt, deren Gesandten man diese *Barats* bewilligt hatte, und als solcher war er vor allen Forderungen des osmanischen Despotismus geschützt. Ursprünglich waren diese *Barats* für Unterthanen der Pforte, die im Dienste fremder Gesandten und Consule standen, bestimmt; doch bald suchten christliche Kaufleute sich dergleichen zu verschaffen, um, frei von allen Bedrückungen, Handel treiben zu können. Die Gesandten der großen Mächte verkauften dergleichen um einen Preis von 10,000 Piafter; die der Mächte zweiten Ranges, deren Schutz von geringerer Wichtigkeit war, gaben sie um einen geringeren Preis. Man kaufte also das Recht, ein Fremdling in der Türkei zu werden, und auf diesem Wege einen Gewinn zu genießen. Rußland beehrte sich, eine große Menge von diesen Freibeuten zu erwerben, und solche unter die Griechen zu vertheilen. Die russischen *Barat*-Inhaber vermehrten sich also sehr schnell, und ein gro-

Der Theil der türkischen Unterthanen trat unter den Schutz eines feindlichen Hofes. Der untreue und schmerzträufende Divan wurde dieses Mißbrauchs sehr spät inne, und kam darüber nicht eher zur Besinnung, als bis eifersüchtige Mächte ihn gemahnt hatten. Im Jahre 1806 protestirte die Pforte gegen diesen Mißbrauch, in dem sie erklärte, daß sie keine andere Varat-Inhaber anerkennen würde, als die, welche sich bei den respektiven Consulen auswiesen. Diese Erklärung zog eine lange Opposition von Seiten der fremden Minister nach sich, weil sie einen Theil ihres Einkommens aus dem Verkauf der Varats bezogen. Endlich beschloß die Pforte, die Einrichtung mit den Varats zu regeln, und die Vortheile derselben zu vermindern: theils wollte sie ihren eigenen Unterthanen nicht länger von sich abwenden machen, theils eines so beträchtlichen Vortheils nicht länger an Andere hingehen. Es wurden also neue Varats von der Pforte ausgestellt. Sie scherten dem Inhaber den Schutz des Dragomans der Pforte, der, obgleich ein Ueliche, die volle Gewalt eines Ministers hatte, so wie den Schutz des Cadi einer jeden Stadt im Umfange des türkischen Reichs; sie bewahrten ihn vor dem Eigennutz der Paschas, welche, bei Strafe der Uegnade, gehalten waren, ihn zu achten; sie ertheilten ihm das Recht, europäischen Handel zu treiben, ohne stärkere Gefälle zu bezahlen, als andere Nationen; sie erlaubten ihm, sich mit anderen Varat-Inhabern zu vereinigen, um Abgetrennte und einen Kanjler zu wählen, Versicherungskammern zu eröffnen, sich durch Schiedsmänner richten zu lassen, und sich den Gesetzen des Handels anzuschließen, anstatt

die türkische Gerechtigkeitspflege einschneiden zu lassen. Diese Rechte, welche im Grunde nur Menschenrechte waren, wurden für eine sehr niedrige Summe gemäthet, und alle jüdische, christliche und griechische Kaufleute bedürften sich, sie auf der Stelle zu erwerben. Ihre Zahl ist dergestalt angewachsen, daß sie im Ocheze des asiatischen Reichs eine unabhängige und mächtige Corporation bildet, die über den ganzen reichen Handel des Orients verfügt.

Wer hätte haben die Osmanen beträchtliche Fortschritte im Handel gemacht, indem fast alle Völk-Insahaber geworden sind. Auf diese Weise hat die Bemühsamkeit ihnen den Geschmack und Muth der Unabhängigkeit eingebläht. Die Erwerbung ist für sie dasselbe geworden, was die Befreiung der Gemeinen für französische Leibeigene im größten Jahrhundert war. Diese Befreiung hat für die einen, wie für die anderen, für Geld Statt gefunden; und immer ist es das Bedürfniß, welches die Macht stützt, was den Menschen die Freiheit sichert. Indem die Vorsehung dem Menschen einen Körper und Fähigkeiten gab, ertheilte sie ihnen auch die Freiheit, oder was dasselbe sagt, die Fähigkeit, frei zu werden.

Man sieht, in welchen Umständen sich Marseille befand, um seinen levantischen Handel, und mit denselben seine alte Wohlthat von neuem zu beginnen. Es ermangelte nicht, die Wiedereinführung des Zolls von zwanzig Prozent, vorzüglich aber die Hafensicherheit zu verlangen. Die Regierung beillie sich, diejenige seiner Forderungen zu erfüllen, welche die meiste Gauberkraft

in sich schloß: die Hafensfreiheit wurde wieder hergestellt. Allein diese Bewilligung ist aus Gründen, die sich leicht vorhersehen lassen, ohne Wirkung geblieben. Insbesondere hatte Marseille im mittelländischen Meere furchtbare Rivalen. Dies war aber nicht alles. Der Zoll von zwanzig Procent war nicht wieder eingeführt worden; er durfte es nicht werden, weil die Corporation der Barat-Jahaber, früher als der Divan früherer Zeit, bei dem Sultan auf schnelle und harte Repressalien angetragen haben würde. Es gab also keinen Vortheil mehr für die französische Flagge, und dazu kam noch, daß sie zu Constantinopel weniger begünstigt war, seitdem Frankreich in Europa den Rang eingebüßt hatte, der ihm gebührte. Ein zweiter Zoll von zwei Procent, ehemals auf französische Schiffe in der Levante gelegt und zum Unterhalt der Consule bestimmt, war beibehalten worden, obgleich die Consule seit langer Zeit von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bezahlt wurden. Dieser Zoll, der nur Franzosen traf, dauerte fort, während der Zoll von zwanzig Procent, den die Fremden bezahlten, abgeschafft war; und daraus entstand für unsere Kaufleute ein neuer Nachtheil. Dies ist die Wirkung der Beschränkungen: der Gegensatz, worin sie gerathen, bestraft das Monopol, und läßt es hüßen für vergangene Vortheile.

Was die Freiheit des Hafens betrifft, so war sie beinahe unnuß geworden: einmal, weil sie nicht die einzige ihrer Art im mittelländischen Meere war; zweitens, weil, nach dem Verlasse unserer Colonien, der Stapel nicht länger versetzt wurde. Sie war sogar unthätig

geworden, weil die Zollstätten, welche sie zwischen dem Gebiet von Marseille und dem von Frankreich neuheraus-
 bringend machte, jene besondern Beziehungen verkörpert, die
 seit etwa dreißig Jahren sich gebildet hatten. Die Ver-
 sorgung benachbarter Vorküsten war den beschwerlich-
 sten Hindernissen ausgesetzt. Endlich hatte die Ma-
 nufactur-Vertriebsbranche in Marseille, wie anderwärts,
 beträchtliche Fortschritte gemacht, und ihre Beziehungen
 wurden durch die Zollstätten ausnehmend gehemmt.
 Während also die Freiheit des Hafens gewisse Unglei-
 chheiten wenig begünstigte, stürzte sie viele andere im
 höchsten Grade. Hieraus entwickelte sich ein Kampf,
 der noch vielen Zänkereien und beleidigenden Beschuldi-
 gungen, die man sich in solchen Fällen nie erspart, zu-
 legt mit der Aushebung der Hafensfreiheit geendet hat;
 sogar auf die Wima der Marseiller. Zur Ehre der
 Wahrheit muß man bemerken, daß in der aus zwanzig
 Gliedern zusammengesetzten Commission, sich nur zwei
 Stimmen für die Aufrechterhaltung einer Einrichtung er-
 hielten, welche hienach von ihren alten Vortheilen nicht
 gewöhnte, während sie alle ihre Nachtheile beibehielten
 hatte: Nachtheile, welche durch eine dreißigjährige Un-
 terdrückung nur noch sichtbar geworden waren. Und
 doch waren die Mitglieder jener Commission aus den ver-
 schiedenen Handelszweigen gewählt.

Vielleicht giebt es in Frankreich keine Stadt, wo
 der Widerstreit entgegengesetzter Interessen heftiger und
 ansehnlicher, das Werk der Versöhnung aber rascher ge-
 messen würde, als in Marseille. Die letzten sechs Jahre,
 welche Frankreich in einem so hohen Grade entwickelt

haben, sind für Marseille eine wahre Wiedergeburt gewesen. Nachdem diese Versuche den ausständigen Handel versuchte, und die Erfahrung gemacht hatte, daß er bei weitem nicht mehr versuche sein könnte, ist sie beim Anblick einiger tüchtigen Manufakturisten, die sich in ihrem Schoß niedergelassen, über sich selbst zur Besinnung gekommen, und in eben dem Maße Manufaktur-Stadt geworden, wenn sie Handelsstadt ist. Indes hat die Betriebsamkeit sich nicht ohne große Hindernisse und Unannehmlichkeiten daselbst einführen können. Die Fabrication der künstlichen Aschensalze ist davon ein auffallendes Beispiel.

Marseille hat einen großen Theil Europa's immer mit Seife versorgt. Der Besitz von Oelen, die Nothdurft Spaniens und Siciliens, welche das natürliche Aschensalz hervorbringen, hatten diesen Zweig der Betriebsamkeit an seinen Boden geknüpft. Wenn man mußte diese natürlichen Aschensalze aus der Fremde beziehen, und man erhielt sie immer nur mit großen Kosten und niemals ganz rein. Man hatten unsere Chemiker immer darüber gegählet, sie aus Meerisalz zu ziehen, wo sie mit der Salzsäure verbunden sind. Unter Ludwig dem Sechshnten, welcher der erste Beschützer dieser wachsenden Industrie war, gelangte man auch Ziel. Als nun während der kaiserlichen Regierung die Zufuhr der Aschensalze durch den Krieg verhiindert wurde, ließen sich einige Unternehmer zu Marseille nieder, und versuchten auf dessen Boden die Anwendung des neuen Verfahrens. Die damit verbundenen Vortheile sind auffallend, und passen sich ganz besonders für Marseille.

Man

Man gießt Schwefelsäure auf Gips; die Salzsäure entbindet sich hierauf, und vertheilt einen Dampf, der in den heftigsten Declamationen Veranlassung gegeben hat, und beinahe wie eine politische Meinung behandelt werden ist. Nach dieser ersten Entbindung bleibt nichts weiter übrig, als das Wismuthsalz und die Schwefelsäure, welche man aufs neue durch Kreide und Zehle trennt. Vermöge eines glücklichen Zufalls, schließt das zuletzt erhaltene Product einen Ueberreiß von Schwefel in sich, den man ehemals hinzuthun mußte; es gemähet ein reines Wismuthsalz ohne Zusatz von Potaſche; und die Fabricanten ſind der Kraft der Einwirkung, die ſie gebrauchen, ſtets gewiß. Die Vortheile, welche aus dieſer Fabrication herergehen, ſpringen in die Augen. Der Koſtenpreis des Wismuthſalzes iſt unendlich geringer, und ehe man das reine Wismuthſalz erhält, werden verſchiedene koſtbare Nebenproducte gewonnen; eine Menge von unbenutzten Stoffen, welche der Boden von Marſeille im Ueberfluß hervorbringt, wie Stricklothe, Kreide, Gips, Kalk, findet hier ihre Anwendung; das Gipsſalz, welches ſeit unſrer Trennung von Italien keinen Absatz mehr hatte, wird in beträchtlicher Menge verbraucht; eine zahlreiche Bevölkerung erhält Beſchäftigung; zuletzt wird dieſe ganz ſchattige Beden, der höchſtens einige Oölen und einige Feigen hervorbringen kann, auf eine angemessene Weiſe verwendet.

Sollte man es glauben, daß Unternehmungen dieſer Art den heftigſten Widerſpruch erfahren haben?

Beſtandſſ waren ſie unter der kaiſerlichen Regierung erſelgt; und da ſie Zeitgenoſſen des Kunſtſtreben-

Stadts waren, so mußten sie als kaiserlich präscribirt werden. Sie waren ferner das Werk der Chemiker, und eben deswegen des revolutionären Geistes verdächtig. Sie enthielten einige Kaustiken der Nothwendigkeit, natürliches Natriumsalz herbeizuschaffen. Sie gebrauchten endlich Schwefelsäure. Wäskte, in diesen Lauge getaucht, vergiftete, so sagte man, die Wunden. Die Facultät von Montpellier hatte ein medicinisches Rathem geschleudert. Der ganze Boden von Montpellier wurde von den Dämpfen der Salzsäure verheert. Wäskte man es glauben? als es nicht regnete, als der Boden von der Dürre litt, fliegte man die Abdampfung des neuen Natriumsalzes an! Vergeblich bemerkten einige vernünftige Leute: man brauche über die Gegenwart der Schwefelsäure nicht zu sprechen, weil die Salzsäure in dem Salz sei, das wir genießen, und weil die schädlichsten Sachen durch die Art ihrer Verbindungen neutralisirt würden; die Facultät von Montpellier habe soviel als gar nichts gesagt; der Boden, auf welchem die Fabriken ständen, wäre trocken, und habe von der Abdampfung nichts zu leiden. Die Zeit sollte hat die Leidenschaft befeuern und die öffentliche Meinung zerschmettern können. Aufstände haben Statt gefunden, und zahllose Prozesse, in welchem tausend Thaler in einer Woche aufgingen, wo der dem Pfanzers-Wachsthum zugefügte Schaden auf sechs Hundert abgeschätzt wurde, sind von Nachbarn gegen Nachbarn eingekommen worden. Indes sangen die unglücklichen Erbküßer noch gerade an, zu sitzen zu kommen; ihre bes-

stigten Feinde interessirten sich im Eudien für ihre Unternehmungen, und der Eustult schwebte. Die Vertriebsamkeit hat den Sieg davon getragen; Fabriken aller Art keimen hervor, und Marseille, das sich für zu Grunde gerichtet hielt, gewinnt täglich an Bevölkerung, Ausdehnung und Reichthum.

Die Niederlassung vieler ausländischen Kaufleute, vorzüglich aber die Gemohnheit, junge Leute im Auslande erziehen zu lassen, hat sehr viel zur Aufklärung des bürgerlichen Geistes beigetragen. Das benüchzte quandomöme hat sich wunderbar geändert, vorzüglich seit dem Gesetz über die Einfuhr fremden Getreides. Marseille hatte in den Mangelfahren Schiegnheit zu großen Gewinnen im Kornhandel mit der Krinn gefunden. Als nun ein Gesetz zum Vortheil der Eigenthümer die Einfuhr fremden Getreides verhinderte, und die Marseille ihrer Gewinnes beraubte: so begriffen sie, daß sich nicht alles gleich bleibt, und sagten nicht länger, daß sie zufrieden seyn würden, wenn man sie auch den großen Eigenthümern aufopfern sollte.

Es trägt alles zu dem Fortschreiten der Menschheit bei; so führt alles dieselbe einem unterweltlichen Ziele näher. Kampf der Meinungen, Gegensatz des Handelsgeistes und des Geistes der Vertriebsamkeit, Gegensatz der alten und der neuen Systeme — alles hat Marseille dargeboten, und im Klaren das vollständige Gemälde der Revolution wiederholt, welche Frankreich seit einigen Jahren durchgemacht hat. Nach kurzer Zeit wird es eine von den aufgebildeten und reichsten Eudien Frank-

reich sein, und dies wird um so mehr anstehen, je weniger Zeit es zu seiner Wiedergeburt bedürfen wird. Es ist eine Eigenschaft seiner Natur und seines Blutes, alles auf's schnellste zu Stande zu bringen, das Gute wie das Böse.

Fiévée's Urtheil über Bonaparte's Macht.

(Aus dem Vorwort zu der Schrift: *de l'Espagne et des conséquences de l'intervention armée.*)

„Ein höchst royalistisches Blatt versicherte vor einigen Tagen, daß die royalistische Partei nicht ausschließend wäre, und daß sie sogar Männer, welche unter Bonaparte gedient hätten, aufnehmen würde, wenn diese Männer das Geheimniß seiner Macht verrathen wollten.“

„Das Geheimniß von Bonaparte's Macht ist das offenkundigste von allen, die es seit Anfang der Welt gegeben hat: „jede Regierung wird stark durch die Masse der Bestrebungen, welche sie mit sich vereint, und schwach durch alle die Bestrebungen, welche die Parteien von ihr entfernen.““

„Bonaparte erhebt sich inmitten der Unordnung und des Krieges; von beiden nahm er die Menschen, die Bestrebungen und den Ruhm an.“

„Er glaubte, das Christenthum sei eine gesellschaftliche Macht; er schloß also ein Concordat mit dem Oberhaupt der Kirche, doch ohne Frankreich dem Priesterthum Preis zu geben. Im Gegentheil hatten diese sich ihm in einem so hohen Grade hingegen, daß sie in den Kaiserthron das Nicht-Glauben an seine Macht für eine Bedingung erklärt hatten.“

„Er glaubte, daß die Vergangenheit eines Volkes nicht ohne Einfluß auf die Zukunft dieses Volkes sei,

und daß das Unglück der Familien der allgemeinen Noth Schaden könnte; er rief also die Ausgewanderten zurück, und diese kamen Scharenweise, nicht um das Gesetz zu machen, sondern um unter dem Gesetz zu leben."

"Er sah die Evidenz der neuen Wälder in dem, was man die Mittelklasse zu nennen pflegt; er lehrte also von ihr die Evidenz, und eröffnete ihr dafür alle Bahnen. Er stellte die Hoffnungen dieser dar, und diese Hoffnungen wurden nicht selten erfüllt."

"Da sich alle thätige Bestrebungen um ihn her sammelten: so hatte er nur erstarrte Meinungen gegen sich. Diese aber haben die Macht wie in ihrem Hause geübt."

"So verhielt es sich mit dem Schicksal seiner Macht; nur seine Leidenschaften haben ihn in's Werden geführt, nicht die Berechnungen seines Verstandes, angewendet auf die Kunst, Völker mit sich fort zu reizen."

"Was von ihm kam, gebot ihm an, und konnte sich nur durch die Umstände entwickeln, in welchen er sich erhoben hatte. Anders sind die Umstände für eine rechtmäßige Gewalt; was aber nicht weiter sagen will, als daß die Mittel, zu denselben Ziele zu gelangen, verschieden sind, ohne gleichwohl geheimnißvoller zu seyn. Man kann Frankreich gegenwärtig nur durch die Zustimmung der Massen regieren; die Massen aber können sich nur durch Lehren bilden, welche mit dem einmal festgestellten politischen System in Einklang stehen. Sind die Lehren der Gewalt in den thätigen Bestrebungen begriffen: so werden diese sich von selbst unter der Leitung

der Regierung ordnen; und dann wird man, wie es
gegründet in England der Fall ist, selbst die Opposi-
tion stille setzen und den Ministern ihren Beistand an-
bieten sehen. Die Masse der Befürworter wird immer
eine unermessliche Grundlage für die Macht sein, die
sie aufzufassen versteht. Sondern auch beunruhigen aber
die Parteien die ständigen Befürworter; fehlt es an
den Leuten; oder sind die Leuten wohl gar verlässlich
für eine große Zahl: alsdann verschwindet alle persö-
nliche Befürworterschaft der Wähler; denn alsdann wer-
den sie versuchen, die Gesellschaft nach Bedingungen zu
registern, welche dieser fern sind; und das ist un-
moralisch.

der Regierung zugehört; und zwar nach dem
Gesetze vom 15. März 1848, §. 10, nach dem
Gesetze vom 15. März 1848, §. 10, nach dem
Gesetze vom 15. März 1848, §. 10, nach dem
Gesetze vom 15. März 1848, §. 10, nach dem

Verichtigungen

für das vierte Heft dieses Jahrgangs.
Es ist zu lesen: nach dem Gesetz vom 15. März 1848, §. 10, nach dem

- Seite 427 Zeile 8 von oben liest: statt Collat., Collat.
— 434 — 1 von unten liest: statt die Mittel, das Mittel
— 435 — 3 von oben liest: statt verlehrt, verlehrt

in der That ist die Sache nicht so, wie es
hier dargestellt wird, sondern es ist eine
andere Sache, die hier dargestellt wird, und
die hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die

hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die

hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die

hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die

hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die
hier dargestellt wird, und die hier dargestellt
wird, und die hier dargestellt wird, und die

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ueber den Abfall der Niederlande von der spanischen
Regierung.

Als Philipp der Zweite, nach dem Frieden von Ca-
tean-Cambressis, nach Spanien zurückgekommen war,
gab ihm die Heftigkeit dieses Königreichs ihre Freude
über seine glückliche Heimkehr durch ein Glaubensschau-
spiel zu erkennen, das, nachdem es um einen ganzen
Monat verschoben war, den 3. October 1559 zu Wal-
ladolid vorgelesen wurde.

Dies Schauspiel bestand darin, daß dreizehn Per-
sonen, ein Leichnam und ein Staudbad den Flammen
übergeben, und sechzehn Verurtheilte, wegen verlesener
Neue, zur Ausöhnung mit der Kirche und zur Buße pla-
zugehört wurden. Der König wohnte diesem Feste bei, und
nicht genug, die Huldigung, welche ihm von den Reichsrich-
tern dargebracht wurde, gnädig anzunehmen, verpflichtete

er sich durch einen feierlichen Eid: „die Inquisition aufrecht zu erhalten, und ihr alles zu entdecken, was von irgend Jemand, wer es auch seyn möchte, gegen den Glauben gesprochen werden, sofern es zu seiner Kenntniß gekommen seyn würde.“

Diese seltsame Art, einen König zu bewillkommen, verdient es wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile; denn in ihr spiegelt sich der Unterschied des neunzehnten Jahrhunderts von dem sechzehnten so vollkommen, daß alle Fortschritte des menschlichen Geistes wie in einem Zauberbilde erscheinen.

Zur Sache!

Die Inquisition ging von dem Grundsatz aus, daß etwas — sie nannte es Glauben — das menschliche Fassungsvermögen übersteigern, und dennoch zur Wertschätzung des sittlichen Verhaltens dienen könne. In sich selbst nichts weiter, als ein umfassendes Polit.-System, hatte sie den Vortheil, für heilig zu gelten, weil sie von Priestern und Mönchen ausgeübt wurde. So wie sie sich seit Ferdinand des Fünften Zeiten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ausgebildet hatte, umfaßte sie das spanische Königreich in allen seinen Abtheilungen. Als gesellschaftliche Institution wurde sie durch die sogenannte Suprema zusammengehalten: eine Art von geistlichem Ministerium, an dessen Spitze der Groß-Inquisitor stand. Jede größere Provinz hatte ihre besondere Inquisition, und diese bestand aus einem Collegium von Glaubensrichtern, aus sogenannten Familiaren, welche Späherdienste leisteten, und wohlverwahrten Kerlern, worin die Ver-

befanden aufbewahrt wurden, aus Häusern, und aus
Fensterbänken, welche theils solleten, um Gesand-
nisse zu empfangen, theils nach geschehener Uebersetzung
die Todesstrafe verhängen. Am thätigsten waren jene
barbarischen Gerichte in jener Periode, wo, nach den
ersten Reformation's-Versuchen, der Protestantismus
wie frischer Lebensathem die ganze europäische Welt
durchdrang; denn es kam darauf an, diese angebliche
Pest von Spaniens Götzen entfernt zu halten, und
alles, was der kirchliche Fanatismus im Laufe von
Jahrhunderten erzeugt hatte, in seiner Eigenthümlichkeit
zu bekämpfen. Doch war dies kaum noch mehr, als
bloßer Vorwand. Da in dem Urtheil priesterlicher Rich-
ter die Abweichung von der vorgeschriebenen Glaubens-
Norm das größte aller Verbrechen ist, so schließt sie
auch jedes andere Verbrechen in sich; und so geschah
es, daß jeder Mißthätige, sollte er auch nur Schleich-
handel getrieben haben, vor ein Glaubensgericht gestellt
werden konnte, um Rechenschaft über etwas zu geben,
was — alle Verantwortung ausschließt, weil es mit den
Gefeszen nichts gemein hat.

Bei den einmal festgestellten Regeln blieb nichts
Anderes übrig, als die Kerker der Inquisition zu be-
stimmten Zeiten zu leeren, damit sie sich wieder füllen
konnten. Nun waren zwar die Provinzen in dieser
Hinsicht sich nicht vollkommen gleich, weil die soge-
nannte Ketzerei hier mehr, dort weniger, im Schwunge
war; allein es ließ sich darauf rechnen, daß allenthal-
den, wo es Ketzergerichte gab, jährlich wenigstens zwei
Glaubensschauspiele gegeben wurden: das erste im Mai,

das zweite im September. Die Schauspiele selbst waren in so fern besonderer Art, als durch eine Vermischung des Märchenlichen mit dem Sittlichen dafür gesorgt war, daß kein Gefühl, am wenigsten das des Mitleids, die Oberhand gewinnen konnte. Die Hauptstrafe bestand in einem öffentlichen Blamament. Gegen die Zeit nun, wo diese Strafe vollzogen werden sollte, wurden in den Hauptstädten Exanien's Scheiterhaufen errichtet, und in der nöthigen Entfernung davon Amphitheatern erbaut. Zugleich luden die Inquisitoren die vornehmsten Personen der Umgegend, wie zu einem Feste ein; und da es den Beword gilt, daß man süßig sei, der Kirche alles aufzuspielen, so gewährte selbst die Einrichtung eines nahen Verwandten keinen Entschuldigungsgrund. Mit feierlichem Pompe führte man die Verurtheilten — von weltlichen Verbrechern konnte nie die Rede seyn — zur Richtstätte. Aller Stimmen Zusammenklang begleitete den Zug. Voran flatterte eine blutrothe Fahne. Dann kamen die Priester in ihrem Ornate; sie sangen ein geistliches Lied. Ihnen folgten die Verurtheilten; gekleidet in ein gelbes Gewand, auf welches schwarze Teufelsgestalten gemalt waren; auf den Köpfen eine Krone von Papier, die in eine Menschengestalt endigte, um welche schreckliche Dämonen flogen. Ein Knebel sperrte ihnen den Mund, damit sie ihren Schmerz nicht durch Klagen lindern, das Mitleid nicht durch ihre rührende Geschichte wecken, die Geheimnisse des Gerichts nicht ausplaudern möchten. Abgewendet von ihnen wurde das Bild des Kreuzigten getragen; denn für sie gab es keine Er-

lösung mehr, und, wie ihr sterblicher Leib den Flammen, so gehörte ihre unsterbliche Seele den Qualen der Hölle. Die Richter beschloßen den Zug. War man an Ort und Stelle angelangt, so trat der Provinzial-Inquisitor im Angesicht der Zuschauer vor die stehenden Personen, welche zugegen waren, um von ihnen das eidliche Versprechen zu erhalten, daß sie der Inquisition alles offenbaren sollten, was wider den Glauben seyn würde. Hierauf hielt einer von den berühmtesten Predigern eine Rede über den Glauben. Sobald nun diese beendet war, schritt man zur Vollziehung der Strafe. Henkerknechte banden die Verurtheilten an Pfähle; und in dem Augenblick, wo der Holzstoß angekündet wurde, war es zwar eine Gnade erbrochen zu werden, doch wurde diese Gnade nur solchen erwiesen, welche einige Reue hatten blitzen lassen. Wer nicht verbrannt wurde, mußte sich der Versammlung in dem gelben, mit Teufeln bemalten Anzuge zeigen, und hätte hinterher sein Verbrechen, nicht zu wissen, was Niemand wissen kann, durch Vermögensverlust und lebenslängliche Gefangenschaft. So lange dies Schauspiel dauerte, saß der König, wenn er zugegen war, mit unbedecktem Haupte zur Linken des Provinzial-Inquisitors auf einem niedrigen Stuhl; denn bei solchen Gelegenheiten gehörte dem Inquisitor der Vorrang, als dem, der im Namen der Gerechtigkeit gehandelt hatte.

Es verhielt es sich mit den Glaubensschauspielen in Spanien. Ueber das Unmensliche in denselben warf die Religion ihren Schleiер; und da es ein

Verbrechen war, nicht an die unendliche Verzeihung der Mitglieder des heiligen Officiums zu glauben: so konnte diese barbarische Gauller-Vande ihr Spiel mit Menschenleben um so ungehinderter fortsetzen, weil selbst die königliche Macht den Schein, sich ihr unterzuordnen, annahm. Für sie sprach eine lange Gewohnheit, welche williger erträgt, weil sie nicht weiß, was ihr zum Grunde liegt; für sie sprach vorzüglich die Unwissenheit des Jahrhunderts, welche für die Güte gesellschaftlicher Einrichtungen keinen andern Maßstab hatte, als ihre Dauer, und in allem Vorhandenen ein unbedingt Nothwendiges sah. Die Art und Weise, wie die Inquisition entstanden, und nach und nach zu einer so raumschrecklichen Gewalt gelangt war, beschäftigte keinen Verstand; wenn dies aber auch der Fall gewesen wäre, so würde es nicht erlaubt gewesen seyn, sich darüber in Schriften auszusprechen, weil jedes Heftedergewuß einer sechsfachen Censur unterworfen war. Selbst die Ehrlichkeit des spanischen Charakters trug dazu bei, daß die hinter dem Inquisitions-Gerichte verborgene Tücke weniger geahndet wurde: indem Jeder es für leicht hielt, zu glauben, was die Kirche glaubte, entgingen ihm die Fallstricke, die ihm in einem Dogma gelegt waren, das seinem Grund-Charakter im Uebernatürlichen und Unerweltlichen hatte.

So wie nun die Inquisition im spanischen Königreiche einmal bestand, war sie nicht mehr und nicht weniger, als die Grundlage für die Unumschranktheit Dessen, der, vermöge erblicher Rechte an der Spitze der Gesellschaft stand: des Königs. Da aber diese Unum-

Schönheit unter allen Umständen ein Wahn ist: so konnte auch ein König von Spanien sich dieser Nebelgestalt nur dadurch bemächtigen, daß er sich den bedenklichen Grundfäden anschloß, von welchen die Inquisition ausging. In seiner Erziehung, in seinem täglichen Umgange, kurz in allem, was seine Bestimmung mit sich brachte, mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß es nur mittelst der Inquisition eine freie Willkür für ihn gab; und da die Inquisitionen nur durch Priester und Mönche vollzogen werden konnten, so mußte er, selbst ohne seine Neigungen zu befragen, Priestern und Mönchen den Vortug vor allen Denen geben, welche seinen Willen aufklären, seine Beschlüsse leiten konnten. Warb er — was nicht selten der Fall war — auf diesem Wege das Spielwerk seines Reichthums, so war es freilich um die Unumschränktheit geschehen; allein es war zum wenigsten der Schein derselben durch jene Verleumdungen gerettet, welche verhielten, daß die wahren Urheber gefasster Beschlüsse, oder durchgeführter Maßregeln, der Menge bekannt wurden.

Wenn also jemals eine Regierung die Benennung einer verborgenen verdiente: so war es die spanische des sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtet aus dem Standpunkte, den das vorangehnte gerechtfertigt, war die Inquisition eine Anstalt, wodurch die Gesellschaft verhindert werden sollte, den Vortheil der Priesterschaft als etwas Untergeordnetes zu erkennen: eine Herrschaft, mit mehr oder weniger Erfolg in früheren Zeiten ausgeübt, sollte über die ganze Zukunft ausgedehnt werden;

und sofern das größte Bedürfniß der Gesellschaft kein anderes ist, als nach den angemessensten Gesetzen regiert zu werden, dies Bedürfniß nie zur Sprache kommen, und der Unterschied zwischen Regierung und Beherrschung verwißt bleiben. Nur das göttliche Gesetz, d. h. der Wille der Priester, sollte entscheiden; und in welcher Veranfassung es auch immer auftreten möchte, so sollte ihm doch die volle Unwiderrücklichkeit der Naturgesetze eigen seyn: eine Unwiderrücklichkeit, die alles gleich setzt, und Alter, Geschlecht und Rang mit derselben Unempfindlichkeit behandelt. Das Wahnsinnige dieses politischen Systems offenbarte sich vorzüglich darin, daß seine Volkstredner nur allein oft unter sich selbst verfielen; allein wie hätte dies zur Besinnung bringen können, da das, was an seiner Stelle hätte wirken sollen, gar nicht vorhanden war, und, so lange jenes fortbauerte, durchaus nicht zum Vorschein kommen konnte! Nur die Zeit konnte das Bessere durch den Gegensatz herbeiführen, worin das übrige Europa zu Spanien trat: und sie hat es herbeigeführt.

Die Dinge aufzulegen, heißt in den meisten Fällen, die Personen entschuldigen. In Wahrheit, alles was wir bisher bemerkt haben, hat keinen anderen Zweck, als einen Charakter, welcher der Nachwelt als höchst hassenswerth überliefert worden ist, in einem milderen Lichte darzustellen, in einem Lichte, worin Handlungen, die man sich als frei zu denken pflegt, aus unvermeidlicher Nothwendigkeit hervorgehen.

Der Charakter, um welchen es sich hier handelt, ist Philipp der Zweite. Was wir zu seiner Entschuldigung

gung vorbeingen werden, wird ihn zwar nicht Liebesherr-
licher machen; aber es wird den Missethätigen vermindern, den
man bisher seiner Person in der Voraussetzung zuge-
wendet hat, daß alles Böse seiner Zeit nur von ihm
ausgegangen sei.

War die Inquisition das einzige Werkzeug, wo-
durch Philipp der Zweite sich zu einem Könige von
Spanien aufbringen konnte: — war getraut sich ab-
dann, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er
sich dieses Werkzeuges bedient habe? Vollkommen aus-
gebildet fand er daselbst vor; seine von Mönchen gelei-
tete Erziehung aber hatte ihn in Harmonie gesetzt mit
allem, was die Fardauer der Maschine, durch welche
er zu wirken bestimmt war, als nothwendig bedingte.
Wie hätte er, als Könige von Priestern und Mön-
chen, ein Menschenrecht ahnen können! Und wie viel
ging ihm zu einem wahren Könige dadurch ab, daß er
dies nicht ahnete. Fremd und verdamulich mußten
ihm alle Befehle der Schonung und des Mitleids seyn,
so oft es darauf ankam, jenes eingebilddete Verbrechen,
woburch nichts weiter verlegt wird, als die Einförmig-
keit des Glaubens, mit den abschreckendsten Strafen zu
verfolgen. „Nicht gar nicht herrschen, als aber Regier
herrschen:“ dies mußte der natürliche Grundsatz eines
Monarchen werden, der seine höchste Tugend in der
Blindigkeit fand, wennit er die Orakel seines Weltherr-
tums für ewige Wahheiten hielt. Wie hätte also Er,
für den es nur Eine Art von Beherrschung gab, dieje-
nigen seiner Unterthanen verschonen können, die, es sei
nun aus alter Gewohnheit oder aus Ueberzeugung, sich

gegen dieselbe aufzuleben? Ein Bestandteil seines unermesslichen Reichs, der noch nicht mit einem Inquisitions-Tribunal versehen war, mußte ihm als vernachlässigter, als nicht zu seinem Domän gehörig, erscheinen; und wenn er, vermöge einer besonderen Richtung seines Geistes, es für Regentenspflicht hielt, zur Einstimmigkeit des Glaubens aus allen Kräften beizutragen — wie hätte er jemals auf die Vermuthung gerathen können, daß er selbst der Höhe sei, dem er Unterthänigkeit zu verschaffen suchte? Man verkennt Philipp den Zweiten, wenn man etwas Anderes in ihm sieht, als das Erzeugniß der Theokratie. Hierauf beruhte seine Stärke und seine Schwäche. Er war voll Aberglaubens; dies läßt sich nicht leugnen. Aber mit diesem Aberglauben verband er eine Willenskraft, die ihn zum Gegenstand der reinsten Achtung gemäße haben würde, wenn sein besonderes Geschick ihn nicht verhindert hätte, menschlich zu seyn. Das Schlimmste, was man von ihm aussagen kann, ist, daß er den Geist seiner Zeit verkannte, und Forderungen an denselben machte, die nicht mehr erfüllt werden konnten. Durch die Art und Weise, wie Philipp die Niederlande behandelte, wurde der Verfall der spanischen Monarchie eingeleitet: ein Verfall, der sich durch die beiden nächsten Jahrhunderte hinzog, bis er im gegenwärtigen vollendet wurde. Hierdurch geröthet das Nachfolgende an Wichtigkeit. Wenn wir aber sagen: Verfall der spanischen Monarchie, so verstehen wir darunter jenes kirchliche System, dessen Werkzeuge Spaniens Könige waren, ohne jemals zu irgend einer Freiheit gelangen zu können.

Wir treten jetzt dem eigentlichen Gegenstande dieser Untersuchung, dem Abfalle der Niederlande von der spanischen Regierung, näher.

Man hat in neuerer Zeit diesen Abfall als eine Umwälzung dargestellt, welche durch ihren langsamen, die Besonnenheit und Ueberlegung nie ganz ausschließenden Gang ihre Nothwendigkeit bekrundet habe. Seltsame Weise, eine Umwälzung zu vertheidigen! Aus diesem langsamen, die Besonnenheit und Ueberlegung nie ganz ausschließenden Gange, läßt sich nichts weiter ableiten, als daß die Niederländer, indem sie das spanische Joch zu zerbrechen strebten, nicht genau wußten, was sie wollten, ihren eigenen Menschenrechten mißtrauten, und Dinge zu vereinigen suchten, die sich nicht vereinigen lassen. Diese Umwälzung ist nur dadurch zu rechtfertigen, daß man erkläre, die spanische Regierung sei damit umgegangen, ihren niederländischen Unterthanen das zu rauben, was jedes Volk als sein kostbares Erbtbeil betrachten muß: das Recht der Aufklärung, d. h. das einzige Recht, das einem Volke in seiner Gesamtheit zukommt, weil alle anderen Rechte nur persönliche sind. Das Mittel, wodurch diese Verraubung vollzogen werden sollte, war — die spanische Inquisition. Sich dieselbe gefallen zu lassen, hieß, sich in jeder Beziehung der höchsten Willkür unterwerfen. Ihr gegenüber erloschen zugleich alle persönlichen Rechte. Denn wer in diesen Schlund zu fallen das Unglück hatte, der lebte nicht mehr. Im Dunkel des Scheinnisses richteten ihn Despotie und Wahnsinn nach Gesetzen, welche für Menschen nicht

gesten. Unbekannt blieb ihm sein Kläger, und was ihm zum Verbrechen gemacht wurde, war von einer solchen Beschaffenheit, daß die Unschuld am wenigsten Ausfluß darüber zu geben vermochte. Priesterliches Ansehen rechtfertigte jede Verurtheilung; die Güter des Verurtheilten aber wurden, ohne weitere Rücksicht auf die Verurtheilten, eingezogen, und sein Angehöriger sah sich durch Gnadenbriefe und Befehlungen aufgemuntert. Kein Verbrechen, kein bürgerlicher Gerichtshof schützte gegen die heilige Gewalt; was sie berührte, war ihr verfallen, und der weltliche Arm war nur gut genug, ihre Urtheilsprüche in ehrenvoller Unterwerfung zu vollziehen. Alle Bande trennend, alle Einlichkeit vernichtend, wirkte sie wie ein widersprechliches Heilmittel auf die Gesellschaft. Jeder verderbte Feind hatte ein unschlitbares Mittel, sich zu rächen; jedem Weiber war Gelegenheit gegeben, ein ihm anhängiges Blut zu Grunde zu richten. Mit der Sicherheit des Eigenthums und der Personen verschwand die Wahrheit des Umganges; und indem ansehnliches Mißtrauen das gesellige Leben vergiftete, wuchs der Glaube an die Veltlichkeit Anderer in einem so hohen Grade, daß man selbst im Kreise seiner Hausgenossen auf seiner Furcht zu seyn Ursache hatte. Kurz: wie die Inquisition das Böschelichste war, was die menschliche Herrschsucht jemals zur Erreichung ihrer Zwecke erfunden hat: so lag es ihr die Aufforderung zu jeder Oppression.

Indem sich also die Niederländer der spanischen Inquisition widersetzen, thaten sie im Grunde nichts weiter, als was die Natur jedes lebendigen Wesens

mit sich bringt: sie bekämpften das, was auf ihre Vernichtung abgewirkt. Hierin lag ihre Berechtigung zum Widerstande, vorausgesetzt, daß ein Volk nicht verpflichtet ist, sich alles gefallen zu lassen, was seine Regierung anzuordnen für gut befindet. Ahert man nun auf den Gang der Umwälzung, welche mit dem Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung endigte: so könnte man sogar in Versuchung gerathen, diesem Volke einen Vorwurf auf der Schuldigkeit zu machen, womit es zu Werke ging. Dennoch gereichen folgende Umstände zu seiner Entschuldigung. Es wußte mehrere Jahre nicht, wie viel es zu befürchten hatte, und befand sich daher in der Nothwendigkeit, das Uebel, wovon es bedroht war, einbrechen zu lassen. Das Mißvergnügen wehrte Anfangs nur in einigen Wenigen, welche damit zurechtkamen, weil sie viel zu verlieren hatten. Von diesen ging es auf eine zahlreiche Classe über, welche sich vorzugsweise zur Freiheit berufen fühlte. Endlich erreichte es das Ganze der Gesellschaft, und nahm den Charakter der Zerstörung an. Inzwischen hatte Philipp der Zweite Mittel gefunden, seine ganze Stärke gegen ein Volk zu entwickeln, das nicht länger von ihm regiert seyn wollte; und was nun im Kampfe der Kraft mit der Organkraft erfolgte, muß als das eigentliche Ergebniß betrachtet werden: ein Ergebniß, das sich erst in unseren Tagen durch die Wiedervereinigung Belgiens mit Holland vollendet hat.

Erzogen für die spanische Monarchie, d. h. für Spanien selbst, konnte Philipp der Zweite die einmal

genommene Eigenthümlichkeit in Beziehung auf die Niederlande nicht abändern; und dieser Umstand entschied mehr, als alles Uebrige, über den Zusammenhang, worin Karl der Fünfte die Niederlande mit Spanien gesetzt hatte.

Ohne den Beistand der Inquisition hätte ein spanischer König des sechzehnten Jahrhunderts den festen Boden für die Ausübung seiner Gewalt zu verlieren geglaubt; die Inquisition aber paßte nicht für ein Land, welches durch den uralten Geist seiner Bewohner eben so sehr zur sündlichen, als zur politischen Freiheit berufen war. Verschieden in ihren Bestandtheilen, vereinigten die Niederlande alles, was ein reges Staatsleben hervorzubringen pflegt: Ackerbau, Manufacturen und Handel. In gewisser Hinsicht darf man behaupten, daß die neuere Civilisation hier ihren Ursprung genommen habe. Ein unermesslicher Handel, von Niederländern geführt, verband den Norden Europa's mit dem Süden dieses Erdtheils. In den Hauptstädten blühten Manufacturen, durch deren Erzeugnisse man sich den Ueberfluß Indiens aneignete; Ackerbau und Viehzucht waren vorzüglich den nördlichen Provinzen eigen. Diese Elemente waren zwar nicht so gut unter einander verbunden, daß alles harmonisch gewirkt hätte; aber überall regte sich der Geist, und dieser forderte von denen, die seine Beschüpfung übernommen hatten, nichts weiter, als gute Gesetze. Wäre es nur minder schwer, gute Gesetze zu geben! Philipp, der dies Bedürfniß der Niederländer gar nicht ahnete, glaubte seiner Verbindlichkeit gegen sie vollkommen ge-

nicht zu haben, wenn er ihnen die spanische Inquisition gäbe. Eigentlich gab es kein besseres Mittel, das niederländische Volk aber sein wahres Bedürfniß zu täuschen, und die Gewalt durch sich selbst zu sichern. In der Ueberzeugung Philipps konnte die Inquisition in den Niederlanden nicht anders wirken, als in Spanien; die Einführung derselben aber schien ihm um so noch weniger, weil er entschlossen war, nach Spanien zurückzugehen, und sich folglich genehmigt sah, seinen Statthalter mit solchen Nachmitteln aufzustatten, wodurch er die Wahrscheinlichkeit gewann, eine für den König von Spanien nur allzu entlegene, und von Deutschland, Frankreich und England gleichmäßig bestimmte Provinz an sich zu fesseln.

Dies verdient eine ausführlichere Auseinandersetzung, in welche wir um so lieber eingehen, weil es kein besseres Mittel giebt, gegen Philipp den Zweiten wenigstens in so fern gerecht zu werden, als man ihm die Benennung eines Wütherrichs erspart, d. h. eine Benennung, womit die Geschichtschreiber in Beziehung auf ihn nur allzu freigebig gewesen sind.

Der Statthalter, welchem Philipp zurückließ, konnte aus einem doppelten Grunde nur ein Geistlicher seyn: einmal nämlich, weil in der Eiteligkeit des geistlichen Standes eine Sicherheit gegen die Usurpation gegeben war, wodurch man sich versucht fühlen konnte, an die Stelle des erblichen Fürsten zu treten; zweitens, weil der Oberkeim der Niederlande nicht das Recht hatte, irgend eine Militär-Macht in diesem Staate zu unterhalten, die Regierung des Landes also

wesentlich theokratisch sein mußte. Sollte nun aber dieser geistliche Statthalter mit irgend einem Erfolge regieren: so blieb nichts Anderes übrig, als dem Kirchenthume der Niederlande eine solche Gestalt zu geben, daß die Autorität des Statthalters dadurch verstärkt wurde. Vor allen Dingen mußte man auf eine Vermehrung der bischöflichen Siege bedacht sein. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung, die sich zu einer Zeit gebildet hatte, wo die niederländischen Provinzen weniger vollreich waren, die Kirche einer allgemeinen Noth genoß, und eben deswegen keiner strengern Aufsicht, keiner zusammengezagten Gewalt bedurfte. Alle sieben Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Brüssel, Tournay (Dornik), Cambrai und Utrecht ihre Siege hatten, und den Erzbischofen von Köln und Trier untergeben waren. Daß diese Organisation, deren eigentliche Hebelkraft in Frankreich und Deutschland lag, sich mit keiner Wirksamkeit für politische Zwecke vertrug, braucht gar nicht gesagt zu werden. Die Nothwendigkeit ihrer Aufhebung lag also am Tage, vorzüglich wenn es eine Centralisation des Kirchenthums galt. Da Philipp hierin nicht aus eigener Machtvollkommenheit verfahren durfte, so mußte allerdings der Pabst seine Zustimmung geben; allein was hätte Paul den Werthen abhalten können, auf eine kirchliche Abänderung einzugehen, die so offenbar zum Vortheil des römischen Stuhles zu seyn schien! Kaum war diesem Pabste der erste Antrag dazu gemacht worden, so setzte er ein Verdict von sieben Cardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathen mußten.

Das

Das Ergebnis dieser Beratung blieb nicht lange aus, und wurde von Papst dem Virenen, dem Nachfolger Pauls, ohne Zeitverlust dem Könige von Spanien mitgetheilt.

Alles, was dieser gewünscht hatte, war zu Rom genehmigt worden. In den vier alten Bisthümern wurden dreizehn neue errichtet, damit jede Provinz ihren besondern Bischof haben möchte. Von diesen sechzehn Bisthümern aber, wurden drei zu Erzbistümern erhoben: Mecheln, Utrecht, Cambray. In dem Erzbisthume Mecheln gebieten die Bisthümer von Lüttich, Brüssel, Gent, Brüggen, Antwerpen, Ouden und Mäsemeche; in dem Erzbisthume Utrecht, Harlem, Middelburg, Zeewarden, Deventer und Groningen; in dem Erzbisthume Cambray, Arras, Tournay, St. Omer und Namur. Die Hauptsache bei dieser neuen Organisation war indeß, daß Mecheln, in der Mitte Brabant und aller sechzehn Provinzen gelegen, den Primat über die übrigen Erzbistümer erhielt. Aufgestellt mit diesem Primat übte der kaiserliche Statthalter eine natürliche Herrschaft über die sämtlichen Erzbischöfe und Bischöfe aus: eine Herrschaft, deren Ordnung nicht zu bezeichnen war. Druft man nun hinzu, daß die spanische Inquisition in den Niederlanden eingeführt werden sollte: so muß man sogleich gesehen, daß es dem geistlichen Statthalter des Königs nicht an Mitteln fehlte, eine große Autorität gerade zu machen.

Es konnte sogar nöthig seyn, ihn durch besondere Mittel gegen den Haß zu schützen, denn er als Vollstrecker harte Maßregeln aufgesetzt war. Zu diesem

Endymed nun gerieth Philipp der Zweite auf den Gedanken, die Statthalterschaft des Primas von Neapel dadurch zu verschleiern, daß er die Herzogin von Parma, eine natürliche Tochter Karls des Fünften, nach den Niederlanden berief, um daselbst eine Rolle fortzusetzen, welche zwei Schwwestern des Kaisers vor ihr daselbst gespielt hatten. Zudem sie die Benennung einer Statthalterin führte; sank derjenige, der die Macht ausübte, zwar dem Anschein nach zu einem bloßen Minister herab; aber er gewann dadurch für seine Sicherheit, hauptsächlich sichern die Statthalterin das flache Ufer war, auf welchem sich die Wellen des Egoismus brachen.

In diesem Organismus der niederländischen Regierung war freilich alles fehlerhaft; doch läßt sich schwerlich leugnen, daß er, unter den gegebenen Bedingungen, der einzige war, welcher die Möglichkeit, und selbst die Wahrscheinlichkeit, in sich schloß, eine so schwierige Provinz, wie die Niederlande, an Spanien zu fesseln. Jemand etwas mußte zu diesem Endymed geschehen. Das nun, was wirklich geschah, entsprach dem Verhältniß, worin Spanien zu den Niederlanden stand; und man darf hinzufügen, daß, wie klug es auch berechnet seyn mochte, keine Lücke, keine Nothwendigkeit dahinter verborgen lag. Allein es hatte den großen Fehler, nicht zu passen zu dem Geiste des Jahrhunderts, in welchem es seine Kraft beweisen sollte, und den noch größeren Fehler, Rechte zu verlegen, die bisher ungetrückt geblieben waren.

Der Mann, in welchen Philipp das Germanen

setzte, er werde den neuen Hinkel nur zum Vortheil der französischen Monarchie bewegen, war Anton Perrenet, bekannter unter der Benennung des Cardinals Brambilla; ihn machte er mit Genehmigung des Papstes zum Erzbischof von Mecheln, und der römische Hof fügte den Cardinalsstolz hinzu, damit ihm alles nur desto besser gelingen möchte. Wirklich verdiente Brambilla das Vertrauen seines Königs aus mehr als Einem Grunde. Als Minister besaß er alle die Eigenschaften, welche Achtung einzuflößen fähig sind: unermüdete Arbeitsamkeit, das Talent, Wichtigen und Geringses mit gleicher Sorgfalt zu erwägen, und das noch größere Talent, alles so vorzubereiten und zu stellen, daß sein Gebieter keinen anderen Gedanken haben konnte, als den, der zuerst in seinem Kopfe entsprossen war. Von einem Staatsmann, der sich auf das Ganze bezieht, und den veränderten Bedürfnissen der Gesellschaft mit Wohlwollen und Einsicht entgegen kommt, hatte Brambilla nichts; desto mehr von einem Fürknecht, der die Kunst gelernt hat, in erborgtem Lichte zu glänzen, um die abgeleitete Macht zum eigenen Vortheile zu brauchen. Zwei Eigenschaften kamen ihm hierbei zu Hülfe. Die eine war seine Denkungsart als Geistlicher; drum vermöge derselben war er durch Erziehung und Stand zu jenem Herrschen aufgelegt, das seine Wurzel in der Verschlossenheit und Eiz hat. Die andere war — seine Peregrinität. In Besançon, in der Grafschaft Burgund, geboren, war er der Enkel eines Schmieds. Sein Vater Nicolaus Perrenet hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheim-

Schreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaligen Regentin der Niederlande, emporgearbeitet, und war Karl dem Fünften als ein tüchtiger Geschäftsmann bekannt geworden. Da ihn nun der Kaiser in seine Dienste genommen, und mit der Würde eines Geheimraths und Siegelbewahrer besetzt hatte, so war es ihm nicht schwer geworden, seinen Einfluß und seine Staatskunst auf seinen Sohn fortsetzen zu lassen — in Wahrheit um so weniger, da dieser Sohn sehr früh Proben von großer Fähigkeit ablegte. Er war nur vier und zwanzig Jahr alt, als ihn der Kaiser auf das tridentinische Concilium schickte, um dasselbst als sein Bevollmächtigter zu handeln. Da diese Sendung sehr bald zu Ende ging, so gebrauchte ihn Karl zu verschiedenen andern Gesandtschaften, die er mit dem Beifall seines Monarchen beendigte; und als endlich der Kaiser seinem Sohne das Scepter übertrug, machte er dies kostbare Geschenk dadurch vollkommen, daß er einen Minister hinzusetzte, der es verwerten konnte. Alles gehörig überlegt, berathete Anton Perrenots größter Werth auf dem Umstande, daß er kein geborner Niederländer war; denn dies setzte ihn aus allen den Befehlungen, wodurch er geneigt werden konnte, den Vortheil seines Herrn einem patriotischen Gesühl, oder irgend einer umfassenden Idee aufzuspielen. In Zeiten, wo nur geherrscht, nicht regiert wird — in Zeiten, wo das Recht der Gewalt, nicht die Gewalt dem Rechte untergeordnet ist, bedarf man der Fremdlinge zu Ministern, weil die Zwecke der Herrschaft am sichersten durch sie erreicht werden. Als Erzbischof von Mecheln und als

Cardinal gehörte Anton Perrenot dem großen Kirchenreiche an, an dessen Spitze der Papst stand; und da zwischen den Maximen des römischen Stuhls, und denen Philipps des Zweiten kein wesentlicher Unterschied war: so kam ihm seine Ausländererei noch für alles zu Statte, was in Beziehung auf die Niederlande zum Vortheil des kirchlichen Despotismus unternommen werden konnte.

Man darf nicht vergessen, daß es eigentl. darauf ankam, Spaniens Verfassung, so weit sich dieselbe seit Ferdinand's des Fünften Zeiten durch die Ausbildung der Inquisition entwickelt hatte, auf die Niederlande zu übertragen. Hiernach sollte aus diesem Staate etwas gemacht werden, was er bis dahin nicht gewesen war: eine Monarchie mit unumschränkter Gewalt, die durch Priester vollzogen wurde. Nun waren die Niederländer zwar ein gutmüthiges und leutsames Volk; so hatten sie sich zu allen Zeiten, so vorzüglich unter Karl dem Fünften bewiesen, der, unter ihnen geboren und erzogen, sie vergnügliche Leibe, und von ihnen mit Aufopferung wieder geliebt wurde. Allein sobald von Einschüpfung der spanischen Inquisition die Rede war, mußte jeder Verdacht, jeder Argwohn in ihnen aufsteigen, und sie zum Widerstande gereizt machen. Bei dem Allem würde die Empörung nur scheitern und still am Boden getreten seyn, hätte sie in dem Adel nicht eine Stütze gefunden, an welcher sie furchtbar emporenken konnte. In der That war der Adel bei der neuen Schöpfung, welche zu Stande gebracht werden sollte, am meisten theilhaftig. Vordem

durch Karl den Fünften, der ihn bei jeder Gelegenheit zum Theilnehmer an seinem Ruhme gemacht, und seinen Stolz durch den parteiischen Vorzug genährt hatte, den er ihm vor dem kastilianischen Adel gab — wie hätte er es geduldig ertragen können, plötzlich in den Schatten gestellt, und zur Knochenhaust gegen einen Priester verdammt zu werden, in welchem er nichts weiter sah, als den Fremdling und den gefühllosen Vollstrecker willkürlicher Befehle! Zwar war die Wehrheit des Niederländischen Adels seit etwa fünfzig Jahren in ihren Vermögensumständen so zurückgekommen, daß auch sie geneigt war, sich sehr viel gefallen zu lassen — und vielleicht beruhte Philipps Verfassungsentwurf auf nichts so sehr, als auf dieser Wahrnehmung; — indeß schloß es noch immer nicht an Notablen, welche den größten Theil ihres Vermögens, und, mit demselben, ihren Einfluß auf ihre Mitbürger gerettet hatten.

Unter diesen Notablen nahm Wilhelm von Oranien die erste Stelle ein: er, der dem berühmten Hause Nassau angehörte, und vor allen niederländischen Grossen das Vertrauen des Kaisers genossen hatte. Auf ihn folgte der Graf von Egmont, ausgezeichnet durch den Sieg, welchen er in Philipps Kriegen mit Frankreich erfochten hatte: ein Mann von nicht geringem Talente, und durch seine Bruchbländigkeit zu schwierigen Unternehmungen höchst aufgelegt. Ein Dritter, dem es nicht an Ansehen fehlte, war der Graf von Horn; auch er hatte in den niederländischen Kriegen Ruhm erworben, am meisten aber war er, ausgezeichnet durch ein großes

Vermögen und durch den Anhang, den ihm dieses verschaffte. Männern dieser Art konnte es nicht gleichgültig seyn, wenn sie untergeordnet wurden; am vorzüglichsten aber durften sie die Mittel überschauen, welche der Regierung gegen den Adel zu Gebote standen, um durch ihn die übrigen Classen der Gesellschaft zu zügeln. Was in Scavella's Verhältnissen zu Margaretha von Parma auch Andere einkaufen mochte: sie, von Jugend auf in die Geheimnisse der Regierungskunst eingeweiht, konnten darin nichts weiter entdecken, als eine höhere Berechtigung zur Willkür, und eben deswegen für sich selbst nichts weiter, als eine stärkere Aufforderung zum Widerstande.

Obgleich zurückgesetzt und dem Cardinal Scavella untergeordnet, waren diese Männer doch nicht ganz verdunkelt. Ehe Philipp die Niederlande verließ, hatte er Wilhelm von Oranien mit den Statthalterschaften in den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, so wie in der Grafschaft Burgund, den Grafen von Egmont mit den Statthalterschaften in den Provinzen Flandern und Brabant, den Grafen von Horn mit der Würde eines Admirals der niederländischen Seemacht beehrt. Jeder Provinzial-Statthalter aber war zugleich Ritter des goldenen Vlieses und Mitglied des Staatsraths; denn, gemäß des gesellschastlichen Einrichtungen in diesen Zeiten, führte er den Befehl über das Kriegswesen, das die Provinz betraf, und verband damit die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und die Gerechtigkeitspflege. Vorant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Prin-

kommen gemäß, ihren beständigen Wohnsitz zu Brüssel hatte. Die Einsetzung des Prinzen von Oranien in die eben erwähnten Statthalterschaften, war eigentlich zwar gegen die Verfassung des Landes, weil er ein Ausländer war; allein eigene Ländereien, die er in den Provinzen entweder selbst besaß, oder als Vormund seines Schweser vermaltete, ein längerer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das unbegründete Vertrauen des Volkes zu seinen Bestimmungen, ersetzten dem wirklichen Anspruch, was dem rechtmäßigen abging: jeder kannte ihn von Seiten seines Wohlwollens, und die Nähe und Ueberlegung, womit er überall zu Werke ging, sicherten ihm den Beifall und die Zustimmung der Menge, ohne daß er jemals darum gekümmert hätte.

Männer, wie Oranien, Egmont und Horn, waren unfähig, eine Untothlung einzuleiten; sobald diese aber durch die Maßregeln der Regierung selbst herbeigeführt war, lag nichts so sehr in der Natur der Sache, als daß sie als Vermittler auftraten, was in Fällen dieser Art sehr selten noch etwas mehr leistet, als daß gefordert wird, was man durch guten Rath abwenden möchte. Die schwache Seite der niederländischen Regierung war das Verhältniß, worin die Herzogin von Parma zu dem Cardinal Granvelle stand. So wie Philipp der Zweite sich dies Verhältniß gedacht hatte, war es ohne Falschung, und, was es am sichersten dazu machte, war der Charakter der Herzogin: ein Gemisch von Eitelkeit und Eifersucht, das sie verhinderte, in dem Cardinal noch etwas mehr zu sehen, als einen ihr untergeordneten Minister. Wie leicht ließ sich diese

Schwäche braugen, und wie aufgelegt dazu mußten Männer seyn, welche sich nur dadurch zu etwas ausbringen konnten, daß sie Dorn verbanckten, durch welchen sie beherrscht werden sollten!

Der Gang der Dinge war, wie er seyn mußte. Am entschlossensten widersetzte sich Brabant der Meinung, welche Philipp beabsichtigte, um sich zum unumschränkten Gebieter zu machen. Zu den wichtigsten Vorrechten dieser Provinz gehörte die Unverletzlichkeit ihrer Kirchenverfassung: ein Vorrecht, das in dem Freisheitsbriefe des fröhlichen Einzuges ausdrücklich festgesetzt war. Sobald also Philipp damit umging, die weltliche Macht durch Centralisation der kirchlichen zu verstärken, trat Brabant mit Statuten hervor, von welchen es behauptete, daß sie nicht verletzt werden könnten, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen den Souverän zu entbinden. Dieser behauptete die hohe Schule zu Löwen, daß ein in ruhigen Zeiten gegebenes Vorrecht der Kirche in stürmischen verloren gehe; allein die Weisheit dieser kirchlichen Politiker konnte wenig verschlagen, da man nur allzu gut mußte, worauf die scheinliche Verbesserung des Kirchenthums abzwarte. Ohne sich irre machen zu lassen, erbat sich die Brabantier von der Königin einen Vorgesetzten und Beschützer, weil sie allein das Unglück hätten, ihren Sachwalter und Herrn in einer und derselben Person zu vereinigen. Wurde diese Bitte erfüllt, so konnte die Wahl schwerlich auf einen Andern fallen, als auf den Feind von Oranien. Granvelle, dem dies nicht entging, zerriß die der Herzogin gelegte Schlinge durch die Be-

sonenheit, womit er im Staatsrathe erklärte: „er hoffe, man werde einsehen, daß sich das Amt eines Vorkämpfers und Beschützers nicht übernehmen lasse, ohne Bruch mit dem Könige von Spanien zu theilen.“ Inzwischen blieben die päpstlichen Befestigungen aus, und dies verschaffte den Niederländern Zeit zur Entwicklung eines allgemeineren Widerstandes. Auswerpen machte am spanischen Hofe geltend, daß, wie ersichtlich auch die Einsetzung der neuen Bischöfe für die Aufrechterhaltung der wahren Religion sehr möge, dennoch sein Handel nicht wenig darunter leiden werde, sein Handel, durch welchen es von Ausländern abhängig sei, die sich sogleich zurückziehen würden; und Auswerpen erreichte wenigstens so viel, daß es bis zur persönlichen Ueberkunft des Monarchen mit einem Bischöfe verschont bleiben sollte. In dieser Auszeichnung lag für die übrigen großen Städte eine Aufmunterung zur Widerseßlichkeit. Deventer, Mährenmonde und Leuwarden drangen damit durch; nur den übrigen Städten wurde der Bischof, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Zu ihnen gehörten Utrecht, Harlem, St. Omer und Biddelburg; und diese fanden sich in ihr Schicksal, als sie nicht länger widerstehen konnten. Nicht so Mecheln und Herzogenbusch. In diesen beiden Städten ließ man es zum wenigsten nicht an Mißachtung fehlen. Auch nicht ein einziger Edler erschien, als Brambilla seinen Einzug in Mecheln hielt; und seinem Triumphe mangelte alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten werden sollte.

Es war der erste Anfang; und was gelangen war,

verbannte Granvella der Gegenwart seiner Truppen, welche Philipp in den Niederlanden zurückgelassen hatte. Diese zu entfernen, war die Hauptaufgabe, wenn die spannische Thätigkeit des Cardinals zum Stillstand gebracht werden sollte. Alle Anträge, welche in dieser Beziehung jemals gemacht waren, hatten eine mehr oder weniger scheuende Abfertigung erhalten. Indess konnte sich Philipp nicht verhehlen, daß die Forderung der Niederländer eine rechtmäßige war; und was ihn noch mehr zur Nachsichtigkeit stimmte, waren die Vermuthungen der Herzogin von Parma, welche ihm meldete, daß, so lange über diesen Punkt nicht Wort gehalten wäre, die Niederländer sich nicht zu der von ihnen verlangten außerordentlichen Steuer bequemen würden. Die Herzogin fügte hinzu: die Gefahr eines Aufstandes sei bei weitem dringender, als die eines Ueberfalls französischer Protestanten (der Grund, um deswillen Philipp seine Truppen in den Niederlanden bisher zurückgehalten hatte); krähe aber eine Empörung aus, so würden diese Truppen doch nicht Widerstand leisten können, und das Uebel durch sie nur um so schlimmer werden. Man sieht, daß die Herzogin, indem sie auf diesem Tone sprach, bereits gegen den Cardinal zu handeln angefangen hatte. Wie viel sie erreicht haben würde, wenn nicht besondere Umstände ihr zu Hülfe gekommen wären, steht freilich dahin; allein die Gefahr, welche Italien in diesen Zeiten von den Türken bedroht war, erscheid über die Abberufung der Truppen, welche im Jahre 1562 erfolgte. Das Jubelgeschrei der niederländischen Provinzen begleitete ihre Segel.

Als die Truppen eifert waren, sah Granvella sich genöthigt, durch Charakterstrog und Eiß zu ersetzen, was ihm an Macht und Ansehen abging. Er wußte es so einzurichten, daß er im Staatsrathe beinahe unumschränkt regierte. Unterstützung von dem Grafen Parlement und von dem Präsidenten Bigland, gab er den übrigen Mitgliedern dieser Behörde eine solche Stellung, daß sie zu bloßen Figuranten wurden. Nur Angelegenheiten von geringer Wichtigkeit wurden ihnen zur Berathung vorgelegt; und traf es sich, daß die Widereitse auf irgend etwas drang, daß sich nicht wohl zurückweisen ließ: so schützte er die Unzulänglichkeit seiner Weisheit vor, um durch Versendung an das spanische Ministerium so viel Zeit zu gewinnen, als zur Rettung seiner Autorität erforderlich war. Indes konnte der geringe Werth, den er auf die Freundschaft und Ergebnisse des Adels legte, dessen Erinnerung nur bestärken. Männer, vergöttert durch die Aufmerksamkeit, welche Kaiser und Könige ihnen zu schenken pflegten; Männer, die mit ihrem aristokratischen Dünkel eine beinahe unbegrenzte Eigensucht verbanden; Männer endlich, welche durch die Eifersucht ihrer Mitbürger zu Gottheiten des Vaterlandes emporgehoben waren: — solche Männer konnten sich nicht darin finden, daß sie Werkzeuge eines Plebejers seyn sollten, für welchen nur die Gunst des Königs und ein erbettelter Purpursprach. Wiederum mußte Granvella auf dem Posten, dem die königliche Gnade ihn anvertraut hatte, wo nicht Uebermuth, doch allen den Eoel; empfinden, wodurch er die Unterordnung zu erhalten hoffen durfte.

Persönliche Geliebtheiten verschlummerten dies unglückliche Verhältniß. Der Prinz von Oranien hegte den Verdacht, daß der Minister seine Heirath mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen nachgängig zu machen gesucht habe. Dem Grafen von Horn hatte derselbe Minister die Statthalterschaft über Geldern und Zülpfen entzogen, und nebenher eine Aitel, um welche dieser Graf sich für einen nahen Verwandten bewarb, für sich behalten. Im Grunde gab es kein Mittel, den hohen Adel zu versöhnen, weil dieser seine Forderungen in eben dem Maße steigerte, worin sich der Minister die Befriedigung derselben angelegen setzen ließ. Genüßigt also, eine durchaus unabhängige Bahn zu beschreiben, hielt Oranella es kaum der Mühe werth, jenen die Ertragschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war.

Dies alles würde ohne Nachtheil für den Cardinal geblieben seyn, wenn er im Stande gewesen wäre, die unteren Schichten der Gesellschaft für sich zu gewinnen, oder dem Mißvergnügen des Adels die Zufriedenheit der Bürger entgegen zu stellen. Doch seine unabhängige Bestimmung war, das kirchlich-politische System, wodurch Spanien seit etwa achtzig Jahren regiert wurde, auf die Niederlande zu übertragen; und diese Bestimmung brachte es mit sich, daß er es zu gleicher Zeit mit allen Classen verlor. Den Glaubens-Eiditen Gehorsam zu verschaffen, war selbst dann unmöglich, wenn das Aeußerste der Grausamkeit erschöpft wurde. Kaum begreift man, daß ein Mann von Ein-

sicht sich zu einem so tyrannischen Geschäft hegeben konnte; denn nur die höchste Verblendung der Selbstsucht konnte ihn täuschen. Sollte die Inquisition das leisten, was Philipp der Zweite bezweckte: so mußten die Niederlande in einen ungeheuren Kirchhof verwandelt werden. Die Verurtheilungen, worin die Bewohner dieser Lande, theils mit Frankreich und Deutschland, theils mit England stunden, waren unterlegliche Nachkommen geworden, aus denen der Protestantismus sich stets neu neuem erfrischt. Wie weit man also auch die Hinrichtung der Ketzer treiben mochte: zur Glaubenseinheit konnte man nicht wieder zurückkehren. Es kam dazu, daß der Schrecken, den man übte, Gleichgültigkeit gegen das Leben bewirkte, und daß diese Gleichgültigkeit von den Zuschauern für Heldengröße genommen wurde. Was also von der Regerei abzuwenden sollte, das nahm vielmehr für dieselbe ein; und so geschah es, daß aus Einem Ermordeten zehn neue Bekenner ausliefen, welche die Uebergangung hegten, ein Glaube, der mit dem Tode verschone, konnte nicht gering seyn. Nicht in den Städten und Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und wo sich sonst Gelegenheit dazu finden mochte, wurde über die Untrüglichkeit des Papstes, über das Jegewort, über den Ablass gespottet; und die Folge davon war, daß, wenn neue Hinrichtungen Statt finden sollten, der Pöbel die Gefangenen und Verurtheilten des heiligen Gerichtes aus den Händen der Henkersknechte befreite, und die Obrigkeit, welche ihr Aufsehn vertheidigen wollte, mit Steinen begrüßte. Zu keiner Zeit hatten die protestantischen

Vordiger mehr Zulauf gehabt, als von dem Augenblick an, wo es bei Todesstrafe verboten war, ihren Vornamen beizumischen. Eine solche Stimmung der Gemüther war allzu furchtbar, als daß sie hätte unbeachtet bleiben dürfen; das Ansehen der Regierung aber stand mit so mehr auf dem Spiele, da Adel und Volk in dem Haß gegen Denjenigen zusammen trafen, den man für den Urheber aller Unseligkeiten hielt. Noch wagte die Herzogin von Parma es nicht, sich bei Philipp über den Cardinal zu beklagen; allein sie gestand ihre Ohnmacht ein, so oft die spanische Regierung Borderungen an sie machte, und alle ihre Berichte stellten den Zustand der Niederlande als höchst bedenklich dar.

Dranio, Egmont und Horn, mehr als jemals unter einander verbunden, saßen endlich im Jahre 1563 den Entschluß, dem Könige von Spanien die nöthigen Aufschlüsse zu geben. In einem von allen dreien unterzeichneten Schreiben, stellten sie den Cardinal als den Urheber aller Ferküttungen in den Niederlanden dar. „So lange die höchste Gewalt in so grafsamen Händen sei, würden sie sich in der Unmöglichkeit befinden, dem Könige und der Nation mit Rücksicht zu dienen; aber hingegen würde in die vorige Ruhe zurückzukehren, alle Widersegligkeit aufheben, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Menschen vom Staatseuder zu entfernen. In diesem Falle, sagten sie ferner, würde es ihnen weder an Einfluß noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sei, als

dem Cardinal Granvella, in diesen Ländern zu erhalten.¹⁾

Ein wesentlicher Schritt war hierdurch gethan; nur muß man bekennen, daß die, von welchen er ausging, über die wahre Ursache der Zerrüttungen in den Niederlanden sehr schlecht belehrt waren, wenn sie dem Cardinal Granvella zum Urheber desselben machten. Die Ursache dieser Zerrüttungen lag vielmehr in dem Widerstreit, worin die spanische Regierung mit dem Geiste der Zeit getreten war, als sie sich einbildete, daß ein Verfahren, welches jezt bei der Pyrenäen, wo nicht gerechtfertigt, doch wenigstens entschuldigt war, mit gleicher Kraft in den Niederlanden wirken werde. Weit entfernt von aller Uebereitel, war Granvella nur Werkzeu; und wenn seine Ankläger zu behaupten wagten, daß die Keinheit des Glaubens ihnen eben so sehr am Herzen liege, als dem Cardinal, so machten sie sich eben dadurch anständig, nach seiner Entsetzung in seine Fußstapfen zu treten, was nicht geschehen konnte, ohne den Haß auf sich zu laden, den Granvella bisher allein getragen hatte. Es zeigte sich also auch hier, daß Staatsübel, ihrem Ursache nach, am wenigsten von denen gekannt sind, die sich zu Kritikern aufwerfen möchten.

Philipp war sich seiner Absichten bei Einführung der Inquisition allzu deutlich bewußt, als daß er die Anklage der mißvergügten Großen nicht hätte als eine Lebrunde auf Granvella betrachten sollen. Seine Antwort war: er sei nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen; und die

die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Cardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabsinken: zu einer Darlegung von Thatfachen. Sollten sie nicht Lust, dies schriftlich zu thun: so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo man ihn mit gebührender Achtung bezeugen würde.¹⁷

Diese Antwort war an alle drei zugleich gerichtet; nebenher aber erhielt der Graf von Egmont ein königliches Handschreiben, welches den Wunsch ausdrückte, daß man aus seinem Munde zu vernehmen wünsche, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur oberflächlich berührt worden sei. Philipp kannte seine Deute. Der Graf von Egmont gehörte zu denen, von welchen man um so mehr erhält, je mehr man von ihnen erwartet; denn Eitelkeit war der Hauptzug in seinem Charakter. Auf's wenigste sagte Philipp voraus, daß die Auszeichnung, deren er den Grafen würdigte, die übrigen Beiden mit Verdacht und Eifersucht erfüllen sollte. Diczin hatte er sich zwar für den Augenblick verrechnet; aber die Folge bewies, daß das Triumvirat, welches sich in den Niederlanden gebildet hatte, keinesweges unzerstörbar war.

Die Verbündeten hatten den Rath, ein zweites Schreiben folgenden Inhalts folgen zu lassen: „es befreunde sie, daß der König ihren Vorstellungen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät hätten sie jenes Schreiben ergehen lassen. Nicht um den Senz des Ministers sei es ihnen zu thun; es solle sie viel-

mehr freuen, ihn an einem anderen Orte der Welt zu finden und glücklich zu wissen. Dabei aber waren sie auf das Vollkommene überzeugt, daß sich die Ruhe der Niederlande mit der Gegenwart dieses Mannes nicht vertrage. Keinem unter ihnen erlaube der jetzige gefährliche Zustand ihres Vaterlandes, um Beauvillars' willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitten zu willfahren: so hofften sie, daß man sie für die Zukunft der Pflicht, dem Staatsrath beizuwohnen, entbinden würde; sie würden dadurch nur dem Verdrusse ausgesetzt seyn, mit einem Unwürdigen zusammen zu treffen, der, indem er sie verhindere, dem Kdalg und dem Vaterlande nach ihrer besten Einsicht zu nützen, das unentragliche Gefühl eigener Uebersichtigkeit in ihnen anregt. Der Kdalg möge ihnen ihre ungeschmückte Einsicht zu Gute halten, weil Leute ihrer Art größeren Werth darin setzen, gut zu handeln, als schön zu reden.“

Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort: „man werde ihre Vorstellung in Ueberlegung nehmen; indeß ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen.“

Die Verkündeten sahen hierin nur eine abschlägige Antwort; und mehr ließ sich schwerlich dabei denken. Um sich nun selbst Gewißheit zu verschaffen, wichen sie dem Staatsrath aus, wie sie es angeklagt hatten. Sie gingen aber zugleich einen Schritt weiter, indem sie keine Gelegenheit unbenutzt ließen, dem Minister die Verachtung zu beweisen, wovon sie

sich gegen ihn durchdrungen hätten. Hierin von ihrem Anhang unterstützt, brachten sie es nur allzu bald dahin, daß alles, was Brantella that, lächerlich befunden wurde: die kleinste Kränkung, welche dem priesterlichen Hochmuth widerfahren konnte. Da es ihnen nicht gelungen war, den Verhassten auf dem gewöhnlichen Wege zu entfernen: so wollten sie versuchen, was ihnen auf dem Wege verlegter Eigenliebe gelingen möchte. Wirklich war dies die härteste Probe, auf welche Brantella gebracht werden konnte. Nach der Angabe des Grafen Egmont ließ der Adel seinen Bedienten eine Korymb tragen, auf welche eine Warrenklappe gesteckt war; und ganz Besüßel sah darin den Cardinalsstuhl *). Offentlich steckte man dem Cardinal einen satyrischen Kupferschil in die Hand, wo er dargestellt war wie auf einem Haufen Eier sitzend, aus welchen Wischel hervorstechen; über ihm aber schwebte ein Teufel mit der Handschrift: dies ist mein Sohn, den sollt ihr hören. Neben diesen Einfällen des Nachsinnens fehlte es nicht an Gerüchten, welche seine Ehre brandmarkten. Man dächte ihm menschenverderbische Anschläge auf Egmont und Oranien's Leben an; und diese Erdichtungen wurden um so glaubwürdiger befunden, je weniger man sich vorstellen konnte, daß der Beleidigte gleichgültig bleiben könnte. Bald überrascher selbst das Unglaublickste, sofern es ihm galt oder von ihm herkommen sollte, gar nicht mehr.

*) Diese Warrenklappe verwechselte sich, weil sie dem Hefe auslief, mit dem Händel Hühn, das in der Folge das Wapen der Republik wurde.

Was früher Aufstand und Eitelkeit geboten hatte, war dahin; und als das Volk durch seine Führer jeder Behauptung gegen den Stellvertreter des Königs erdunken war, da konnte es nicht länger vor Auschwelfungen bewahrt werden, da mußten Verbrechen schon deshalb eintreten, weil es sich in Gedanken mit ihnen vertraut gemacht hatte.

Sobald der Staatsrath zu einer Sitzung geworden war, empfand die Regentin, daß es Zeit sei, sich von einem Minister zu trennen, der, weil er allgemein gehaßt wurde, sie nur im Gefaß belingen konnte. Graf Eymont hatte den Muth gehabt, ihr zu sagen: „nur ihm verdanke Granvelle, daß er noch unter den Lebendigen wandelt; künftig aber werde dich die Sorge der Statthalterin sehn.“ Hierdurch gekränkt, sendete die Herzogin ihren geheimen Schreiber, Thomas Armentiered nach Spanien, um den König von allen Verhältnissen des Cardinals zu unterrichten, und dadurch seine Abberufung einzuleiten. Der Cardinal selbst fühlte indeß nur allzu gut, daß man in einer Verlegenung, wie die seinige war, alles und nichts zugleich ist, weil man aufgehört hat, etwas zu sehn. So lange er geglaubt hatte, daß er, als Minister, zu einer freien Wirksamkeit nur des Willkürs seines Königs bedürfe, hatte er jedem Schicksale getrozt. Jetzt, wo ihm einleuchtete, daß dazu auch der Willkür des Volks erforderlich sei — jetzt verminderte sich sein Muth. Seine Standhaftigkeit wurde um so mehr erschüttert, weil er sich nicht verhehlen konnte, daß er es mit einem Volke zu thun hätte, das, von keinem Schimmer bestrahlt, durch seine

Durch im Zaum gehalten, standhaft, unerbittlich und ohne Betrachtung einstimmig, in ihm nichts weiter sahe, als das an seiner Würde begangene Verbrechen, durch einen Fremdling regieren zu wollen. Ausgesessen von diesem Walle, so weit die Kraft desselben reichte — wie hätte er vermeiden können, seine Entlassung zu fordern! Während also Remondos zu Madrid unterhandelte, und Philipp sich nicht entschließen konnte, den dringenden Wunsch der Herzogin von Parma zu erfüllen, kam Bramella selbst dem jüdischen Monarchen durch die Vorsehung zu Hülfe, daß seine Entlassung nothwendig sei, wenn er nicht ganz zu Grunde gehen sollte. Einem solchen Beweggrunde konnte Philipp sich nicht versagen. Es handelte sich von diesem Augenblicke an nur um die Mittel, alles so zu leiten, daß der Schelm gerettet bliebe. Diese wurden gefunden, indem der König den Cardinal unter einem anständigen Vorwande nach Burgund schickte, und indem der Cardinal diese Reise mit dem Vorgehen antret, daß er nächster Tage wieder zu Brüssel eintreffen werde. Wie dies eigentlich gemeint war, zeigte sich vorzüglich darin, daß alle Staatsräthe, die sich freiwillig verdammt hatten, von dem Hofe den Befehl erhielten, sich wieder im Senat zu Brüssel einzufinden, wie wohl Bramella, um noch durch wechselnde Töne seine Feinde zu schrecken, in seinem Briefwechsel mit Valaimont und Wigand, den Glanzen an die Möglichkeit seiner Rückkehr zu unterhalten suchte.

Nach Bramella's Entfesselung war alles Ein Herz und Eine Seele. Die missergnügigen Tropfen traten in

den Staatrath zurück, und widmeten sich den Geschäften mit einem Eifer, der nicht zu ermüden war. Nur allzu groß war das Bedränge um die Herzogin von Parma; und wenn Brancella's monarchischer Eifer die Gutmüthigkeit der Niederländer zurückgedrängt hatte: so setzte diese jetzt in so großer Allgemeinheit zurück, daß die Statthalterin jedes von ihr geforderten Opfers gewiß seyn konnte. Nicht genug, daß der Fleiß des Adels ihr die Last der Geschäfte erleichterte, genoß sie auch mehr, als jemals, die Fähigkeit der Herrschaft in der einschmeichelnden Demuth, womit sie sich behandelte. Das Einzige, was der neuen Regierung abging, war der Geist der Monarchie, der Grundsätze aufstellen und festhalten muß, weil die Bestimmung einer Regierung sich nur auf diesem Wege erreichen läßt. Die erweiterte Macht des Adels setzte den Staat sehr bald einem größeren Uebel aus, als dasjenige war, von welchem man ihn durch Brancella's Vertreibung befreit hatte. Durch Leppigkeit verarmt, unterlag jener der gefährlichen Versuchung, die Umstände zu einer Wiederherstellung seines erloschenen Glanzes zu benutzen. Die Gewinnsucht bemächtigte sich seiner in einem so hohen Grade, daß er sich verdächtlichen Wuchern gleich stellte. Geistliche und weltliche Aemter wurden um Geld veräußert, Verrechte an Mißliebende verkauft, die Berechtigte selbst zu einem einträglichen Gewerbe gemacht. Wen der geheime Rath verdammt hatte, den sprach der Staatrath los, wenn er zahlen konnte; und was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Insbesondere

ihrem Wesen nach, eröffnete die Habsucht auch ganz neue Quellen des Gewinns. Ohne Rücksicht auf Rang und Verdienst sah man die Dienstleute und Creaturen der Staatsräthe und Provinzial-Statthalter zu den wichtigsten Bedürfnissen besondern; und nichts schloß daran, daß Leben, Freiheit, Religion, wie liegende Gründe, gegen gewisse Summen versichert wurden. Für Geld war selbst der Verbrecher frei. Kurz: nach Brambilla's Entfernung nahm die Regierung alle Verbrechen der Antimonarchie an, und eine weit schlimmere Ausübung, als jemals von der Inquisition ausgehen konnte, ergriff den Staat in seinen Grundlagen. Die Herzogin von Parma hätte nicht ihrem Geschlechte angehören müssen, wenn sie hier hätte Widerstand leisten wollen. Kein Ausstreich der Versöhnung wurde gespart, um ihren Geheimschreiber Armenteros in die Verderbtheit hinüber zu ziehen, seine Grundsätze durch Wehllieben aufzulösen, seine Denkweise mit dem herrschenden System zu verschmelzen. Er ließ sich gewinnen; und einmal gegen Mißbräuche erblindet, wurde er nur allzu geneigt, seine Verbrechen dadurch zu verbergen, daß er fremde verschleierte. Inzwischen taumelte die Regentin in einem, durch die Schmeicheleien der Großen unterhaltenen Wahne von Herrschaft und nützlicher Thätigkeit dahin, nicht ahnend, daß sie die Gewalt gegen die werthlosen Zeichen der Untermächtigkeithingab, und kaum noch etwas anderes war, als das Spielwerk der Factions, in deren Händen sie sich befand. Wünsche alle Geschäfte und aller Einfluß tendirten sich jetzt den Statthaltern zu; alle Vorgesetzten kamen an

ſie, alle Aender wurden von ihnen vergeben. Das Anſehn der Provinzial-Gerichte verſchwand, ſo wie das ſelbe ſich erweiterte; und mit dem Anſehn der Obrigkeit lag zugleich die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung darnieder. Das große Verdienſt, das ſich der Adel um die Geſellſchaft erworben hatte, beſtand in der Anwendung des ſpaniſchen Inquiſitions-Tribunals. Um in dieſem Punkte ſich gleich zu bleiben, glaubte er nichts beſſeres thun zu können, als daß er die Inquiſitoren dem Soldatler Preis gab, und der Gewalt des Böbels freien Spielraum ließ, ſo oft von Verſrafung der Ketzer die Rede war. Wirklich ließ der Stadtrath zu Brügge die Diener der Inquiſition, als ſie ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Waſſer und Brodt ins Gefängniß ſetzen; und zu eben der Zeit erklärte eine mit Blut geſchriebene Scheiſt, auf dem öffentlichen Markte zu Antwerpen angeſchlagen, daß eine Anzahl ſich verſchworen habe, jeden Unſchuldigen zu rächen, den das Inquiſitions-Gericht opfern würde.

Die Einzigen, welche mit dieſer Wendung der Dinge nicht verſöhnt werden konnten, waren jene alten Staatsmänner, welche ihr ganzes Leben hindurch Seilern der Monarchie gewesen waren; vor allen Barlaumont und Eglinſ. Unverſäherbar, wie ſie waren, frageten ſie im Stillen über das allgemeine Verderben; und ſie frageten um ſo aufrichtiger, weil niemals irgend etwas in ihnen geweſen war, was ſie zu Feinden des Katholicismus oder auch des Königs gemacht hätte, wodurch ſich dieſer zu vertheidigen pflegt. Man konnte im ſechzehnten Jaht-hundert ein wahrer Staatsmann ſeyn,

ohne einen Begriff von Menschenrechten zu haben; und den eben genannten Staatsrathen fehlte es gänzlich daran, ohne daß sie deshalb aufhieten, höchst achtungswerth durch die Strenge zu seyn, wessit sie ihrer Pflicht erfüllten. An sie schlossen sich noch andere Männer aus vornehmen Geschlechtern an, die vielleicht minder edlen Beweggründen folgten, aber wenigstens darin mit jenen übereinkamen, daß sie die Verantwortlichkeit wegen der überhand nehmenden Auflösung nicht theilen wollten. Solche Männer waren, außer dem Herzoge von Urskot, die Grafen Mannsfeld, Weyen und Wremberg — alle geborne Niederländer, und gleich dem übrigen Adel, wie es schien, aufgefordert, einer monarchischen Gewalt entgegen zu arbeiten, welche sich auf ein umfassendes Glaubensgericht stützen wollte. Wirklich hatte keiner von ihnen seinen Beistand versagt, so lange es sich um die Vertreibung Brancella's handelte; als aber, nach dem Ausscheiden dieses furchtbaren Ministers, der ganze Staat durch die weibliche Schmeichelei der Herzogin von Parma ein Raub des Ehrgeizes und der Habgucht wurde, da zogen sie sich rücklich zurück, sey es in Meinung einer gefährlichen Zukunft, oder weil sie sich dem Prinzen von Oranien nicht unterwerfen mochten, oder endlich, weil sie fühlten, daß bei dem allgemeinen Walle des Adels ihre Treue im Werthe sey. Die Grafen von Mannsfeld und Weyen waren die vertrauten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Wie hätten sie sich also zurückziehen können, ohne sich Vermürfen auszusprezen! Auf diese antwortete der Graf von Mannsfeld in folgender Weise: „Wenn ich ehemals

der Meinung gewesen bin, daß das allgemeine Feste die Aufhebung der Inquisition, die Milderung des Edikts und die Entfernung des Cardinals Gramella notwendig mache: so hat der König ja diesen Wunsch gewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Nur zu viel haben wir bereits gegen die Majestät des Königs und gegen das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit einzuklenken, damit wir dem Könige, wenn er kommt, mit offener Stirne, und ohne Bangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Wuthung nicht bange. Mit getroßtem Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Edelz mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Weise wird Graf Egmont handeln, wenn er seine Sicherheit besorgt, und den Verdacht von seinen Handlungen entfernt. Gehöriget er meine Warnungen, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, alle menschlichen Verhältnisse meiner Pflicht und der Ehre zum Opfer zu bringen.“

Der Prinz von Oranien selbst fühlte, daß die erlangene Freiheit nicht von Bestand seyn könnte, weil es ihr in jedem Betracht an Fundament fehle. Das tief erschütterte königliche Ansehen, wo nicht wieder herzustellen, doch wenigstens zu ersetzen, gerieth er auf den Gedanken, den Staatsrath zum Mittelpunkt der Gewalt zu machen. Die Kraft der niederländischen Regierung beruhte auf der Wirksamkeit zweier Organe, von welchen der geheime Rath das erste, der Finanz-Rath das zweite, der Staatsrath das dritte war. Der letztere war als eine Versammlung von freien Rathgebern des Fürsten

gebacht; der zweite beschäftigte sich mit den Vollziehungsmitteln; dem ersten fiel die Vollziehung der mit Hülfe des Staatsraths zu Stande gebrachten Beschlüsse anheim. Das harmonische Zusammenwirken dieser Organe beruhte auf der Gegenwart des Fürsten, oder dem Anschein seines Stellvertreters. Da es nun eben so sehr an dem Einen als an dem Andern fehlte: so war nichts natürlicher, als das Zerfallen der ganzen Staatsmaschine; Gracella's Ausscheiden hatte gleichsam das Zeichen dazu gegeben. Diesem Zerfallen mußte eine Stütze gesetzt werden, und Oranien glaubte dieselbe durch eine Verpflanzung der Hauptgeschäfte des Finanz-Raths und des geheimen Raths in den Schooß der beratenden Behörde zu finden. „Man nennt uns — so sprach er zu seinen Freunden — zwar Senatoren; aber Andere besitzen die Gewalt. Braucht man Geld, um die Truppen zu bezahlen; ist die Rede davon, der eintretenden Hungerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten: so hält man sich an uns, da wir doch weiter den Schatz, noch die Beschlüsse bewachen, sondern nur das Mittel find, wodurch die beiden andern Collegia auf den Staat einwirken. Und doch würden wir der ganzen Reichsverwaltung, die man unendlichiger Weise unter drei verschiedene Kammern vertheilt hat, gemacht sein, wenn wir uns unter einander verbinden wollten, dem Staatsrath die ihm entzogenen Zweige der Verwaltung wieder einzurücken, damit Eine Seele dem ganzen Körper belebe.“ Indem sich Oranien also äußerte, konnte seine Absicht schwerlich eine andere seyn, als sich zum Präsidenten des Staatsraths d. h. zum Obersten aller

die gesammte Staatskraft zu machen; und nur allzu geschäftig war seine Partei, durch künstlich herbeigeführte Verlegenheiten ein Ergebnis zu erzwingen, von welchem sich vorher schon ließ, daß es nie die Billigung weder des Königs noch der alten geheimen Räte erhalten würde.

Graf Egmont stand im Begriff, nach Spanien zu reisen, um die Genehmigung des Königs zu dieser, vom Parlament und Wiggins bestrittenen, bedrängten aber in dem Urtheil der herrschenden Faction nicht minder notwendigen Maßregel einzuholen, als Philipp die Herzogin von Parma aufforderte, die seit einiger Zeit bekannt gewordenen Schlässe des tridentinischen Conciliums als solche zu vollziehen, welche für die ganze katholische Christenheit gegeben worden.

Da diese Aufforderung den niederländischen Angelegenheiten eine ganz neue Wendung gab, und alle nachfolgenden Ereignisse auf ihre Rechnung gesetzt werden müssen: so können wir nicht umhin, in diesem Zusammenhang jenes Conciliums und seiner Schlässe ausführlicher zu gedenken, wozu uns außerdem die Rolle verpflichtet, welche die römische Curie seit der Bekanntmachung dieser Revision der gesammten kirchlichen Gesetzgebung zu spielen bis jetzt nicht aufgehört hat. Zur Sache!

Das katholische Kirchenthum hatte sich in Lehre, Hierarchie und Disciplin so allmählig entwickelt, daß selbst seine ersten Vorfahren nur eine sehr mangelhafte Vorstellung darüber geben konnten, wie und warum es gerade das geworden, was es zu Anfange des sechzehnten

Jahrhundert war. Da nun in ihm alles darauf abzwachte, die Vernunft zu verflüssern: so konnte, wie es scheint, die Erdnng seiner Macht nur in den Uebertreibungen gefunden werden, zu welchen es die Fähigkeit oder Bereitschaft der Menschen, Uebernatürliches für wahr zu halten, verleitzte. Bleibt man hierbei stehen, so war die Reformation der Kirche nichts weiter, als ein von dem katholischen Kirchenthume selbst erzwungener Versuch, die menschliche Vernunft in ihrer unterjochbaren Kette wieder einzusetzen. Für das Gelingen dieses Versuches aber war, wie wir oben gezeigt haben, alles vorbereitet in den Fortschritten, welche die Gesellschaft durch mehrere Erfindungen und Entdeckungen zu ihrer höhern Ausbildung gemacht hatte. Daher das wachsende Glück der Reformation, die, indem sie Ein Reich nach dem andern von dem Papstthum ablöste, in dem natürlichen Laufe der Dinge nur damit endigen konnte, das ganze katholische Kirchenthum in Schatten zu stellen. Dies war um so weniger zu verhindern, wenn der römische Hof, im Vertrauen gegen sich selbst und gegen die Güte seiner Sache, fortwährend, öffentlichen Erörterungen, deren Gegenstand seine Mächtigkeit und Nothwendigkeit war, furchtsam auszuweichen. Von den Reformatoren sowohl, als von seinen Anhängern, zur Bildung eines Conciliums heraufgefordert, wankte er lange, ehe er sich zur Annahme dieser Herausforderung entschließen konnte; ihn schredten Tönnis und Basel; ihn schredten, wo möglich noch mehr, die ganz verschiedenen Wünsche der Parteien, von welchen die Protestanten die Freiheit ihrer Lehre, die Bischöfe eine Erweiterung ihrer Macht,

der Kaiser und die übrigen Mächte politische Vortheile bezweckten. Vielleicht gestand er sich sogar, daß, da im letzter Instanz die Vernunft den Ausschlag geben muß, seine Sache, bei welcher es nur auf Verfassung ankam, einem so furchtbaren Richterstuhl nicht anheim gegeben werden dürfe. Indes drängte die Nothwendigkeit; und mit einem wenig Verschlagenheit durfte man hoffen, noch Ein Mal eine große Lösung für Diejenigen bewirken zu können, deren Vortheil eine Lösung nothwendig machte. Paul der Dritte kündigte also das Concilium an. — Doch drei Jahre verstrichen, ehe Erß daraus wurde. Erst als Karl der Fünfte gegen die Protestanten Deutschlands zu Hülfe zog, schien es räthlich, die Väter der Kirche, d. h. die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, zu einer Entscheidung über das, was bisher das Wesen des großen Reichthums ausgemacht hatte, zu Orient zusammenzutreten zu lassen. Um aber Ergebnisse zu verhüten, welche denen von Conz und Basel gleich kämen, gebrauchte man die Vorkehrung, nicht nach Nationen stimmen zu lassen, sondern jede Stimme zu zählen; denn dadurch gewann man den Vortheil, daß die im Collo des Papstes und unter der Leitung seines Legaten stehenden Bischöfe Italiens entscheidend konnten. Den Erfolg noch mehr zu sichern, durfte nichts erörtert oder beschlossen werden, wege nicht ein besonderer Befehl von Rom eingegangen war: „der heilige Geist, der die versammelten Väter belehete, kam, wie ein Augenzeuge (Andreas Dudith) sich darüber ausdrückt, im römischen Helleisen herüber, und verspürte sich manchmal, wenn Flüsse austraten und Wasserdampf war.“ Die ersten

Sitzungen verfrühen unter Bräulichkeiten und mit Bestimmungen der Verfahrensweise. In größere, kleinere und allgemeine Berathschlagnngen vertheilte sich die Versammlung; die Gegenstände waren der Glaube und die Disziplin. Schon war man mit den Glaubensgeboten und mit der Verdamnung der Irrlehre bis zum Schluß gekommen, als Karls der Fünften glänzende Siege über die Protestanten einen Schrecken verursachten, der sich mit der Verlegung des Concilliums von Trient nach Bologna endigte. Da Karl der Fünfte diese Verlegung mißbilligte und darüber mit dem römischen Hofe zerfiel; so kam ein Stillstand in die Berathschlagnngen, welcher zwei Jahre dauerte. Erst unter Julius dem Dritten erwachte die Versammlung zu einem neuen Leben; doch ohne ihre Bestimmung zu erfüllen, weil die Siege Maximilian von Oesterreich eben so viel Behutsamkeit nachtheilig machten, als die früheren Siege des Kaisers. Ueberhaupt war es für die Regierung der allgemeinen Kirche eine höchst schwierige Frage: ob sie sich durch Aufstellung eines bleibenden Systems die Hände binden, oder, wie bisher, den Zufall der Begebenheiten walten lassen sollte. Unter einem Papste, wie Paul der Dritte, war an eine Nachgiebigkeit, die nicht durch Schwert erzwungen wurde, gar nicht zu denken; seine Handeln mit Philipp dem Zweiten vertragen sich nicht mit einer Fortsetzung des Concilliums. Erst nach seinem Tode im Jahre 1559 trat ein milderer Verfaßten ein; doch wagte auch Pius der Dritte die vorläufigen Fragen über die Fortsetzung des lösen Spieles mit der Unschlüssigkeit der Menge so zu hnden, daß wieder einige Jahre ver-

flossen, bis endlich im Jahre 1562 die Berathschagungen über Nothdinge in vier Sitzungen eröffnet wurden. Der Eifer, mit welchem Philipp der Dritte auf die Fortsetzung drang; der Beistand, welcher dem römischen Hofe aus dem Ansehen des Cardinals von Fochringen und des Cardinals Karl Borromeo erwuchs; die Beschicklichkeit endlich, womit die Jesuiten, damals schon durch ihre Spitzfindigkeit ausgezeichnet, sich des Pöpstthums annahmen und problematische Sätze zu Dogmen erhoben, trugen zur glücklichen Vertheidigung des Conciliums gleich viel bei. Die letzteren vorzüglich waren es, welche die Hoheit der Päbste gegen jeden Angriff vertheidigten, indem sie die bischöfliche Gewalt als einen bloßen Ausfluß des römischen Stuhles darstellten, und jeder Abstellung von Mißbräuchen, so wie jeder Entfugung von Abgeschmacktheit, entgegenarbeiteten. So konnte es denn nicht fehlen, daß ein Schluß zu Stande kam, der dem Geiste des 16ten Jahrhunderts auf das Beste Hohn sprach. Durch ihn wurden Gebräuche, welche ihre Entstehung dem Aberglauben und der Dummheit entlegener Zeiten verdankten, für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Tausende gegen jeden Vermögenden geschleudert, der sich diesen Gebräuchen entgegen würde. Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, erhielt durch neue Bestimmungen, denen die Schärfe nicht abzusprechen war, größere Würde. Nichts war darin mit Stillschweigen übergangen, am wenigsten das, wegen sich der Weisheit 16ten Jahrhunderts, durch Forschung gewisser, am meisten sparte. Für Kezer, des Todes würdig, wurden alle diejenigen erklärt, welche an der Wunderkraft der

Ne.

Reliquien zweifeln, die Gebeine der Märtyrer nicht ehren, die Hürden der Heiligen für unfähig halten würden. Ihre Indulgenzen, welche den ersten Abfall vom römischen Stuhle herbeigeführt hatten, machten einen unumstößlichen Lehrsatz aus, und weit entfernt, daß dem Mönchtum irgend ein Abbruch geschehen war, wurde Jünglingen von sechzehn, Mädchen von zwölf Jahren Proseß zu thun gestattet. Verdammte, ohne alle Ausnahme, waren die Befehle der Protestanten; denn die allmächtig machende Kirche war viel zu stolz, um die Abgefallenen auf einem sanftern Wege in ihren mütterlichen Schoos zurückzuführen.

Indem es sich nun so mit den Schlüssen des trientischen Conciliums verhielt, war eine Aufforderung zu ihrer Vollziehung, so wie Philipp dieselbe an die Herzogin von Parma ergoß, einer Kriegserklärung gleich zu achten. In Wahrheit, der Geist des Aufstandes, der alle niederländische Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte nur dieser Anregung, um furchtbarer, als jemals, aufzuleben. Ohne spanische Inquisition — dies leuchtete allen Verständigen ein — ließ sich Philipps Befehl nicht durchsetzen; und wenn er seine Autorität durch die des Papstes deckte: so konnte seine Absicht schwerlich eine andere seyn, als den unbedingten Gehorsam, den er in Spanien zu finden gewohnt war, auch von den Niederländern zu erhalten. Sollte in Hinsicht des Glaubens kein Unterschied Statt haben, so war es sogleich geschehen um die Verschiedenheit der Verfassung, so wie um alles, was ein Volk seinem Boden, seinen ursprünglichen Einrichtungen und der Weisheit seiner Väter verdankt;

daß verdammtlich gödtliche Geseß entschied über das gesellschaftliche, und an die Stelle einer vernünftigen, durch gute Geseze beschrankten Freiheit, war ein Tyrann getreten, dessen Launen durch keine noch so große Opfer zu befriedigen waren: ein unerfättlicher Moloch, der mit gleicher Begierde Großes und Kleines verschlang. So dachte, so sprach man in Brabant und in den übrigen Provinzen; und wenn der Adel sich am meisten bedrückt fühlte, so mochte er sich selbst eingestehen, daß die größte Schuld auf ihn falle, weil er am meisten zur Repressen verführt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Kornpreise.

(Fortsetzung.)

§ 4.

Wir waren geneigt, die Geschichte der für England in dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts vier Mal eingetretenen Mißernten und ihrer Folgen, ausführlicher, als es nach dem ersten Anschein erforderlich sein dürfte, zu behandeln, weil gerade sie die dringende Veranlassung wurden, den Ackerbau auf alle mögliche Weise zu verbessern. Allein auch abgesehen davon, schien es uns nicht am rechten Ort zu seyn, wenn wir hier, die Ansichten der englischen Regierung, so weit sie aus den Aeußerungen der Minister im Parlamente aufzufassen sind, darzustellen, und die Maßregeln, die aus der Weisheit beider Parlamentshäuser hervorgingen, bekannt zu machen suchten. Den letzteren haben wir schon oben ein rühmliches Zeugniß nicht versagen können; und wir hätten gewünscht, daß die uns selbst gegebene Beschränkung, uns nicht unterzogen hätte, sie noch ausführlicher zu behandeln, weil, nach unserer Meinung, manche von diesen Maßregeln, wie verschieden auch die Lage Englands von den übrigen europäischen Continental-Staaten seyn möge, doch in ähnlichen Fällen, die, da sie einmal da gewesen sind, auch

wiederkehren und bei neuer Anwendung ihrer Wirkung nicht versagen können. So dürfte vielleicht die Art und Weise, wie die englische Regierung den Kaufleuten den Marktpreis, sich selbst aber dadurch schneller und reicher Zufahren versicherte, mit geringerer oder größerer Modification, allen anderen, für solchen Zweck abschließenden Contracten vorzuziehen seyn.

Betrachten wir aber die Verhandlungen, die in jeder Periode Statt gefunden haben, und die Maßregeln, die daraus hervorgegangen sind, näher: so gewahren wir eine höchst auffallende Erscheinung auf Seiten der Regierung. Zunächst eine völlige Sorglosigkeit bei dem ersten Ansichne und dem ersten Symptomen eines herannahenden Mangels; sodann ein hartnäckiges Verwehren der Behauptung, daß ein solcher zu befürchten sey, und endlich, sowohl von Seiten der Minister als auch von Seiten derjenigen Personen, die, in Folge des Vertrauens zu ihren Einsichern, zu Mitgliedern der beratenden Ausschüsse berufen worden, eine völlige Unbekanntschaft mit dem Umfange dessen, sowohl, was im Lande erzeugt wird, als auch dessen, was der Bedarf des Landes erfordert. In einem Lande, in welchem die Wissenschaft der Staatswirtschaft schon fröhe so bedeutende Fortschritte gemacht hat, und wo sie so schnell aus der Ruhe speculativer Theorien in Büchern, in ein kräftiges Einwirken ins Leben übergegangen ist, ist eine solche Unwissenheit in den Angaben, ein solches Schwanken in den Voraussetzungen, wie wir sie in den Debatten der Minister wahrnehmen, höchst auffallend. Um dieses deutlicher zu zeigen, nehm ich nun zu

einem Resultate zu gelangen, wöhen wir auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen nicht kommen können, müssen wir bei der Rede des Lordes Hansesbury (jetzt Lord Limerpool) verweilen, die wir eben, mit geringen Auslassungen, abgeschrieben aufgenommen haben. Sie möge zu gleicher Zeit und wegen des Vorwurfs der Unrichtigkeit, den wir den Parliamentsverhandlungen gemacht haben, rechtfertigen.

Der Lord giebt in der Rede den Theil der Bewohner, die kein Weizenbrot essen, auf ein Drittheil der ganzen Bevölkerung an; und nachdem er diesen von der letztern abgezogen, giebt er den Bedarf für den übrigbleibenden Theil, zu einem Quarter auf den Kopf berechnet, auf neun Millionen Quarter an. Der letztere würde auf eine Bevölkerung von zwölf Millionen Menschen für England und Schottland hinweisen, während sie, nachdem wir eben darüber nachgesehen haben, nur zehn Millionen fünfhundert tausend Menschen zählt, die, nach seiner Berechnung, doch nur sieben Millionen Quarter erfordert haben würden. Lassen wir aber seine Berechnung um ein volles Siebentheil in der Bevölkerung auf sich beruhen, und setzen wir ihm in seinen übrigen Angaben: so entdecken wir eben so bedeutende und in Hinsicht des Resultats noch viel bedeutendere Irrthümer. Schon seine Angabe, daß das Land nur den zwanzigsten Theil seines Bedarfs an Weizen vom Auslande einführen müsse, ist falsch, weil ihm nachgesehen worden ist, daß er sich im Urtrage des Landes bedeutend geirrt, und den Bedarf an Saatfrucht von diesem nicht abgezogen habe, wodurch er für den Ver-

brauch um eine Million Quarter verringert würde. Allein folgen wir seinen Angaben, so ergiebt sich, daß der grangigste Theil des Bedarfs durch Zufuhr, von neun Millionen Quarter, nur 450,000 Quarter ausmacht. Da nun die letzte Erndte um ein Drittheil niedriger als der gewöhnliche Ertrag ausgefallen ist, würde demnach noch fehlen 3,000,000 folglich der ganze Bedarf auf 3,450,000 Quarter zu stehen kommen. Wenn man nun auch davon den Vorrath (nach seiner Angabe des Bedarfs für einen Monat) mit 750,000 abzieht, so würde dennoch der Bedarf 2,700,000 Quarter betragen, während nur 600,000 nach seinem Vorschlag nöthig waren. Witzlin hat er sich um nicht weniger denn zwei Millionen hundert tausend Quarter geirrt. Er setzte zwar den Bedarf auf 600,000 Quarter nach Abzug desjenigen an, was bereits aus der Fremde eingeführt worden ist: allein es läßt sich bestimmt nachweisen, daß von der Zeit nach der Erndte bis zum Schluß der Schifffahrt, es noch gar keine bedeutende Zufuhr aus der Fremde gegeben habe, die das Quantum des Bedarfs so weit herabsetzen konnte, wie er es angegeben hat. Gesetzt aber, er hätte dabei nur die wirkliche Vollsahz ermogen, und seine Rechnung nur auf sieben Millionen Quarter gegründet; so würde dennoch sein Irrthum nicht geringer, als eine Million fünfhundert tausend Quarter seyn. Freilich müssen wir, nach den Bemerkungen des Herrn Darnley, im Oberhaufe, einige Mifsirauen in die Angaben des

Lord's Hardschury sehen, wenn es wahr ist, daß sie nur auf der Aussage zweier Leute beruhten, deren einer, ein Kerkensitzer, ein in seinem Geschäfte besangener, der andere aber ein Mann war, dessen Ansehen und schriftstellerischer Ruf damals in England im höchsten Maße standen, den aber die spätere Zeit nach seinem wahren Werthe geschätzt hat (und der, wie wir hoffen, auch in Deutschland nicht mehr überschätzt werden wird). Wenn so wenig wie wir den Angaben des Lord's Darnley, nach welchen es gar keinen Mangel geben sollte, folgen können, da die Thatsachen dem so laut widersprechen: so wenig können wir glauben, der Minister habe von diesen Leuten sich so sehr in die Irre führen lassen. Ueberdies war es ja Arthur Young, der, nach Lord's Darnley's Aeußerung, den Anfang des Mangels so sehr übertrieben hatte.

Auch die übrigen Behauptungen des Lord's Hardschury sind nicht weniger unstatthaft, als seine Angaben; namentlich, wenn er selbst sich nothgedrungen sieht, den Einwurf beantworten zu müssen: warum denn in früheren Zeiten der Ueberschuß der Crediten in England so bedeutend gewesen, daß man sich dessen nur durch Ausfuhrprämiën habe entledigen können. Er giebt zu, daß der Ackerbau nicht abgenommen, ja, im Gegentheil, nach der Erweiterung des arabischen Bodens und der Vermehrung der Production betriffe, zugenommen, ja so sehr zugenommen habe, daß er mit dem Wohlstand im Allgemeinen, und mit dem Aufblühen aller übrigen Industrie-Zweige gleichen Schritt halte, worüber er auch einige nicht unrichtige Belege liefert: ob-

lein, die Angabe, daß alle diese Vorthelle von der Bevölkerung überrennt werden (the increase of population had run out them), möchte doch wohl nur eine leichtfertig hingeworfene Behauptung, und höchstens nur jene Theorie ansprechen, die, in damaliger Zeit, die ungeheure Kluft, die zwischen der Vermehrung der Bevölkerung und der Vermehrung der Lebensmittel liegt, nachweisen wollte, sondern aber auch unter und wenige Anhänger mehr findet.

Wenn wir aber aus den Berichten der Minister, aus den Nachrichten, die wir durch die Arbeiten der Ausschüsse und die Debatten des Parlaments erhalten, nicht zu einem sichern Resultat über den damaligen Zustand des Ackerbaues in England, ja nicht einmal zu der richtigen Schätzung seiner Erzeugnisse, und auch nicht zu dem, was das Land davon bedarf gelangen können: so liegt es doch, wenigstens zu versuchen, es nicht ein anderer Weg und dahin führen dürfte. Allein, es scheint uns nöthig, vorher noch einem Einwurf zu begegnen, der uns gemacht werden könnte, als wollten wir das, was die englischen Minister, was die besten Köpfe in England nicht haben ausmitteln können, ausmitteln und anmaßen. Ohne bestimmen zu wollen, was die gedachten Männer gekannt und nicht gekannt haben, glauben wir annehmen zu dürfen, daß ihrer Ungetreue in den Schätzungen, ihrem Schwanken in den Angaben, ganz andere Ursachen zu Grunde lagen, die, wenn sie auch nicht manches Sonderbare in den Erscheinungen hatten, wodurch allein der Irrthum gerechtfertigt werden könnte, doch von einer Eigentümlichkeit

waren, die es für die Minister ratsam und wünschenswerth machte, so weit es ihnen nur möglich war, mit Stillschweigen vor ihnen vorüberzugehen. In dem bedeutenden Zeitraum, in welchem wir den Verhandlungen und Debatten über diesen Gegenstand gefolgt sind, haben wir nicht gefunden, daß die Minister ihrer iregentwo erwähnt haben; und wenn die Debatten der Opposition und oft eine Spur, die dahin führte, gezeigt haben, so verlor sie sich wiederum bald in das allgemeine Selbstgeföhl: der Krieg! als welcher nach der Behauptung dieser Parthei, die Ursache aller Uebel war, die das Land heimsuchen. Allerdings war es der Krieg, der allen Verhältnissen eine außerordentliche Richtung gab; aber der Seekrieg war es, der die des Landerbaues, im Guten wie im Bösen, völlig umgestaltete, und dessen Einfluß, in dieser Hinsicht, man nicht erkannt hatte oder erkennen wollte. Was wir früher beiseite gelassen nur haben andeuten können, müssen wir nun ausführlich aus einanderzusetzen suchen. Die Unterhaltung einer Seemacht, wie sie die Geschichte bis dahin nicht aufzuweisen hatte; die ganz außerordentliche Anzahl von Soldaten, die zur ihrer Bemannung erforderlich wurde; die Ausrüstung und Verproviantirung so vieler und so großer Kriegesflotten, bestimmt für weite Reisen in den entferntesten Weltgegenden, oder für langwierige Blockaden entfernter Seeläfen und Häfen; und endlich die eben so bedeutenden Handelsflotten und Rauffahrt, die, seitdem England der Mittelpunkt des Welt Handels geworden, aus allen Weltgegenden sich dorthin drängten und wiederum von daher sich nach alle Weltgegenden

verbreiteten *): diese waren es, die einen Aufstand an Lebensmitteln herbeizogen, der, nach Aufgabe der Zeit und der Bestimmung, den Vorrath des Marktes erschöpfte, und eine lebhafte Nachfrage nach Lebensmitteln erhielt. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, welchen Vortheil eine am Meere gelegene

*) Es dürfte nicht ganz uninteressant sein, wenn wir hier eine Uebersicht der englischen Handelsmarine, von der Restauration an bis zum Jahr 1792, liefern, wie wir sie aus den Parliamentsdebatten vom 3ten April 1794 entlehnen. Dessennach hatte England an Linienschiffen in Schiffs:

Jahr seit der Restauration 1683—89.	Tonnen.
„ „ der Revolution 1688.	95,568.
„ „ des Königs des Prethens 1689.	100,513.
„ „ der letzten Jahre Wilhelms III. 1702. 1. 2. . . .	144,064.
„ „ der Krige des Königs Anne 1703—12. . . .	273,862.
„ „ der ersten Jahre Georg's I. 1713. 14. 15. . . .	252,192.
„ „ der ersten Jahre Georg's II. 1723. 24. 25. . . .	401,431.
„ „ der Prethensjahre 1726. 27. 28.	384,091.
„ „ des Kriges 1728. 29. 30.	469,781.
„ „ der ersten Jahre Georg's III. 1760.	471,241.
„ „ „ „ „ „ 1761.	508,230.
„ „ der Prethensjahre 1762. 63. 64.	603,870.
„ „ derselben 1770. 71. 72.	705,943.
„ „ des amerikanischen Kriges 1775. 76. 77. . . .	760,798.
„ „ des franz.-amert. Kriges 1778.	607,283.
„ „ des franz.-amert. Kriges 1779.	590,911.
„ „ des belandisch-amert. Kriges 1781.	547,953.
„ „ der Prethensjahre 1784. 85. 86.	606,760.
„ „ derselben 1790. 91. 92.	1,300,000.

wenn wir noch, aus einer derselben sichern Quelle, folgende Zahlen:

3300 in 1793 Schiffs 2,406,044 Linienschiff

1810 „ 24008 „ 2,474,774 „

1813 „ 24007 „ 2,475,799 „

Wife hat in 150 Jahren die englische Handelsmarine sich viel tausend fahndertfach vermehrt!

Provinz, wenn sie eine lebhafte Schifffahrt unterhält, dem Absatz der Erzeugnisse ihres Bodens bedient; wenn man weiß, daß ein jedes aus dem Hafen segelnde Schiff, sich nicht nur für die ganze Zeit der möglichen Dauer seiner Reise mit Lebensmitteln versehen, sondern auch alle mögliche Zufälle die von Wind und Wetter abhängen, berechnen muß, um auch bei solchen Zufällen dem Mangel nicht ausgesetzt zu seyn; ja, wie oft sogar, wenn die Preise der Lebensmittel an dem Orte seiner Bestimmung hoch sind, es auch noch für die Dauer seines Aufenthaltes, ja sogar für die der Rückreise, sich damit vorsieht; so kann man im Kleinen schon von dem Bedarf Englands, in der Lage, wie wir sie oben angegeben haben, sich einen hinlänglichen Begriff machen. Zehn oder zwanzig Mann, mit welchen ein Schiff bemannt ist, werden zu einer Reise, die sechs Monate dauern kann, gerade mit derselben Quantität sich verproviantiren müssen, von welcher fünfzig oder hundert sich einen vollen Monat hätten nähren können. Da aber der Marktpreis sich stels nach dem Vorrath und nach der Reichthigkeit richtet, mit welcher dieser wieder hergestellt werden kann: so wird auf einem solchen Markt stels eine lebhafte Circulation an Lebensmitteln erhalten, und dem Produzenten eine Sicherheit für den Absatz seiner Producte gegeben *). Die

*) Wir gehen, nicht ohne Absicht in dieses Beispiel aus-
 ſtürlich hinein zu seyn. Es scheint, daß in manchen Gegenden
 Deutschlands, die eine bedeutende Entlaste haben, der Vortheil,
 der eine lebhafte Schifffahrt dem Produzenten darbietet, noch nicht
 gehörig erkannt ist. Denn fast mehr es scheint zu erklären, warum

geographische Lage Englands zeigte von selbst den einzig möglichen Weg, auf welchem ein Krieg mit England geführt werden könnte; auf diesem Wege allein konnte England zu dem Besitze so vieler und so reicher Colonien gelangen, und mit ihnen zu dem allernützlichsten, zu dem Besitze des Welthandels. Auf den Stapelplatz desselben mußte sogar der Feind kommen, um die Erzeugnisse seiner eignen Colonien zu kaufen, und er mußte gesehen, wie für sein Geld diese Colonien ihrer Bedürfnisse aus den englischen Manufacturen nehmen, wodurch letztere sich zu einem hohen Grad der Mächtigkeit und des Wohlstandes erhoben. Das strenge Seerecht, das schon in seinen ersten Grundzügen diese Tendenz hatte, erhielt in diesem Kriege eine Ausdehnung, die es in keinem der vorhergegangenen gehabt hatte; allein, um es mit Nachdruck aufrecht erhalten und gegen alle Angriffe verteidigen zu können, war die Aufstellung einer Seemacht nothwendig, die so wohl diese, als alle übrigen Absichten der Regierung auszuführen im Stande seyn konnte. Zweihundert ein und sechzig Linienschiffe, zwei hundert vier und sechzig Freigatten, fünfhundert neun größere und kleinere Kriegsfahrzeuge, Briggs, Cutters, Schooners, Sloop u. s. w. im Ganzen eine Kriegsflotte von tausend und vier und

Die Kriegerinnen waren so interessant beobachtet worden, als die Schiff-
 fahrt ist, so wenig Aufmerksamkeit schenken, um sich Aufstöße so
 wenig befürchten, und seinen Besuch mit so viel Geduld abzu-
 warten. Die meisten von den Vertheilern nicht, die sie für die
 Träger von Belangen, für Kunst und Tugend u. s. w. haben.

dreißig Regat, bemannt mit hundert achtzig tausend Seeleuten, war in der Regel die Seemacht, die England in Thätigkeit erhielt, um alle diese Absichten auszuführen, die aber doch öfters nicht ausreichte; denn bei Expeditionen mit Landtruppen mußten noch Kaufschiffschiffe gemiethet werden und den Transport übernehmen. Solche leßbare Unternehmungen, wie die letztgenannten, das Absenden von Landtruppen, um die entfernten Colonien zu besetzen und zu erhalten (denn auf nicht weniger denn 304,000 Mann vergrößerte sich nach und nach das stehende Heer), forderten, wenn man die Entfernungen, wenn man die Zeit berechnet, außerordentliche Verproviantirungen, bei welchen nicht gespart werden konnte; im Gegentheil, es mußte dafür gesorgt werden, daß bei der möglichst langen Dauer der Ueberfahrt, dennoch kein Mangel an Lebensmitteln Statt finde, daß von allen reichlich und vollauf vorhanden sei. Daß hier eine Verschwendung nicht leicht zu vermeiden sei, das läßt sich begreifen: aber wo diese herrscht, da sind auch Unterschleif und Betrug nicht fern. Der Minister Pitt hatte, in den ersten Jahren des Krieges gegen Frankreich, die Absicht einer Verproviantirung-Kommission, ohne Dajmschwendung der Kaufleute für die Bedürfnisse der Marine auf eine wohlfeilere Art zu sorgen, und hatte auch wirklich den Versuch gemacht: allein die Verschwendung und der Unterschleif, denen hiermit Thor und Thüre geöffnet wurden, nöthigten ihn bald, es aufzugeben. Rechnete man nun zu diesem Bedarf der englischen Marine, den der Handelsflotten, bei dem

täglich sich erweiternden Handel nach beiden Indien und nach China, hinzu *): so läßt es sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß für solche Bedürfnisse die Production des einheimischen Bodens nicht ausreichen, und daß unter solchen Umständen auch Niemand im Stande seyn konnte, eine Basis aufzufinden, um den ganzen Umfang des Bedarfs darauf berechnen zu können. Die Minister selbst konnten oft kaum einen Monat früher wissen, ob sie nicht gezwungen seyn würden, eine, oder mehrere Flotten in See zu schicken. Jemand eine unerwartete günstige oder ungünstige Nachricht, konnte die Veranlassung dazu werden; die Bewegungen des Feindes, Nachrichten von dem unerwarteten Auslaufen seiner Flotten, die der Wachsamkeit der englischen Schiffe entgangen waren, oder einen für diese ungünstigen Wind

*) Aus den Documenten über die Größe des englischen Handels während des letzten Krieges, die uns vorliegen, wollen wir nur Eine Specie herausheben. Wir haben nämlich die Jahre 1800, 11 und 12 gewählt, als Beispiele, die durch die Verträge von Holland und Berlin, und durch die ganze Wirksamkeit des Continentalsystems, für den englischen Handel die allernachtheiligsten waren. In dem vorliegenden Buche von Großbritannien und Irland:

	Wirkl.	Veransch.	Veransch.
1800 kamen an	20,369.	1,709,050.	227,121.
• gingen ab	29,144.	1,632,616.	219,151.
1801 kamen an	22,128.	1,159,879.	184,199.
• gingen ab	25,483.	1,001,871.	184,969.
1802 kamen an	26,060.	1,160,795.	184,352.
• gingen ab	27,954.	1,235,896.	192,690.

Am gebaut und vom Stapel gelassen wurden:

1800	706	Segelk.	182,000	Leinwandk.
1801	914	•	117,000	•
1802	810	•	96,150	•

benutzt hatten, um zu entkommen; das Verfolgen derselben nach verschiedenen Richtungen durch mehrere Glieder: alle diese Umstände mußten jeden Calcul verändern, jede Taktik verflüchten, und das ist es, was wir oben durch das Conterbäre in den Erscheinungen haben andeuten wollen.

So lange die Kornkammern fremder Staaten für England offen waren, so lange auf Zufahren aus der Fremde mit Sicherheit gerechnet werden konnte: so lange konnten die Minister, selbst bei geringen Einkünften, ohne Sorge seyn. Als sie sich aber bedrohet sahen, daß jene ihnen verschlossen werden dürften, als diese Drohung in dem Moment, wo England im fünf Jahren mit der vierten Einkünfte heimgesucht wurde, auf dem Punkte war ausgeführt zu werden: da mußte Alles aufgegeben, es mußten alle Anstrengungen gemacht werden, um nicht zu unterliegen. Wie ernsthaft die Sache nunmehr genommen werden, das haben wir an den Waasregeln gesehen, die das Parlament zuletzt ergriffen. Es handelte sich auch hier wirklich um nichts Geringes. England sollte seine Seerichte, und mit ihnen das Palladium seines Wohlstandes, die Navigationsacte, aufgeben, die allein es zu der Höhe und Macht geführt hat, wohin es gelangt ist; oder es sollte eine Beizung gegen einen Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen ankämpfen. In einem Lande, wo ein solcher Gemeingeist, wie in England, herrscht, konnte die Entscheidung nicht schwer werden. Da aber der bald darauf erfolgte Friede, der nur ein Waffenstillstand war, nicht die Folge dieses schweren Kampfes, der

Nähe, wenn auch nur eine kurze, gedauert, gewesen, daß wir nicht zu entscheiden. Nach solchen Ansirungen wäre es kein Wunder gewesen, wenn die Minister ihn auch zu noch ungünstigeren Bedingungen angenommen hätten.

Wir müssen aber noch einmal zu den oben angegebenen Umfang des Bedarfs an Lebensmittel in England zurückkommen, um noch Einen Gegenstand besonders in Betrachtung zu ziehen, der mit den dortigen Fortschritten des Ackerbaues eng verbunden ist. Der Mensch lebt nicht von Brodt allein; — der englische, und bei weitem die größere Mehrzahl, bedarf auch des Fleisches zur Nahrung, wie wir bereits früher bemerkt haben, und zwar in einer Quantität (auch dieses läßt sich auf das Bestimmteste nachweisen) wie kein anderes Volk in Europa dessen bedarf. Der englische Seefahrer bedarf, der angestrengten Arbeit wegen, die er zu verrichten hat, es in noch größerem Maße; daher bei der englischen Flotte, so wie bei den Kaufahrern, in Hinsicht dieses Bedarfs das Verhältniß eintritt, das wir bei den übrigen Lebensmitteln angegeben: man muß sich für die möglichst lange Dauer der Reise damit versehen. Nun ist aber Fleisch kein Artikel, von welchem Japsuren aus der Fremde, den Bedarf eben so gut, wie den vom Getreide, befriedigen können. Schon der Transport des Viehes zur See ist möglich, und in Tonnen geschlagenes, eingesalzenes Fleisch aus der Fremde einzuführen, ist es nicht weniger. Versuche der letztern Art, auch nur von den nächstgelegenen Küsten der Nordsee, haben aufgegeben werden müssen, weil im besten

Falle

Hatte das Fleisch zu schlecht war, im schlimmsten aber, der Betrug es völlig unbrauchbar gemacht hat. Dieser Artikel mußte also im Lande selbst erzeugt werden, und der englische Landwirth mußte, bei der lebhaften Nachfrage nach Fleisch, wobei er die Concurrenz des Auslandes nicht zu fürchten hatte, eine bessere Rechnung finden als bei dem Getreidebau. Dies veranlaßte ihn zum Aufbrechen der Kornfelder und zur Verwandlung derselben in künstliche Wiesen; zu einer größeren Erweiterung des Anbaues von Viehfutter; zu großen Anstalten zur Viehzucht; kurz, zu Allem was zu einer vorzüglichen Production dieses Gegenstandes beitrug, wobei aber natürlich der Getreidebau beschränkt werden mußte. Auf diese Weise blühte der englische Ackerbau in einem hohen Grade, und machte gleiche Fortschritte mit den übrigen Industrie-Zweigen, wie der Krieger mit Recht behauptete; allein, indem er davon den Schluß auf einen reichlichen Kornbau machte, irgte er wenigstens, daß er den Gegenstand selbst nicht gehörig erforscht hatte, um eine solche Behauptung mit Sicherheit hinsetzen zu können.

Bedürfte es noch eines Beweises zur Unterstützung der von uns aufgestellten Behauptung, daß der Seekrieg es war, der den Bedarf an Lebensmitteln zu einem außerordentlichen Ansfange gebracht hat: so könnten wir diesen noch von einer andern Seite her führen. Wir haben nämlich den Etat der Ausgaben der Marine oder des *Marine-Departement*, während der Kriegsjahre, gegen den Stand der Kornpreise, während derselben Jahre, stetig verglichen, und gefunden, daß, so oft die letz-

teren hoch waren, die Ausgaben des ersteren, namentlich des Victualling-Departement, bedeutend stiegen, dahin gegen, so oft die Kornpreise gefallen waren, diese Ausgaben sich auch bedeutend verminderten.

Ford Howlesbury würde diesemnach der Wahrheit um vieles näher gekommen seyn, wenn er behauptet hätte: „der Krieg habe die Fortschritte des Ackerbaues übertrumpft,“ als er mit der Behauptung: „die Bevölkerung übertrumpfe sie,“ gekommen ist. Man muß aber bedenken, daß, auch bei besserer Ueberszeugung, er es auszusprechen nicht wagen durfte. Ein Minister, der gegen eine starke Opposition auf die fräftige Fortsetzung eines über alle Maßen und über alle Beispiele kostbaren Krieges bringen, ja, so zu sagen, sie entkuppen mußte; der, bei der Ueberszeugung, daß die Größe und die Ausgedehntheit des Krieges, daß die Gefahren, die aus einer unkräftigen Führung desselben für England entspringen könnten, jede Einschränkung, jede Sparsamkeit in den Ausgaben von selbst entsernten; der, um diese Ausgaben bestreiten zu können, bei schon schwer drückenden Lasten, immerfort um eine Vermehrung derselben anhalten, und eben so oft von der Opposition den Vorwurf der Verschwendung und den des hartnäckigen Eigensinns der Minister, als welcher allein die Schuld der Fortsetzung desselben sei, entgegen nehmen mußte: der konnte nicht, in dem Augenblick, wo das Land vom Mangel oder Hungernöth bedröht war, seinen Gegnern entgegen treten und das Geständniß ablegen: der Krieg habe nun auch diese Calamität über das Land herbeigeföhrt. Gesezt aber, er hätte auch den Muth gehabt, es zu sagen: welchen Nutzen hätte er dadurch herbeigeföhrt?

Auch nicht ein einziges Korn mehr hätte er damit herbeschaffen können.

Daß aber auch die Opposition, bei den Debatten über diesen Gegenstand, nicht tiefer in denselben eingedrungen ist, das liegt an der Eigenthümlichkeit englischer Parlamentsdebatten. Keines von den drei Hauptinteressen des Landes war dabei gefährdet, und es ist nur bei der Gefahr, der eines von diesen dreien ausgesetzt ist, wo wir gründliche, mitunter den Gegenstand ganz erschöpfende Debatten kennen lernen. Das Interesse der Landwirthe lit nicht: denn bei allen diesen Unglücksfällen blühte der Ackerbau, und machte bedeutende Fortschritte. Das des Handels und der Manufacturen lit auch nicht: denn nie waren beide blühender. Das Geldinteresse lit eben so wenig: denn bei dem Zustand der beiden anderen, und bei den Bedürfnissen des States, war die Nachfrage nach Capitalien stets lebhaft, und die Rente hoch und befriedigend. Nur die ärmere arbeitende Classe lit bei der Theuerung der Lebensmittel; allein hier trat der Staat und die Wohlthätigkeit der Begüterten ins Mittel, so daß diejenigen Parlamentsglieder, die sich dieser Classe annehmen vorzüglich verpflichtet hielten, von beiden Seiten vollkommen beruhigt werden konnten. Auf diese Weise brauchte die Opposition sich nicht in mühevolle Untersuchungen einzulassen: sie konnte um so mehr bei ihrem Lieblingschema beharren: daß der Krieg die Ursache alles Unglücks und aller Uebel, die über das Land gekommen, sei.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über hohe und niedrige Steuern in ihrem Verhältnisse zu dem öffentlichen Einkommen.

(Aus dem Englischen.)

Wir möchten in diesem Artikel recht praktisch seyn! Wir gehen indess nicht darauf aus, die Wirkungen hoher und niedriger Steuern in Beziehung auf Gewinn und Arbeitslohn zu erforschen; wir beschränken uns vielmehr auf die Demonstration der Thatfache: daß erhöhte Besteuerung nicht immer eine Vermehrung des Einkommens, verminderte Besteuerung vermindertes Einkommen zur Folge hat. Das Vorherrschende irrthümlicher Meinungen über diesen Gegenstand ist im höchsten Grade nachtheilig geworden. Vergeblich hat man nachgewiesen, daß hohe Steuern die Annehmlichkeiten und Genüsse des Volks schmälern, und dem Weineibe, dem Betrage und dem verbotenen Handel Prämien darbieten. Diese Wahrheiten werden allgemein zugegeben; allein man sagt und dabei, daß das Uebel unabwendlich ist, weil — die Bedürfnisse der Regierung sich nicht mit einer noch weiter getriebenen Verminderung der Steuer vertragen. Das laute und einseitige Geschrei des Volks nach Erleichterung der Lasten, hat der Minister bestimmt, auf die jeden Schillinge und sechs Pence, womit jeder Buschel Malz wirklich belastet ist, Einen Schilling zu erlassen; dabei aber haben sie

erklärt, daß sie unfähig wären, nach einem Dreier nachzugehen. Auf dieser Stunde nun — auf der vorgethlichen Nothwendigkeit, das Einkommen auf seiner gegenwärtigen Höhe zu erhalten — nehmen sie ihre Stellung, um die übermäßigen Lizen auf Salz, Leder, Thee, Zucker und andere notwendige Artikel zu rethfertigen. So läßt sich freilich nicht, daß sie das lästige und Unterdrückende dieser Lizen beagten sollten; allein sie behaupten, daß die Aufrechthaltung des öffentlichen Glaubens den Ausschlag geben müsse über jede andere Betrachtung, und daß, da das Einkommen, selbst mit Hilfe hoher Steuern, nur eben hinreicht, die Forderungen des öffentlichen Dienstes zu erfüllen, und die *nomina umbra* eines Tilgungs-Bonds aufrecht zu erhalten, sie genöthigt seien, sich jedem Versuche zur Verminderung derselben zu widersehen.

So lautet die Sprache der Minister im Parlament, und eben diese Sprache führen ihre Anhänger außerhalb desselben.

Nun ist aber diese Sprache, nach eigenem Eingeständniß, auf der Voraussetzung gegründet, daß jede Verminderung der Steuer nothwendig eine ihr entsprechende Verminderung des Einkommens zur Folge habe. „Wenn ihr — sagte der Sprecher der Schatzkammer — die Salzsteuer von fünfzehn Schilling auf zehn Schilling vermindert: so werden wir statt 1,500,000 Pf. nur 1,000,000 Einkommen vom Salze haben; aber unter den vorhandenen Umständen des Landes, und nachdem das Land sich selbst für die Aufrechthaltung eines Tilgungs-Bonds verbürgt hat, ist es mir unmöglich, zu

eine solche Verminderung des öffentlichen Einkommens zu willigen.“ „Wahrscheinlich, fügte der sehr ehrenwerthe Gentleman hinzu, würde es den Ministern seiner Majestät eine aufnehmende Freude gewähren, wenn sie, in Uebereinstimmung mit den wirklichen Vortheilen des Landes, in einen größeren Erlaß von Steuern einwilligen könnten; allein, nach dem, was das Parlament in diesem Punkt bereits gethan hat (d. h. nach Abzug des Einen Schilling von der Salzsteuer) halten wir es für nothwendig, und jeder weiteren Verminderung zu widersprechen.“ Wir wollen uns gegenwärtig nicht dabei aufhalten, die handgreifliche Abgeschmacktheit nachzuweisen, daß schlimme Wirkungen daraus entstehen könnten, wenn ein wirklicher Tilgungs-Fond von 5,000,000 auf 4,500,000 herabgesetzt würde; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Minister keinen besseren Grund, als diesen (den heiligen Schatz von 5,000,000 unberührt zu lassen) anzuführen wußten, als sie im Jahre 1819 drei Millionen neuer Taxen auflegten, und daß, trotz dieser neuen Auflage, sowohl das Capital als die Zinsen der fundirten und nicht fundirten Schuld seit jener Zeit regelmäßig gewachsen sind. Allein, die Zweckmäßigkeit eines vermehrten Einkommens von 5,000,000 vollkommen zugestanden — hätte man, ohne Herrn Bunsittart und seinen Collegen ein Uebermaß von Scharfsinn zuzutrauen, nicht gleichwohl voraussetzen können, es werde ihnen eingetrachtet haben, daß der Verzicht von besteuerten Gegenständen vermehrt werden könne durch die Verminderung der Steuer oder des Preises?

Es ist indess ausgemacht, daß sie diese Betrachtung entweder ganz aus der Sicht gelassen haben, oder daß sie der Meinung sind, es sei für die große Masse der Gesellschaft vollkommen eins und dasselbe, ob die Preise hoch oder niedrig sind. Denn, wenn der Verzehr von besteuerten Gegenständen durch eine Verminderung der Steuer vermehrt wird, so ist klar, daß das Einkommen nicht in demselben Verhältniß vermindert werde; und es ist sogar wahrscheinlich, daß es eine positive und beträchtliche Vermehrung erleiden könne. Wird die Salzsteuer von fünfzehn Schilling auf zehn herabgesetzt, und werden in Folge dieser Herabsetzung drei Vassel statt zweier verbraucht; so würde keine Verminderung des Einkommens Statt finden, und wenn zwei Vassel statt eines verbraucht worden, so würde eine bedeutende Vermehrung des Einkommens eintreten — eine so bedeutende, daß die Regierung durch die Verminderung 500,000 Pf. gewinnen würde. Nun behaupten wir aber, daß diese Wirkung unausbleiblich ist bei jeder Verminderung hoher Steuern, welche auf Bequemlichkeiten allgemeiner Nachfrage gelegt sind, und wir sind bereit zu zeigen, daß eine beträchtliche Verminderung solcher Steuern, weit entfernt, eine Verminderung des Einkommens zu bewirken, zu den zweckmäßigsten Mitteln der Vermehrung desselben dadurch gehet, daß sie eine größere Vermehrung des Verzehrs bewirkt.

Die Nachfrage nach Dingen, welche, wegen ihres großen Kostenpreises nothwendig theuer sind, muß vergleichungsweise immer begrenzt seyn, und könnte durch eine Verminderung der Zölle, die einmal darauf gelegt

sind, nicht beträchtlich vergrößert werden. Allein eine Verminderung von Zölles, die auf Dinge allgemeiner Nachfrage gilt, muß immer von einer bedeutenden Vermehrung des Verzehrs begleitet seyn. Denn eine solche Verminderung befähigt nicht bloß diejenigen, welche schon früher davon Gebrauch machten, zu einem größeren Verzehr, sondern sie bringt die Dinge auch in den Bereich neuer und zahlreicher Classen von Verzeh-
 rern. Wenn einige von unseren Lesern sich die Mühe geben wollen, einen Blick auf die Tafel zu werfen, welche Dr. Colquhoun und Andere von den Zahlen und Einkünften der verschiedenen Volksclassen bekannt ge-
 macht haben: so werden sie auf einmal bemerken, daß eine Verminderung der Steuer oder des Preises von Bequemlichkeiten, die ehemals nur von den höheren Classen benutzt werden konnten, wenn sie so groß ist, daß auch die niedrigen Classen daran Antheil nehmen können, die Nachfrage danach in einer geometrischen Proportion ausdehnt. Die Wahrheit dieser Bemerkung kann durch eine Beziehung auf die baumwollenen Waaren aufs Strengste durch ein Beispiel bekräftigt werden. Bei der Thronbesteigung des verstorbenen Königs im Jahre 1760 war der Preis der Kattune sehr hoch; die Schwierigkeiten der Hervorbringung machten ihn dazu, und der Werth aller fertigen Kattune, welche jährlich auf den Markt gebracht wurden, überstieg nicht die Summe von 200,000 Pf. St. Allein, Dank sei es dem Genie Hargreaves, Arkwrights und Watts, der Preis der Kattune wurde so herabgesetzt, daß auch die Armsten davon Gebrauch machen konnten; und dadurch

ist die Nachfrage so ausgedehnt geworden, daß, ungeachtet der Verminderung des Preises, der Werth sämtlicher in Groß-Britannien fabricirten, und entweder in England selbst verbrauchten, oder ins Ausland verführten Lattune sich auf die erstaunliche Summe von 40,000,000 beläuft. Indeß ist handgreiflich, daß, wenn dieselbe Verminderung des Preises der Lattune, welche durch eine Verbesserung der Maschinen-Wesen bewirkt werden ist, durch eine gleiche Verminderung der Steuer bemittelt worden wäre, vollkommen derselbe Erfolg eingetreten seyn würde. Die Nachfrage würde sich vermehrt haben, und noch mehr als bloßer Ersatz für die Verminderung der Steuer geworden seyn.

Noch, um die größte Ergiebigkeit gemäßigter Steuern nachzuweisen, ist es gar nicht nöthig, Gründe aufzusuchen, welche auf allgemeinen Principien oder auf der Analogie herkommen. Die Geschichte der Besteuerung, sowohl in England als in anderen Ländern, gewährt zahlreiche directe und unmissbüßliche Beweise für dieselbe Behauptung. Wir wollen einige davon zur Sprache bringen. Vor dem Jahre 1745 gewöhnten die Accise-Gesälle vom Thee im Durchschnitt 150,000 Pf. jährlich; das Pfund war damals mit 4 Sch. besteuert, und hätte es keinen verköteten Handel und keine Thee- verfälschung gegeben, so würde der Verzeß sich ungefähr auf 750,000 Pf. belaufen haben. Allein es war nur allzu bekannt, daß das Einschmuggeln damals sehr weit getrieben wurde, und daß der wirkliche Verbrauch von Thee bei weitem größer war, als der scheinbare. Dieser heimlichen Einsuße eine Schätzung zu setzen, wurde

im Jahre 1745 eine Gilt eingebracht, und in ein Gesetz verwandelt, wonach die Acise von 4 Sch. auf 1 Sch. und 25 Procent Werthsteuer herabgesetzt wurde. Diese Maßregel war von ausgezeichnetem Erfolge. Im Jahre 1746, also in dem auf die Herabsetzung unmittelbar folgenden Jahre, belief sich der Thee-Verbrauch in England auf 2,000,000 Pf. Gewicht, und das Einkommen vermehrte sich auf 243,390 Pf. St. Doch um die Wirkung dieser weisen und heilsamen Maßregel in ein noch besseres Licht zu stellen, müssen wir eine Uebersicht von dem Netto-Ertrag der Thee-Gefälle von 1743 — 48 hinzufügen.

Im Jahre 1743 belief er sich auf 151,959 Pf. St.

—	1744	147,065	—
—	1745	145,630	—
—	1746	243,309	—
—	1747	257,937	—
—	1748	303,545	—

Alein dieser unumstößliche Beweis von der größtmöglichen Tragfähigkeit niedriger Zölle, war nicht im Stande, die Raubsucht des Schatzes zu mäßigen. Im Jahre 1748 wurden die Gefälle wieder erhöht, und schwankten zwischen jener Epoche und 1784 von 64 bis auf 119 Procent Werthsteuer. Die Wirkungen, welche auf diese unordentliche Ausdehnung der Gefälle folgten, sind eben so bezeichnend, wie die, welche sich auf ihre Verminderung einstellten. Das Einkommen wurde nicht auf irgend eine entsprechende Weise vermehrt; und da der Theeverbrauch jetzt allgemein geworden war, so wurde das Einschmelzen unendlich weiter getrieben, als in ir-

grad einer früheren Zeit. In den neun Jahren, welche 1780 vorangingen, wurden 118,000,000 Pf. Thee von China nach Europa in Schiffen gebracht, welche dem ersten Lande, und ungefähr 50,000,000 Pf. in Schiffen, welche England gehörten. Allein nach den besten Erkundigungen, die über diesen Gegenstand eingeogen wurden, war der wirkliche Verzehr beinahe das Umgekehrte der eingeführten Quantitäten, und während der Verzehr der britischen Staaten sich auf 13,000,000 Pf. belief, überstieg der Verzehr des Continents nicht 3,500,000 Pf. Wenn diese Angabe nur einigermaßen richtig ist, so folgt daraus, daß ein jährlicher Erfag von 8,000,000 Pf. heimlich bei uns eingeführt sei, trotz aller Wachsamkeit von Seiten der Zollbeamten. Dies war aber nicht die schlimmste Wirkung der hohen Gefälle; denn viele Krämer, welche ihren Thee von der ostindischen Compagnie gekauft hatten, sahen sich von dem Wette verdrängt, und waren, um mit den Schmugglern gleichen Schritt halten zu können, genöthigt, ihren Thee zu verfälschen, indem sie ihn mit Schlem- und Eschenblättern vermischten. Endlich, im Jahre 1784, beschloffen die Minister zur Unterdrückung des Einschmuggels, dem auf keinem andern Wege zu fruern war, dem früheren Beispiel von 1745 zu folgen. Sie setzten die Theesteuer von 119 auf 124 Procent herab. Diese Maßregel war eben so erfolgreich, wie die frühere. Das Einschmuggeln und das Verfälschen wurde auf der Stelle zum Stillstand gebracht; und nachfolgende amtliche Auskunft zeigt, daß die Quantität des von der ostindischen Compagnie erkauften

Thee in dem Laufe der beiden Jahre, welche auf die Herabsetzung folgten, verdreifacht wurde.

Im Jahre 1781 belief sich die Quantität des von der ostindischen Compagnie verkauften Thees auf:

	5,023,419 Pf. Gewicht	
Im Jahre 1782	6,283,664	—
— 83	5,657,083	—
— 84 (verminderte		
Stücke)	10,148,237	—
— 85	16,307,433	—
— 86	15,093,952	—
— 87	16,692,426	*)

Während die Quantität des von der ostindischen Compagnie verkauften Thees sich, in Folge der verminderten Steuer, so plötzlich vermehrte, verminderte sich der von China nach dem Continente eingeführte Thee, welcher im Jahre 1784 19,027,300 Pf. betragen hatte mit noch weit größerer Schnelligkeit, und 1791 war sie auf 2,291,500 Pf. herabgesunken.

Die Kräfte-Gefäße vom Thee brachten, nach einem Durchschnitt von fünf bis sechs Jahren vor 1784, ungefähr 700,000 Pf. St. jährlich. Um dieselbe Zeit nun, wo das Parlament sie auf zwölf und ein halb verminderte, wurde eine Zusatz-Steuer auf die Fenster gelegt, welche auf 600,000 Pf. St. berechnet war; dies war eine Commutations-Lage, um den Anfall zu decken, der, wie man glaubte, bis zu diesem Ansatze eintreten würde in dem früher von dem Thee hergebr-

*) Macpherson's Commerce with India p. 416.

ten Einkommen. Allein, anstatt daß die Gefälle in dem Verhältniß von 119 zu 12½, oder von 700,000 Pf. auf 73,000 Pf. hätten abfallen sollen, fielen sie nur im Verhältniß von 2 zu 1, oder von 700,000 Pf. auf 340,000 Pf.: eine natürliche Folge des vermehrten Verzehrs. Die Commutations-Akte ist immer — und zwar mit Recht — als eine von den erfolgreichsten Finanz-Maßregeln betrachtet worden, welche während der Verwaltung des Herrn Pitt genommen sind. In jener Zeit glaubte man allgemein, der Plan dazu sei von Herrn Richardson, Oberbuchhalter der ostindischen Compagnie, eingebracht worden; allein die Popularität der Maßregel war so groß, daß mehrere andere Leute Anspruch auf diese Ehre zu machen sich versucht fühlten, und daß sogar im Hause der Gemeinen heißer Streit über diesen Gegenstand veranlaßt wurde. Wirklich gehörte die Ehre, den Plan im Vorschlag gebracht zu haben, weder Herrn Richardson, noch irgend einem von Denen, die darauf Anspruch machten; und diejenigen von unsern Lesern, die sich die Mühe geben wollen, Herrn Nathias Dedders Ernsthafte Betrachtungen über die gegenwärtigen hohen Steuern (eine Schrift, welche schon im Jahre 1743 erschien) zu lesen, werden finden, daß die im Jahre 1784 angenommene Maßregel schon 40 Jahre früher auf das Nachdrücklichste empfohlen war.

Obgleich das Princip der Commutations-Akte, und der auffallende Vortheil, welcher aus der Verminderung der Steuer hervorging, wurden sehr bald wieder aufgegeben. Im Jahre 1793 wurde die Steuer auf

25 Procent erhöht, und nach allmählichen Erhöhungen in den Jahren 1797, 1798, 1800 und 1803, wurde sie 1806 auf 96 Procent ad valorem gesetzt, und auf dieser Höhe blieb sie bis 1819, wo sie auf 100 Procent gebracht wurde. Obwohl sich nun nicht leugnen läßt, daß die Theesteuer ein bei weitem größeres Einkommen gewährt, als sie im Jahre 1795 brachte: so sind doch starke Gründe vorhanden, anzunehmen, daß dies Einkommen bei weitem größer gewesen seyn würde, wenn die Steuer nicht so hoch getrieben wäre. Die Quantität des, von der ostindischen Compagnie in den Jahren 1795 und 96 verkauften Thees belief sich auf beinahe 20,000,000 Pf. jährlich, und 1799 auf beinahe 23,000,000 Pf. (24,858,508). Seitdem hat keine Vermehrung des Absatzes Statt gefunden; denn nach amtlichen Berichten ist die Durchschnitts-Quantität des von der Compagnie in den Jahren 1818, 1819 und 1820 verkauften Thees unter 23,000,000 Pf. jährlich. Zwischen belief sich die Bevölkerung Großbritanniens, welche, zufolge der letzten Zählung 14,379,000 beträgt, im Jahre 1800 nur auf 10,817,000, und wäre in den Verzei des von der Compagnie verkauften Thees während der Zeit, die zwischen diese beide Zählungen fällt, keine Verminderung eingetreten: so hätte sich der Verkauf ganz offenbar nach dem Verhältniß von 10817 zu 14379, oder von 25 bis 33 Millionen vermehren müssen. Dies erschöpft indeß die Sache nicht. Die ostindische Compagnie versiehet den Markt von Irland eben so gut, als den von England; und wenn wir den außerordentlichen Anwuchs von Bevölkerung in jenem

Theils des Reichs in Aufschlag bringen, so wird die Verminderung des Verzehrs nur um so auffallender werden. Doch abgesehen der Verlauf der ostindischen Campagne seit 1793 stätig geworden ist: so wird doch, wie wir glauben, allgemein zugestanden, daß der Verbrauch des Thees oder vielmehr der Zusammensetzung, die man unter dieser Benennung verkauft, in den Seelien nicht beträchtlich abgenommen, auf dem Lande hingegen seit jener Epoche beträchtlich zugenommen habe. Es liegt also am Tage, daß dieser vermehrte Bedarf nur durch heimliche Einfuhr oder durch Verfälschung gewonnen werden konnte; und da in den letzten Jahren des Krieges keine Gelegenheit zum Schmuggeln war, und die ungemeine Kraft, welche, seit der Wiederkehr des Friedens, in dem abweichenden Dienst angewendet worden ist, die Einfuhr einer beträchtlichen Quantität fremden Thees ungemein erschwert haben muß: so sind wir geneigt, daraus zu folgern, daß das von den hohen Seemächten verursachte Vacuum hauptsächlich durch Verfälschung ausgefüllt sei. Und wir finden, daß dies wirklich der Fall gewesen ist. In Wahrheit, man hat alle Ursache zu glauben, daß die Verfälschung des Thees durch einen Zusatz von Schier- und Eschrahltern, und durch Austrocknung der bereits abgelochten, und mit frischem Thee vermischten Blätter in diesem Augenblick viel weiter getrieben wird, als im Jahre 1784. Zum Beweise können wir anführen, daß im Jahre 1818 bis auf 20 Speckei-Körner lebend überführt wurden, verfälschten Thee in ihren Köden zu haben. Und es ist bemerkenswerth, daß in der Opi-

schen Sache der Advocat des Beklagten erklärte: „dies Verfahren sei so allgemein, daß sein Client gar nicht geglaubt hätte, es gäbe ein Gesetz, wodurch dergleichen verboten wäre.“ Viele Uebersetzungen sind seitdem hinzugekommen; allein es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß dem Uebel durch ein solches Mittel abgeholfen werde. Wollten die Minister der Thronerbschaft Einhalt thun, so müssen sie Pöbel Beispiel befolgen, und so viel so Procent von der gegenwärtigen Einnahme abnehmen. Die Erfahrung von den Wirkungen der Verminderung in den Jahren 1745 und 1784, bekräftigt uns ja den Anspruch, daß eine solche Verminderung nicht von einer angemessenen Verminderung des Einkommens begleitet seyn werde — während sie nicht bloß dem verbotenen Handel und der Verfälschung Einhalt thun, sondern auch eine beträchtliche Wohlthat für die unteren Classen (für welche der Thee ein Artikel erster Nothwendigkeit geworden ist) werden, und unserem Handel mit China eine größere Ausdehnung geben würde.

Wir sind in der Angabe der Veränderungen, welche die Thronerbschaft erfahren hat, so umständlich gewesen, weil der Verlauf der ostindischen Compagnie das Mittel gebietet, die Wirkung ihrer Erhöhung oder Verminderung auf den Verkehr mit Genauigkeit anzugeben. Die Resultate sind eben so merkwürdig als beläuernd, und würden für sich selbst hinreichen, die Wahrheit der statistischen Bemerkung: „daß in der Arithmetik der Zoll Käufer pro mille proci nicht immer vier, sondern oft nur eins machen,“ ins Licht zu stellen.

Die Geschichte anderer Länder ist nicht minder reich an Beispielen von der größten Ergiebigkeit gemäßigter Steuern.

Im Jahre 1775 erließ Herr Turgot die Hälfte von den Steuern, welche auf dem Pariser Markt auf Fische bezahlt wurden. Aber ungeachtet dieser Verminderung war der Betrag der gesammelten Steuer nicht verringert. Die Nachfrage nach Fisch mußte sich daher verdoppelt haben, je nachdem die Einwohner von Paris im Stande waren, sich um einen Vergleichungsweise geringeren Preis mit einem nacheifastigen und angenehmen Artikel zu versehen.

Uffarz giebt eine Menge lehrreicher Einzelheiten in Beziehung auf die nachtheiligen Wirkungen, welche die Erhebung gewisser Steuern für die Betriebsamkeit der Spanier gehabt hat, so wie von den Vortheilen, welche aus der Zurücknahme und Verabänderung anderer Steuern entsanden sind. Wir wollen ein einziges Beispiel anführen. Valencia, obgleich arm an Korn und Vieh, und dem Umfange nach um ein Drittel kleiner als Aragon, bezahlte in den königlichen Schatz bei weitem mehr, als dieses letztere Königreich; und dies rühete, wie Uffarz bemerkt, von dem blühenden Zustande des Handels und der Manufacturen in Valencia her. Er fügt noch Folgendes hinzu: „diese Blüthe der Manufacturen und des Handels wird der billigen und liebreichen Behandlung zugeschrieben, welche die Weber in Valencia erfahren, so wie auch der Güte des Königs in Vermindeung der übermäßigen Steuern, welche auf Bleich und andere Färbungsmittel gelegt waren.

Ganz weggefallen ist diejenige, welche in älteren Zeiten auf dem Brede lag, so wie auch die unter der Benennung alter Pfllichten und Generalitäten bekannten Auflagen. Diese Steuern sind zum Theil durch andere ersetzt worden, wiewohl auf eine Weise, daß sie erträglicher gemacht, das Volk im Allgemeinen erleichtert, und das königliche Einkommen vermehrt wurde.⁴

Doch die größere Ertragslosigkeit geringerer Steuern auf Artikel allgemeiner Nachfrage dürfte gleichmäßig aus dem Folgen hervorgehen, welche die Versuche, sie über die schließlichen Gränzen hinaus zu vermehren, gehabt haben. Die Geschichte der Zuckerkrauten ist in dieser Hinsicht ungemein wichtig. In den drei Jahren von 1803 bis 1806 wurden die früheren Steuern um 50 Procent erhöht. Nun war der Durchschnitts-Ertrag der alten Steuern in den drei Jahren vor der Erhöhung 2,778,000 Pf. St. Der Ertrag von 1804, nachdem sie um 50 Procent erhöht waren, gab nicht 3,333,000 Pf. St., wie es hätte der Fall seyn müssen, wenn der Verzehr derselbe geblieben wäre, sondern nur 2,537,000 Pf. St., also 241,000 Pf. weniger, als der Ertrag der niedrigsten Steuer, und der Durchschnitts-Ertrag von 1805 und 1807, nachdem die vollen 50 Procent hinzugekommen waren, gab nur 3,133,000 Pf. St., anstatt der 4,167,000 Pf. St., welche hätten einkommen müssen, wenn seit dem Jahre 1804 kein Ausfall Statt gefunden hätte. Verzehr und Einkommen nahmen also in Folge der Steuer-Erhöhung von 1804 ab; und der Verzehr hat sich in Folge der späteren Vermehrungen vermindert, während das Einkom-

man sehr wenig gewonnen hat. Die Glassuern sind seit 1800 verdoppelt worden; aber ihr Ertrag hat sich nicht vermehrt. Die Lebersteuer, nachdem sie beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch stätig gewesen war, wurde im Jahre 1813 verdoppelt. Im Jahre 1812 betrug die niedrige Steuer 394,000 Pf. St.; allein, anstatt verdoppelt zu seyn, oder 788,000 Pf. St. zu bringen, weil die Steuer verdoppelt war, ist das jährliche Einkommen seitdem kaum über eine halbe Million hinaus gegangen, und sehr häufig hinter dieser Summe zurückgeblieben.

Was man auch ins Auge fassen möge: jeder Theil unseres Finanz-Systems gewährt überzeugende Beweise von den verderblichen Wirkungen aller wohl getriebener Besteuerung. Wir wollen nur noch bei den Wirkungen stehen bleiben, welche sie in Vergleichung auf das Salz hervorgebracht hat.

Ursprünglich wurde diese Steuer unter Wilhelm dem Dritten, als eine vorübergehende auferlegt; allein man fand sehr bald, daß sie eine sehr ergiebige Quelle des Einkommens sei, als daß sie wieder aufgegeben werden könnte, und so wurde sie in den ersten Regierungsjahren Georg des Zweiten zu einer beständigen gemacht. Bei der Thronbesteigung des jetzt verstorbenen Königs betrug sie 5 Sch. für den Eussel, und blieb auf diesem Fuß bis 1798, wo sie auf 10 Sch. erhöht wurde. Im Jahre 1801 wurde eine Commission des Hauses der Gemeinen beauftragt, die Wirkungen dieser Steuer zu untersuchen. Der gegenwärtige Kanzler der Schatzkammer, Herr Banksart, war

Vorstand dieser Commission, und verfaßte einen Bericht, worin die gänzlichste Zurechnahme dieser Steuer auf's Nachtheilichste empfohlen wurde, weil sie, wie man sagte, höchst nachtheilig wäre für das öffentliche Beste, nachtheilig in einem Grade, der über die Erlegung der Steuer weit hinaus ginge. Doch, anstatt auf diese Empfehlung der Commission die allermindeste Aufmerksamkeit zu verwenden, fügte Herr Pitt im Jahre 1806, zu den 10 Sch. noch 5 hinzu, so daß die ganze Steuer 15 Sch. für den Tussel betrug.

Wir zweifeln, ob unter der unendlichen Menge von Steuern, wodurch das britische Volk darnieder gehalten wird, noch eine andere zu nennen sei, die so tadelnsworth ist, wie diese. Salz ist eines von den ersten Nothwendigkeiten des Lebens, und Rücksicht genommen auf den Umstand, daß es unumgänglich nöthig ist, um Fleisch, Butter, Käse u. s. w. zu erhalten, wird es in weit größerer Quantität von den armen, als von den reichen Classen verbraucht. Und doch ist dies Bedürfniß mit einer Steuer belegt, welche, auf's Wenigste, den 30sten bis 35sten Werth ihres natürlichen Preises erreicht. Wäre es nicht um eine Steuer von 15 Sch. zu thun, so könnte ein Tussel Salz für 4 höchstens 6 Pz. gekauft werden. Polen allein ausgenommen, hat England die reichsten Salzminen in Europa; und doch ist der Preis des Salzes in diesem Lande höher, als in irgend einem Theile der Welt. Die Raubsucht des Schatzes hat die Erde der Vorsehung zu einer Quelle des Elends und des Verbrochens gemacht. Trotz der Wachsamkeit der Heise-Officianten, und trotz der

Strenge unserer Einkommen-Befehle und ihrer endlichen Folgen in Gefängniß-Geld- und Verfallt-Strafen, bleibt es keinem Zweifel ausgesetzt, daß nur ein Drittel des in England verbrauchten Salzes eine Steuer erlegt. Der Preis des Salzen ist künstlich erhöht, aber die Beiträge des Publicums theilen sich zwischen der Krone und dem Schmuggler; und während ein Heer von Heise-Officieren die hohe Steuer von ungefähr 50,000 Tonnen einsammelt, erhält der Schmuggler eine niedrigere, obgleich noch immer sehr hohe, Steuer von ungefähr 100,000 Tonnen. Es ist also klar, daß mit Ausschluß der Summe (1,500,000 Pf. St.), welche die Salzsteuer dem Schatz einträgt, sie nicht weniger als noch anderthalb Millionen, zum Besten bloßer Diebe und Plünderer, der heillosamen Classe abnehmen kann.

Die jetzige übertriebene Salzsteuer verschlechtert nicht bloß den Zustand des Arbeiters, den sie belastet, sich in die randsüchtige und gesetzwidrige Laufbahn des Schmugglers zu werfen — eine Laufbahn, welche bei nahe immer zu dem Salgen führt: — sondern sie ist auch höchst nachtheilig für einige von den Hauptzweigen der National-Betriebsamkeit. Trotz dem unermesslichen Summen, welche in Vergütungen, Prämien, Abrechnungen u. s. w. an die Fischereien verschwendet werden, haben diese nie irgend einen bedeutenden Grad von Gedeihlichkeit erreicht; und man kann mit Zuverlässigkeit behaupten, daß sie dergleichen nie erreichen werden, so lange die gegenwärtigen Salz-Befehle in Kraft sind. Man muß durch so viele kostspielige, ermüdende und

belästigende Zollhaush. Verordnungen hindurch; man muß sich so viel Abzerrungen und Weiräuflichkeiten gefallen lassen, ehe man Fischenalz oder steuerfreies Salz erhalten kann, daß die Fischer es vorziehen, nur solches Salz zu gebrauchen, wofür sie die gewöhnliche Steuer bezahlt haben. Herr Carter, von welchem man annehmen darf, daß er von Verhältnissen dieser Art gehörig unterrichtet sei, beschließt seine Nachricht von den nachtheiligen Wirkungen, welche für die Fischerrien aus der Salzsteuer entstehen, mit folgenden Worten: „Wenn unter den gegenwärtigen Schwierigkeiten und Entmuthigungen unsere Fischerrien bisher fortgedauert haben, so würden sie in einen nie erlebten und kaum denkbaren Flor gerathen, wosfern sie durch die Abschaffung der Salzsteuer emancipirt würden.“ Und Herr Wardonald, der wohlunterrichtete Verfasser der Uebersicht von den Hebriden, bemerkt: „daß, bloß aus Mangel an Salz, viele tausend Fässer der schönsten Heringe jede Woche, während der Fischezeit, verloren gehen. Ich habe, fügt er hinzu, mit eigenen Augen gesehen, daß ganze Ladungen im Zustande der Fäulniß ins Meer geworfen sind, und daß man andere als Dung für Kartoffelboden gebraucht hat, bloß, weil die Fischer, in Folge der Besetze, den Salzverkauf betreffend, nicht die erforderliche Sicherheit für den notwendigen Salzvorrath leisten konnten.“ So verhält es sich mit den Wirkungen dieser verhassten Steuer, wodurch die Minister entschlossen sind das Land fortwährend zu unterdrücken.

Vor der Revolution war in Frankreich der jähr-

liche Durchschnittsverbrauch des Salzes in denjenigen Provinzen, welche der großen Gabelle, d. h. der hohen Salzsteuer unterworfen waren, nach der Abschätzung des Herrn Kocher 9 $\frac{1}{2}$ Pf. für jeden Kopf, bezogen in den pays redimés, d. h. in den Provinzen, welche sich von dem größten Theile dieser verhassten Steuer losgelaufen hatten, nicht weniger als 10 Pf. auf den Kopf kam. Aus dieser zuverlässigen Angabe geht sehr deutlich hervor, daß die Salzsteuer in den schwer belasteten Provinzen eine bedeutende Verminderung hätte erleiden können, ohne eine Verminderung des Einkommens zu verursachen. Nicht genug, die Einnahme des Fiskus vermehrt zu haben, würde eine solche Verminderung auch die Regierung von der Nothwendigkeit befreit haben, besondere Provinzen mit einem Truppen-Corps zu umgeben: allem verheerenden Salzhandel wäre augenblicklich ein Ende gemacht worden, und es würde nicht nöthig gewesen, jährlich zwischen 3 und 4000 Leute ins Gefängniß oder auf die Galerien zu schicken. (S. Arthur Youngs Reisen in Frankreich B. 1. S. 398.)

Allein unsere gegenwärtigen Salzgesetze, obgleich minder pöthelisch, sind noch viel unterdrückender, als die französischen waren. Sie unterwerfen ganz England einer großen Gabelle. Nur 50,000 Tonnen werden versteuert, und diese unter 12,000,000 Leute, d. h. unter die Bevölkerung von England und Wales, vertheilt, giebt 9 $\frac{1}{2}$ Pf. für einen Einzelnen — also fast genau dieselbe Quantität, welche in den am höchsten besteuerten Provinzen Frankreichs verbraucht wurde. Allein der Productions-Preis des Salzes ist in England viel

geringer, als in Frankreich, und die Engländer genießen eine weit größere Menge von gesalzenen Speisen, als die Franzosen. Wir werden also den rothem Glanz treffen, wenn wir annehmen, daß, wenn die Steuer entweder ganz zurückgenommen, oder auf 3 bis 4 Sch. für den Bushel vermindert wäre, der Durchschnitts-Verbrauch nicht weniger als 20 bis 24 Pf. für jeden Einzelnen in England setzen würde; was nach den obigen Sätzen nicht viel weniger als das gegenwärtige Einkommen gemäßen müßte.

Die Bemerkungen, welche im Hause der Gemeinen gemacht wurden, als die Frage von der Abschaffung der Salzsteuer zuletzt zur Sprache kam, und die Unterstützung, welche dieser Antrag von dem hartnäckigsten Anhänger der Minister erhielt — Beides leitet uns zu der Vermuthung, daß der Erfolg bei der nächsten Eröffnung glänzender ausfallen werde. Sollte aber Herr Bunsenart entschlossen seyn, sich nicht von einer Steuer zu trennen, die er zu einer Zeit, wo sie nur zwei Drittel ihres gegenwärtigen Betrages ausmache, als höchst verderblich für die allgemeine Wohlfahrt darstellte: so müßte er die Steuer auf 3 bis 4 Sch. für den Bushel herabsetzen, d. h. auf eine Summe, welche das Einkommen unverschleßt macht. Ist dies geschehen, so wird das Einkommen nicht vermindert werden, die Laxe selbst aber wird der von Dr. Smith aufgestellten Maxime entsprechen, d. h. sie wird nicht, wie bisher, zwei bis drei Mal die Summe, die sie der Schatzkammer bringt, aus der Tasche des Volks ziehen.

Hoch Steuern haben das Einkommen zu einem

Gewerbe gemacht. Man kann es und thut nicht einfallen, die Schuld Derjenigen zu vermindern, welche dem öffentlichen Einkommen Abbruch thun, und den ehrlichen Käufer in Verlegenheit bringen; allein vergeblich erwartet man, daß die große Menge sich gegen Leute erkläre, welche sie mit wohlfeilem Thee, Wein, Branntwein u. s. w. versorgen. Einem jeden leuchtet ein, daß nur der, der die Grube gräbt, nicht der, der das Unglück hat in dieselbe zu stürzen, verantwortlich ist für das Unglück, das daraus entsteht. Montesquieu sagt: „Es giebt Beispiele, daß eine Steuer den siebenfachen Werth des besteuerten Artikels einfordert (unsere Salzsteuer fordert nicht den sieben-, sondern den dreißigfachen Werth des Salzes). Eine so übermäßige Steuer muß Betrügereien veranlassen, welche nicht durch bloße Conscienceen verhindert werden können. Die Regierung ist alsdann genöthigt, ihre Pursucht zu den härtesten Strafen zu nehmen — zu solchen, die nur für die größten Verbrechen Statt finden sollten. Alles Verhältniß der Strafe hört alsdann auf, und Menschen, welche kaum als schuldig betrachtet werden können, müssen wie die abscheulichsten Verbrecher bestraft werden.“^{*)} Ist es aber nicht gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit, wenn man durch hohe Steuern eine unwiderstehliche Versuchung zu Verbrechen in Gang bringt, und alsdann diejenigen bestraft, welche dieser Versuchung unterliegen? Es empört die natürlichen Gefühle des Volks, und bringt es allmählig dahin, sich für die

^{*)} Esprit des Loix, liv. 13. ch. 8.

schlechtesten Menschen — denn solche sind die Einschwärer in der Regel — zu interessiren, ihre Sache zu der seinigen zu machen, und ihr Unrecht zu rächen. Eine Strafe, welche nicht dem Vergehen angemessen ist, nicht die Sanction der Gesellschaft für sich hat, kann nie eine gute Wirkung hervorbringen. Der einzige Weg, dem Einschwärer Einhalt zu thun, ist, es unvortheilhaft zu machen, d. h. die Versuchung dazu zu schwächen; und dies geschieht nicht dadurch, daß man die Küsten mit Truppen besetzt, die Eide vervielfältigt, das Land zur Schaubühne kühniger Fäulereien im Felde, oder des Meineids und der Ehsant in den Gerichtshöfen macht; sondern einfach und ausschlagend durch Verminderung der Steuer auf eingeschwärrte Gegenstände. Nur dies Verfahren kann dem Einschwären ein Ende machen. Wenn der Gewinn des ehrlichen Handelsmanns dem des Einschwärrers gleich kommt, so ist der letztere genöthigt, sein gefährliches Handwerk aufzugeben. Aber so lange hohe Steuern aufrecht erhalten werden, d. h. so lange eine hohe Belohnung den Abentheurer aufmuntert, werden Bedürftige und Vermessene ihre Laufbahn fortsetzen, ohne sich durch ein Heer von Ueise-Officianten, und durch die strengsten Gesetze des Einkommens daran verhindern zu lassen.

Andeutungen über Staatsbuchhalterei.

Jede Buch- und Rechnungsführung des gemeinen Lebens hat zum Gegenstande sogenannte Einnahmen und Ausgaben, und das Gegenseinanderhalten und Vergleichen beider.

Frägt man, was unter Einnahme und Ausgabe zu verstehen sei, so lehrt ein geringes Nachdenken, daß beide ihren Grund in dem Austausch gesellschaftlicher Arbeiten haben.

Der Mensch wird nämlich eben so mit unendlichen Anlagen geboren, wie die Natur ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit von rohen Stoffen dargeboten hat. Die Beschränktheit des Einzelnen erlaubt ihm eben so wenig, alle jene Anlagen in sich auszubilden, als alle jene Stoffe zur Weiterverarbeitung zu brauchen. Nur eine und die andere Anlage vermag der Einzelne bei sich zur Ausbildung zu bringen, nur auf einzelne Stoffe sein Talent und seine Kraft einwirken zu lassen. Indem aber auf solche Weise die schaffende Kraft des Menschen und seine Erwerbsfähigkeit äußerst beschränkt und einschränkt ist, auf der andern Seite aber seine Bedürfnisse, theils zum Lebensunterhalt, theils zum erhöhten Lebensgenuss, sich sehr weit erstrecken, entsteht eben jener gegenseitige Austausch gesellschaftlicher Arbeiten, der, wie gesagt, den Grund aller Buch- und Rechnungsführung des bürgerlichen Lebens ausmacht.

Ein Jeder muß nämlich gütlichst erwerben, um etwas zu besitzen, was er zum Austausch anderer ihm nothwendiger oder angesehener Gegenstände des Lebens hingeben könne. Die Darstellung des Verhältnisses dieses gegenseitigen Austausches durch das symbolische Zeichen der Zahl, macht aber das Wesen der bürgerlichen Buch- und Rechnungsführung aus.

Ohne Ausnahme kommt es dabei auf das Gegeneinanderhalten (Balanciren) zweier Größen, der Einnahme und der Ausgabe gesellschaftlicher Arbeiten an, theils, um bloß zur Uebersicht dieses Austausches zu gelangen, theils aber auch sehr häufig mit dem Zielzwecke, in dieser Darstellung nur durch dies Gegeneinanderhalten oder Abwägen zugleich die Mittel zu entdecken, mit so wenig Arbeit wie möglich, so viel der Arbeiten Anderer als möglich, einzutauschen, oder wenigstens zu verhindern, daß für Notharbeit von unserer Seite nicht ein geringeres Werthquantum von Andern erlangt werde.

Verhält es sich nun mit dem Staatsrechnungswesen oder der Staatsbuchhalterei auf gleiche Weise?

Erstlich bedarf es keines neuen Nachdenkens, daß den Gegenstand desselben ebenfalls das Gegeneinanderhalten gesellschaftlicher Arbeiten ausmacht. Denn nichts Anders sind zuletzt die sogenannten Staatseinnahmen und Ausgaben, als gesellschaftliche Arbeit, indem ein jeder Staatsbürger verpflichtet ist, einen Theil des durch seine individuelle Kraft Erworbenen herzugeben, um diejenigen Arbeiten damit auszuführen, welche das Bestehen des ganzen Staatsvereins erfordert.

Die Regierung erscheint hierbei bloß als Deposi-

eier und Verwalter dieser von den einzelnen Staatsbürgern hergegebenen Arbeiten. Sie nimmt solche in Empfang, auf welche Brüste sie auch geleistet werden mögen, ob unter der Bezeichnung von Steuern und Abgaben, in der Gestalt von barem Gelde und Naturalien, die bloß als Resultate vorhergegangener Arbeit erscheinen, oder ob durch wirklich verrichtete Dienste, (in welchem letztern Falle endlich die Empfangnahme auf eine von den vorigen beiden Arten ganz verschiedene Weise gedacht werden muß), und hat die Verpflichtung auf sich, diese sämtlichen Arbeiten der Einzelnen, oder das dafür in Naturalien oder Geld bei ihr deponirte Resultat derselben, wieder zur Ausföhrung und Remunerirung derjenigen Arbeiten anzuwenden, welche das Bestehen und das Wohl des ganzen Staats erfordern.

Einnahme und Ausgabe findet also bei der Staatsbuchhalterei und Rechnungsföhrung auf gleiche Weise Statt, wie bei der des bürgerlichen Geschäftsbetriebs. Beide haben auch zum Zweck, durch die Zahl zunächst gar Uebersicht und Balance dieser beiden Größen zu gelangen.

Aber bei Fortsetzung der Vergleichung findet sich bald eine auffallende Verschiedenheit.

Bei dem Privatmann nämlich muß, sobald er nicht in wenigen einzelnen Fällen ebenfalls bloß als Depositar oder Verwalter von fremdem Vermögen erscheint, ehe ein Austausch und mit demselben eine Ausgabe Statt finden soll, zuvor die eigene Kraftanstrengung und mit ihr der Erwerb vorangegangen seyn. Es muß erst etwas verarbeitet seyn, ehe ein Austausch überhaupt, oder gar ein Austausch mit Gewinn

vor sich gehen kann, und Buch und Rechnungsführung hat, wie gesagt, in den meisten Fällen, wo sie im bürgerlichen Leben angewandt wird, den Zweck nicht bloß, Uebersicht und Ordnung in diesen gegenseitigen Austausch zu bringen, sondern zugleich das Mittel an die Hand zu geben, wie dieser Austausch mit dem größtmöglichen Vortheil, oder wenigstens ohne allen Nachtheil, benutzt werden könne.

Ganz anders aber verhält es sich mit der Staatshaushalterei und Rechnungsführung.

Die Regierung ist, wie gesagt, bloßer Depositär der bei ihr eingehenden Einnahmen.

Nicht eigener Erwerb geht hier voran, so wenig wie die Absicht sein kann, die eingehenden Gelder, Naturalien und die geleisteten Dienste zu Erlangung höhern Gewinns zu benutzen; sondern es sollen diese bloß die Mittel an die Hand geben, diejenigen Arbeiten auszuführen, welche das Gelingen und die Wohlfahrt des Staats erfordern.

Bei Verwaltung des Staats kann also nie, wie bei Verwaltung eines Handwerks, die erste Frage sein: was habe ich? (wenn gleich auch dieser Umstand nur zu sehr Verächtelung verdienen wird) sondern: was brauche ich als Staatshaushalter, oder vielmehr: was bedarf der Staat?

Hierzu: welche Mittel oder Kräfte stehen der Regierung zu Gebote, um diesen Bedarf zu bestreiten?

Drumher: wie sind diese Kräfte benutzt, und was ist dadurch geleistet?

Bei Beantwortung dieser drei Fragen, und zwar in bestimmter anschaulicher Darlegung durch die Zahl, löset sich zuletzt das ganze Wesen der Staats-Buchhalterei und Rechnungsführung in ihre drei großen Zweige, als:

1. Etat- oder Budgets-Regulirung,
2. Staatssatz, und
3. eigentliche Rechnungsführung und Buchhalterei,
auf.

Von einem ganz andern Anfangspunkte ausgehend, wie die Buchführung des bürgerlichen Lebens, hat sie zwar mit dieser den Zweck gemein, Ordnung und Uebersicht in das zu verwaltende Geschäft zu bringen; aber größerer im ihrem ganzen Wesen, soll sie durchaus nicht zum Mittel kleinlicher oder großer Plaudmacherei sich hergeben, sondern unverrückt ihr laiest Ziel im Auge behalten: Rechenschaft zu geben von Verwendung der Volkskraft zum allgemeinen Staatswohl.

Es wäre vielleicht zu wünschen, daß man bei der Staatsverwaltung überall diese hier angegebenen Idem recht klar zur Anschauung gebracht und vor allen Dingen sich allzeit den Satz recht lebhaft vor Augen gestellt hätte:

„Daß die Regierung nur Depositär der bei ihr eingehenden Einnahmen, und also in dieser Hinsicht, als Verwalter derselben, himmelsweit von dem Privatmanne unterschieden sei.“

Für diesen giebt allerdings jede wahre Aufgabe, d. h. sofern dadurch nicht ein anderes Arbeitsergebnis von gleichem oder gar höherem Werthe eingetauscht wird,

eine Verminderung seines Vermögens nach sich. Nicht so aber mit den Staatsausgaben, deren Bestimmung keine andere ist, als zu allgemeinen Staatszwecken verwendet zu werden, die also auf der einen Seite zwar dem Vermögen der Staatsbürger entzogen werden, auf der andern Seite aber durch das Medium der Reglerung dahin wieder zurückfließen.

Hätte man sich diesen Satz allezeit recht klar gemacht, so würde man wohl niemals auf die Idee gekommen seyn, der Noth eines Staats durch sogenannte Ersparungen oder durch Verminderung der Staatsausgaben abzuhelpen.

Der Verfasser wünscht hierin am liebsten, nicht mißverstanden zu werden.

Bern sei es von ihm, hiermit behaupten zu wollen, als sei es gleichgültig, auf welche Weise die von den Staatsbürgern aufgetragenen Abgaben durch die Regierung zu den Staatsbürgern zurückfließen, oder ob sie überhaupt dahin wieder zurückfließen, oder auch nur zum allgemeinen Besten verwendet werden.

Wie könnte es ihm in den Sinn kommen, eine dergleichen Vergeudung der Staatsannahmen, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möchte — und Statt finden würde sie immer da, wo jene Einnahmen nicht zu den zum Bestehen und zum Wohl des ganzen Staats erforderlichen Arbeiten verwendet, sondern zu fremdartigen Zwecken benützt, oder wohl gar zur Bereicherung und zum Wohlleben einzelner Personen, Städte oder Provinzen angewandt würden — gut zu heißen?

Aber hier ist auf der andern Seite doch auch so
viel,

viel, durch sogenannte Ersparungen, in sofern darunter bloß Beschränkungen der Staatsausgaben verstanden werden, wie der Trost von Abhülfe irgend einer wahren oder vermeintlichen Staatsnoth, oder gar Förderung des Staatswohls, erreicht werden kann.

Zwar ist bekannt, wie sehr die Klagen über schlechte Zeiten allgemein sind.

Löst man indessen diese allgemeinen Klagen in ihre Elemente auf, so dürfte sich der letzte Grund derselben bald in dem Umfande entdecken, daß die schaffende Kraft der Bewohner aller der Staaten, in denen jene Klagen ertönen, größer ist, als die verzehrende; mit andern Worten, daß man mehr zu erarbeiten, mehr zu produziren und zu fabriciren im Stande ist, als der Bedarf erfordert, und als Wächner vorhanden sind.

Wie widersprechend erscheint es nun, wenn, bei dem schon vorhandenen Mangel an Belegmühe zur Annehmung und zum Verbranch der vorhandenen Kräfte, also bei einem Ueberfluß von Staatskraft, auch noch die Regierung ihrem Bedarf beschränken will, statt daß sie mit allem Eifer bemüht seyn sollte, von der überflüssigen Kraft soviel als möglich an sich zu ziehen, und dieser für das allgemeine Wohl Spielraum und Anwendung zu geben!

Will man aber hierbei bloß auf das bare Geld, als das Symbol aller Staatskraft sehen, was würde es verschlagen, oder welches Unglück würde daraus entstehen, wenn eine Regierung Mittel und Wege aufzudig zu machen wüßte, alles Geld im Staate, Jahr aus Jahr ein, in ihre Kassen, und nicht Einmal, sondern

selbst mehrmals zu geben, und eben so oft rasch wieder in alle Theile des Reichs ausströmen zu lassen, um auf solche Weise Leben und Thätigkeit überall zu verbreiten, und selbst neue Kräfte zu wecken?

Wollte man aber den eben aufgestellten Satz ansetzen, daß nämlich bei einem Regierungshaushalt allezeit die Ausmittelung des Bedarfses die erste Sorge seyn müsse, und vielleicht selbst aus der Erfahrung zu beweisen suchen, daß auch in einer Staatsverwaltung die Einnahmen sich nicht nach dem Bedarfs, sondern letzteres sich nach jenen, richten müsse: so glaube der Verfasser, breiß die Behauptung aufstellen zu können, daß, wenn in Wahrheit ein Gesellschaftsverein die Obenstellung der Frage: was erfordert die Erhaltung und Beförderung des Staatswohls? nicht vertragen sollte, man ohne weiteres berechtigt ist, ihm den Rang und die Würde eines Staats abzusprechen.

Denn, wie will ein Gesellschaftsverein auf den Namen eines freien und selbstständigen Staates Anspruch machen, wenn die Kräfte seiner Bewohner und die ihm von der Natur verliehenen Stoffe nicht ausreichen, vor allen Dingen das zu beschaffen, was die Sicherstellung und das Gedeihen des Ganzen erfordert? Einem solchen Verein wäre anzurathen, sich je eher je lieber freiwillig einem größten Verbande anzuschließen, oder sich wenigstens in dessen Schutz zu begeben, ehe, über kurz oder lang, der Drang der Umstände ihn dazu zwingt.

Ein anderes ist es freilich da, wo bei aller Eilekraft der Staatsbürger und bei den reichsten Naturschätzen, dennoch fehlerhafte Regierungseinrich-

tungen nicht gestatten, das aufzubringen, was der Staatsbedarf erfordert, wie z. B. Frankreich, "dies Land des Ruhms, das Paradies der Völker", wie es ein Dichter nennt, vor der Revolution das Beispiel dazu liefert, oder wo Vergeudung im oben angegebenen Sinne, einen Bedürfnißzustand eröffnet, den keine Einnahme zu füllen vermag.

Eben dies Frankreich, welches vor der Revolution nicht mehr als ungefähr 500 Millionen zu den Staatsbedürfnissen aufzubringen, und ein Deficit von etwa 50 Millionen nicht zu decken vermochte, nach dem Budget für das Jahr 1821 aber eine Staatseinnahme von nahe an 890 Millionen gewährt, giebt in seinen Finanzministern Dargot, Rocher, Casseane, den Beweis, daß, wenn einmal ein auf solche Weise alljährlich regelmäßig wiederkehrendes sogenanntes Deficit vorhanden ist, weder vorgeschlagene Ersparungen, noch sonst irgend eine Finanzmaßregel im Stande ist, die Regierung aus ihrer Verlegenheit zu reißen, sondern daß es dazu einer gänzlichen Reorganisation des Regierungsorganismus selbst bedarf.

Doch es ist nicht der Zweck dieses Vortrags, diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, so wie es selbst die wenige, dem Verfasser zu Gebote stehende Masse nicht erlaubt, den in der Ueberschrift angegebenen Gegenstand, und namentlich seine Ideen über die zweckmäßige Einrichtung einer Staatshaushaltsrechnung im Mittelpunkte der ganzen Staatsverwaltung, hier vollständiger aufeinanderzusetzen.

Daß ein zweckmäßig organisirtes Rechnungswesen

überhaupt, und besonders eine Centralbuchhalterei dringender Bedürfniß sey, und namentlich letztere nicht bloß in sogenannten constitutionellen Staaten, wo die öffentlichen Verhandlungen über finanzielle Gegenstände und die den Volks-Representanten abzuliegende Rechenschaft der Verwaltung vielleicht unausweichlich ihre Einrichtung fordern, haben jaugen selbst die in monarchischen Staaten getroffenen Anordnungen; wie ja selbst die Preussische Regierung, deren Finanzverwaltung, seit länger als einem Jahrhunderte schon, als musterhaft angesehen zu werden pflegt, dennoch in der neuesten Zeit mit der Einführung einer General-Controle der Finanzen, auch die Einrichtung einer Staatsbuchhalterei zugleich für nöthig erachtete.

Und allerdings, wie unklar, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, muß die ganze Staatsverwaltung da seyn, wo es an einer Einrichtung fehlt, die den Zustand des jedesmaligen Haushalts, und zwar nicht, wie er sich nach Einnahme und projectirten Verrechnungen — deren deren Unzuverlässigkeit ist nur zu bekannt — sondern in der Wirklichkeit stellt, genau darlegt!

Ist selbst im bürgerlichen Leben Buchhaltung und Rechnungs-führung das einzige Mittel, um ein aus verschiedenen Theilen zusammengesetztes großes Ganze vor jeder Verwirrung zu schützen, um nicht nur das Ganze zu übersehen, sondern sich auch von dem fortwährenden harmonischen Zusammenhange desselben in seinen einzelnen Theilen allzeit geheiße zu unterrichten, alle Verhältnisse stets vor Augen zu haben, und

manche oft sehr verdeckte Mißverhältnisse, die sonst der Wahrnehmung so lange entgehen würden, die sie durch ihre verderblichen Folgen — aber dann zu spät — sich selbst offenbaren, bei Zeiten auszuspähen und ihnen bei Zeiten abzuwehren; ist, mit einem Worte, Buchhaltung und Rechnungsführung als die Seele der Geschäfte anzusehen: um wie viel mehr in dem großen Ganzen einer Staatsverwaltung!

Wohl mochte jener Staatsmann Recht haben, der da sagte: wer könne sich nicht wohl den Chef einer Hausverwaltung ohne Hauptbuch zur Seite denken; denn wenn anders würde ein solcher zu vergleichen seyn, als dem Wanderer, der in trüber Nacht mit einer Fackel ohne Licht umherirrt, oder dem Seemann, der auf offenem Meere ohne Verkanen und Compaß sein Schiff zu leiten unternehme?"

A. B.

Wie wirkt die Staatsschuld auf die Bildung der Capitalien?

Capitalien sind zurückgelegte Ersparnisse, oder der Ueberschuß des Erwerbens über's Verzehren. — Sie bestehen in Geld oder in Geldwerthe, gewöhnlich aber in Geld, da alles andere hiegegen immer aufgetauscht wird.

So viele Arten des Erwerbens es giebt, so viele Arten von Capitalien giebt es, wenn man auf ihre Entstehungsart Rücksicht nimmt, und sie hiernach ordnet.

Wir wollen hier aber nur Eine Art derselben betrachten, nämlich die Vermehrung der Capitalien in sich selber durch die Zinsen, die sie tragen.

Wenn man ein Capital besitze, und ein anderer wünschte solches geborgt zu besitzen, so thut man dieses nicht anders, als gegen eine gewisse Miete von 3, 4 oder 5 vom Hundert, welche der Zinssfuß heißt. — Diese Miete wird von einem Capital eben so bezahlt, wie von jeder andern Sache, welche ein Mensch dem andern auf gewisse Zeit überläßt, z. B. ein Haus, oder ein Pferd, wo es dem Haus, oder Pferdmiete heißt.

Wenn man diese Miete zurücklegt, so entstehen hierdurch neue Capitalien, die man ebenfalls kann zu Miete geben lassen, wenn Nachfrage vorhanden ist. Ist keine Nachfrage vorhanden, so kann man sie gar nicht vermieten. Ist nur eine, im Verhältniß ihrer

Menge geringe Nachfrage vorhanden, so kann man nur eine geringe Menge pfeifen, etwa drei vom Hundert.

Wenn die Regierung Capitalien bedarf, so mietet sie solche von den Privatpersonen, welche Capitalien besitzen; und da die Regierung öfter keine völlige Sicherheit geben kann, so muß sie außer der Miete noch eine Versicherung für die Gefahr bezahlen, die jeder läuft, der ihr Capitalien leiht, diese zu verlieren. Diese Versicherung wird mit zu den Zinsen geschlagen, und die Regierung bezahlt dann einen höhern Zinsfuß z. B. 6 pro Cent, während Privatpersonen, die völlige Sicherheit können, nur 4 pro Cent bezahlen. Denn jeder Zinsfuß besteht, alles übrige gleich gesetzt, immer aus zwei Elementen: 1) aus der Zeit, für welche man das Capitalorgt, und 2) aus der Sicherheit, mit der man es zurückerhält.

Denn das Capital zahlt sich nicht ab, während man esorgt, da man eben so viel Silber zurückerhält, als man gegeben.

Durch die Anleihen, welche die Staaten machen, werden eine Menge Capitalien beschäftigt, die einen sehr hohen Zinsfuß tragen. Die Besitzer dieser Capitalien legen einen Theil der Zinsen zurück, und bilden hieraus neue Capitalien, die sie, sobald der Staat ein Anleihen eröffnet, ihm aufs neue darleihen. Hierdurch entsteht für den Staat eine große Leichtigkeit im Schuldenmachen, und für die Privatpersonen eine große Leichtigkeit ihre Capitalien zu vermehren, und aus der Miete wieder neue Capitalien zu bilden. Denn wenn sie auch die 4 pro Cent Zinsen verpfänden, und bloß die 2 pro Cent

Versicherung-Prämien zurücklegen, die ihnen der Staat dafür bezahlt, daß sie ihn borgen, so sind diese 2 Prozent schon hinreichend, immer neue Capitalien zu bilden.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Staaten in neueren Zeiten mit Hülfe der Hauptstädte so große Schulden haben machen können. Die Hauptstädte sind immer der Sitz der Capitalien und der geldreichen Leute, welche dort ihre Zinsen verzehren; denn auf ihrem Markte findet sich immer alles das zusammen, was die Menge der Menschen zu den Unschmlichkeiten des Lebens verachtet. Diese Capitalisten sind aber, wie Nocher schon bemerkt, in der Regel gute Wirthe; und indem sie ihre Capitalien dem Staate leihen, legen sie jährlich einen Theil der Zinsen zurück, und bilden hieraus kleine neue Capitalien, die sie ihm bei der nächsten Anleihe wieder leihen. Und da geht es denn, wie Lafontaine sagt, *petit poissonne viendra grand, pourvu que le bon dieu lui prête vie*. Nach einigen Jahren sind dann die Capitalien, welche aus den Zinsen entstanden sind, größer, als die ursprünglichen Mutter-Capitalien, die sie getragen.

In demselben Grade, wie sich die Schulden vermehren, vermehren sich die Zinsen, und je mehr Zinsen bezahlt werden, desto mehr werden von den geldreichen Leuten zurückgelegt, und aus ihnen neue Capitalien gebildet. Die Fröcigkeit des Vorgehens nimmt daher zu, weil, wenn die Regierung Capitalien mieten will, sich gleich eine Menge anbietet, die sich aus den Zinsen der vorigen gebildet haben. — Nach einem gemeinen Volks-
worte, spröhen dann die Geldlanger die Regierung mit

ihrem eigenen Bette, indem sie heute das Geld ihr wieder als Capital borgen, was sie gestern als Zinsen von ihr erhalten haben.

Wenn auf diese Weise die Verschuldung nun sehr zugenommen hat, so tritt wohl der Fall ein, daß die Regierung die Zinsen nicht mehr aufbringen kann, und daß sie diese mit neuen Anleihen decken muß. Dieses nennt man dann: ein Deficit. In diesem Falle tritt nun das Umgekehrte ein, und die Regierung ist es, welche ihre Gläubiger mit ihrem eigenen Bette speist, indem sie die Capitalien, die sie von dem einen borgt, dem andern wieder als Zinsen bezahlt.

Wenn die Dinge so weit sind, so pflegt dasjenige einzutreten, was man im gemeinen Leben einen Staatsbankerott nennt. — Die geldreichen Leute berechnen sich, daß es nicht auf die Dauer gehen kann, wenn man neue Schulden macht, um die Zinsen der alten zu decken. Denn gesetzt, eine Nation kann, so wie die englische, durch die Höhe der Abgaben 40 Millionen Zinsen bezahlen; hierbei aber soll sie ein jährliches Deficit von 10 Millionen haben, welches sie durch neue Anleihen decken muß: so kann sie dieses, indem die Capitalisten jährlich so viel Geld zurücklegen, daß sie ihr diese 10 Millionen leihen können. Sie erhalten nun so viel mehr Verschreibungen, und nach einer Reihe von Jahren wird das Deficit, immer wachsend, auch auf 40 Millionen gekommen seyn. So lange das Vertrauen herrscht, wird die Regierung keine Schwierigkeiten finden, immer neue Anleihen zu machen, weil sich jährlich in den Zinsen der alten Capitalien so viel neue erzeugen, daß diese das

Darüber dessen können. Wenn das Vertrauen wird
schon eben nicht erhalten; und indem nun die, welche
es verlieren, ihre Capitalien auf dem Markt an die
Börse bringen und sie dort verkaufen, so fallen sie im
Preise, und die Regierung kann dann keine neuen An-
leihen mehr machen, als nur, indem sie den Zinsfuß
steigert, so wie die Unsicherheit zunimmt. Dadurch geht
dann aber auch alles schneller, sowohl das Wachsen der
Schulden, als auch die Unsicherheit.

Am Ende entwickelt sich dann unter dem Volke die
Meinung, daß man der Sache dadurch helfen könne,
daß man bankroet mache. — Auch liegt hierin
eben kein großes Unrecht, wenigstens könnte man die
Schuld auf die Hälfte oder ein Drittel setzen. Denn
im Grunde sey es doch bloß Geld, was dem Staate
herrühre, — seyen Zinsen, welche die Capitalisten wieder
zu Capital gemacht, und sie hätten immer einen hohen
Zinsfuß genommen, von dem ein Drittel als Prämie
für die Unsicherheit der Rückzahlung gewesen. Bis jetzt
sey immer regelmäßig bezahlt worden, und sie hätten
also die Zinsen nebst den Prämien umsonst eingestrichen.
Es sey daher nichts Unethisches, wenn im Laufe der
Jahre auch nur einmal wirklich der Fall eintrete, den
man immer als möglich vorausgesehen, und dessen Mög-
lichkeit und Wahrscheinlichkeit man sich im hohen Zins-
fuß immer habe versichern lassen. Kurz, die Staats-
schuld auf die Hälfte zu setzen oder sie gar zu liquidiren,
sey zwar eine durchgreifende, aber doch keine ungerechte
Maßregel.

Dieses ist dasjenige, was sich das Volk bei einem

Staatsbankrott deutet; oft dunkel und verworren, allein instinkartig errieth es doch den Punkt, wo, nach seinem Ausdruck, der Hund begraben liegt. — Einiges Haß gegen die Capitalisten, die es auch seine Unterjocher (*Soggiatori*) nennt, für die es arbeiten muß, — die Geldwucherer oder Geldjuden — kommt dann mit hinzu, und diese Meinung erfreut sich bald einer großen Popularität.

Pitt, der einen ungemein tiefen Blick in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und in die des Geldmarktes der großen Städte gethan, hatte alle Vortheile und alle Nachtheile einer großen Staatsschuld wohl eingesehen und richtig gegen einander abgemogen. Er hatte erkannt, daß nichts ein so trefflicher Werkstuhl sey, um Capitalien zu wecken und zu ertragen, als eben eine Staatsschuld. Er hatte gesehen: daß die Capitalisten immer ihre Zinsen wieder bringen, um sie bei folgenden Anleihen wieder als Capital auf den Altar des Vaterlandes zu legen; daß eine Staatsschuld eine große Sparbank ist, — die denselben Erfolg hat, wie die Sparbanken im Kleinen, daß sie aus zerstreuten und kleinen Elementen Capitalien bilde; — daß hierdurch nothwendig eine große Menge Capitalien entstehen, und daß die Miete der Capitalien nothwendig niedrig bleibe, wenn ihrer sehr viele sind; daß dieses aber wieder sehr viele Unternehmungen begünstigt, die bei hohen Mieten keinen Vortheil abwerfen, und daher gar nicht entstehen würden.

Hierauf bezog sich wohl das Wort, das er einmal im Parlamente sagte, als er eine neue Subsidien-Bill

einbrachte: „daß nämlich England seinen Wohlstand zum Theil seiner Staatsschuld verdanke, und daß, so wie diese sich vermehre, sich auch sein Wohlstand vermehre.“

William Pitt hatte nicht allein das Wohlthätige der Staatsschuld erkannt, sondern auch das Gefährliche, das eben in der Leichtigkeit liegt, neue Anleihen zu machen, und endlich in dem Bankrotte, der dann entsteht, wenn das Publikum auf einmal das Vertrauen zu ihr verliert, und seine Capitalien verkauft.

Pitt fand die Hülfe hingegen in seinem Tilgungsfond, den er auf eine neue Weise organisirte, und dem er eine neue ganz andere Bestimmung gab. Der Tilgungsfond selber war schon früher da; denn die Idee, daß man jährlich zurückzahlen muß, wenn man Anleihen macht, ist alt, und steht auf allen großen Geldmärkten geschrieben.

Pitt betrachtete aber den Tilgungsfond wie eine moralische Person, wie eine collective Einheit von Darlehens, welche auf dieselbe Weise ihre Geschäfte macht, wie sämtliche Capitalisten, die sich aber von diesen dadurch unterscheidet, daß sie bei keinem Urfalle erschreckt, sondern kalt und gefühlos ihr Geldgeschäft treibt.

Pitt hatte erkannt, daß der Marktpreis der Capitalien jedes Mal aus zwei Elementen besteht, erstens aus dem eigentlichen Zinssatz, z. B. 4 pro Cent, und zweitens aus der Prämie für die Unsicherheit, die z. B. in Frankreich jetzt 2 pro Cent ist.

Er rechnete nun bei allen Capitalien 6 pro Cent Zinse, statt aber die 2 pro Cent Prämie den Capita-

liten zu geben, gab er sie dem Tilgungsfond, welcher dadurch so stark und imponirend wurde, daß er Geld für 4 pro Cent haben konnte. Für die Sicherheit bezahlte nur den Capitalisten gar nichts. Er gab ihnen bloß so viel Miete von den Capitalien, als gerade der Marktpreis der Mieten war, wenn er seine Anleihen abschloß.

Wenn er 100 Pfund ließ, und er bezahlte 4 pro Cent; so mußten von diesen gleich 10 Pfund in den Tilgungsfond. Er bezahlte also von 90 Pfund die 4 Prozent. Ebenfalls erhielt der Tilgungsfond alle Zinsen von den Capitalien, die abgelegt und immer fortgezahlt wurden, und im Tilgungsfond neue Capitalien bildeten. Auf diese Weise hatte er einen Vorrath von neuen Capitalien angelegt, welcher für Rechnung des Staates ging, und nicht für Rechnung von Privaten. Ob diese Capitalien sich im Tilgungsfond erzeugten, oder in den Kesseln der Capitalisten, das war für den bürgerlichen Verkehr dasselbe: sie waren vorhanden, und jedes vorhandene Capital sucht und findet seine Beschäftigung. Allein die Capitalien im Tilgungsfond hingen nicht von der Meinung ab, sie erschufen sich nicht an der Börse, und wenn der Staat ein Anleihen machen wollte, so ließ es der Tilgungsfond aus den Capitalien, die er sich aus den Zinsen zusammengekauft hatte. — So wie die Schuld wuchs, so wuchs der Tilgungsfond, und dieser stellte sich der Staatsschuld nach einer Reihe von Jahren in gleicher Höhe gegenüber, wo dann, nach dem gewöhnlichen Andruck, die Staatsschuld getilgt, also dasselbe geschehen war, was durch einen Bankrott geschieht.

Es ist unterschied also zwischen Mutter und Tochter — er unterschied zwischen alter und neuer Staatsschuld — er unterschied zwischen den ursprünglichen Capitalien und zwischen denen, die sich aus den Zinsen gebildet. Das, was die Capitalisten thun, aus den Zinsen neue Capitalien zu bilden, das that sein Tilgungsfond. Wer diese Capitalien bildete, galt gleich, wenn sie nur jährlich gebildet wurden, und jährlich auf den Markt kamen. Der Tilgungsfond liefert jetzt jährlich 15 Millionen neue Capitalien auf den Markt, die er aus seinen Zinssparnissen gebildet. Diese 15 Millionen würden die Capitalisten ebenfalls aus ihren Zinssparnissen gebildet haben, wenn ihnen Pitt das als Prämie für Sicherheit bezahlt hätte, was er an den Tilgungsfond bezahlte. In beiden Fällen hat die Nation eben so viel arbeiten müssen, um die jährlichen Zinsen aufzubringen, und es kann ihm gleich seyn, wer die Capitalien gehabt hat: ob sie in den Köffen des Tilgungsfonds gelegen, oder in denen der Capitalisten. In beiden Fällen ist der Erfolg derselbe, wenn man bloß auf das Bezahlen der Staatsschuld sieht. — Kommt der Tilgungsfond zur Höhe der Staatsschuld, d. h. kommt er so weit, daß er auch jährlich 40 Millionen Zinsen hat, so ist die Staatsschuld bankrott, d. h. sie existirt nicht mehr. Wäre kein Tilgungsfond gewesen, und die Regierung hätte den Capitalisten das jährlich als Prämie mehr bezahlt, was sie außer den Zinsen für die Sicherheit geben mußte: so würden die Capitalisten aus diesen Prämien eben solche Capitalien gesammelt haben, die dem Tilgungsfond gleich gekommen wären, und bei

denen ebenfalls ein Bankrott eingetreten wäre, nämlich eine Tilgung der Staatsschuld auf die Hälfte oder ein Drittel; wenn nämlich der Zeitpunkt gekommen war, wo nach der Meinung des Volks die Unsicherheit im Nachzahlen nun wirklich eintritt, welche die Capitalisten sich so lange haben bezahlen lassen, und bei der sie eine große Versicherung-Compagnie gebildet, die sich solidarisch gegen die Regierung verpflichtet, dieses Wagniß gegen 1 oder 2 Prozent Prämie zu übernehmen.

Ein solcher Bankrott ist aber mit mancherlei Verwicklungen verknüpft, und daher zu vermeiden, obgleich er im Grunde eben so gut eine Tilgung der Staatsschuld ist, wie der Tilgungsfond, und in letzter Analyse auch auf denselben Grundsätzen beruht. Der französische Tilgungsfond hat daher Beispiele, da bei ihm alles im gewohnten Gleise bleibt, und er, gerade wie jede andere Sparkasse, jährlich neue Capitalien wechelt, abgleich größere. Da, wo die kleinen Sparkassen mit Tausenden rechnen, rechnet er mit Millionen.

Diese Eigenschaft der Staatsschuld mag man in jedem State wohl im Auge behalten. — Sie ist ein Wechsehl, auf dem Capitalien erzeugt werden, wie jede Sparkasse. — Allein dieser Wechsehl steht immer in der Hauptstadt, und macht diese immer reicher; und daher kommt es, daß eine große Staatsschuld stets dahin wirkt, das Land zu unterjochen, und in die Abhängigkeit der geldreichen Leute zu bringen. Die Capitalien concentriren sich immer gegen die Hauptstadt, und das Land muß für die geldreichen Leute dort arbeiten und haben die Zinsen hinschicken, die nicht wieder eben so

gleichförmig auf's Land zurückfließen, wie sie von ihm genommen werden.

Die 23 Millionen der Kriegseinkünfte vertheilen sich bei uns viel besser über die 10 Provinzen, und überwiegen diese viel gleichförmiger als die 10 Millionen Thaler der Zinsen der Staatsschuld.

Daher ist es vorthellhaft, wenn man eine Staatsschuld hat, diese aus Capitalien zu componiren, die über die ganze Fläche verbreitet sind. In den Provinzen aber kann man nur Anleihen machen und Capitalien ereilen mit Provinzial-Schulden. Ohne diese wird man nie ein Anleihen von irgend einer Bedeutung zu Stande bringen. Dieses war die Meinung Rochers im Jahre 1780.

Wenzberg.

Bruchstück aus Fievé's Schrift: de l'Espagne et des conséquences de l'intervention armée.

Als Philipp der Zweite die Bewegung der Geister bemerkte, konnte er nicht vorhersehen, daß sich die Unwissenheit über die höheren Classen der Gesellschaft ausbreiten, und daß Männer, welche durch Geburt und Reichthum berufen sind, an der Spitze derselben zu glänzen, bis auf den Unterschied der Manieren sich der niedrigsten Classe gleich stellen würden. Hätte er dies aber auch vorhergesehen, so würde er deshalb seinen Entwurf nicht verändert haben; denn die Politik bestimmt sich nur nach vorhandenen Nothwendigkeiten; sie mißt nur solchen Erfahren entgegen, die aus der Nähe drohen. Die Sache der Nachfolger ist es also, dann, die Fehler eines Systems nach Maßgabe der Entwicklung, welche die Zeit herbeiführt, kennen zu lernen, und ihnen abzuhelfen.

Was bedarf ein Volk unter einem schönen Himmelstriebe? Ein wenig Ruhe und viel Ruhe. Was bedürfen wir, welche mit allen Mitteln, die Unschmacklichkeit des Lebens zu gemessen, geboren werden? Nur Ruhe. Werden aber die Geister durch nichts zur Bewegung eingeladen, ist das politische System nur auf

Bedürftigkeit berechnet: so ist nichts natürlicher, als daß die, welche in materieller Hinsicht nichts zu wünschen haben, sich in diese gesellschaftliche Ordnung fügen, und Kenntnissen fremd bleiben, welche sie zu erwerben keine Aufforderung haben, welche man nirgends ohne Anstrengungen erwirkt, und welche man in Spanien nur unter Hindernissen erwerben konnte, denn zu tragen kein persönliches Gefühl stark genug war. Auch ist die spanische Regierung eben so sehr von der Nation, wie von der Wirklichkeit Europa's, getrennt geblieben. Die Unmündigen und der Reichthum hatten daran mehr Antheil, als die Großen des Reichs.

Um das, was zusammen die Bewegung der Gewalt aufweckt, mit einem Worte zu bezeichnen, sagt man in den unumschränkten Regierungen: der Hof. Allein in Spanien, wo die Bewegung verboten war, begnügte man sich zu sagen: die Kammer, gleichsam um anzudeuten, daß es keine Außenwelt gebe, und daß alles sich auf häusliche Einwirkungen in Hinsicht des Fürsten beschränke. Man erwäge indessen wohl, daß diese schweigenden und zurückgezogenen Regierungen nicht mehr bestehen können, weil die Bedingungen ihres Daseyns verschwunden sind! Um richtig über sie zu urtheilen, brauche man nicht einmal ihnen die strengen Regierungen gegenüber zu stellen; man brauche nur einen Blick auf die gegenwärtige Thätigkeit der unumschränkten Regierungen zu werfen. Weshalb, nicht durch die Noth streben sie nach Erhaltung. Ueberall fühlt man, daß das Königthum nicht mehr eine häusliche Angelegenheit ist, und daß, in welcher Gestalt es sich auch

darstellen möge, es vollständig seyn müsse. Das ist eine Nothwehr zu den wahren Ideen; und selbst die Kräftekräfte könnte sich darüber nur in so weit beklagen, als sie ihre Armuth in Aufsehung der Talente ein- gestände.

Aber, wenn sich, aus den oben angeführten Grün- den, die Großen, und das Volk in Spanien lange mit der Unwissenheit versöhnen, ja, wenn sie sich in einem so hohen Grade damit vertraut machen konnten, daß sie unfähig wurden, vorherzusehen, wie leicht neue Um- stände neue Combinationen herbeiführen könnten: so war dies doch keinesweges der Fall mit der Mittel- classe. Ihre Bestimmung ist allenthalben, thätig zu seyn, weil sie es übernommen hat, den Bedürfnissen der Gesellschaft zu entsprechen; denn diese Bedürfnisse haben sie gebildet, und auf diesen Bedürfnissen ist ihre Daseyn gegründet. Von welcher Art also auch das Re- gierungs-System seyn, und welchen Widerstand es auch der Bewegung des Volkes entgegen stellen möge: vor- ausgesetzt, daß es die Unterthanen nicht zum Vortheil der Ausländer emporhebt (wie es in beinahe allen asia- tischen Regierungen der Fall ist), so kann es nicht ver- hindern, daß die Mittelclassen an den Fortschritten der allgemeinen Aufklärung Theil nehmen. Der Handel, die Heilkunde, die bürgerliche und peinliche Geset- zgebung, die Wissenschaften, die mechanischen Künste einer europäischen Nation können nicht ganz unberührt bleiben von den Fortschritten, welche diese verschiedenen Ge- gendstände bei anderen Völkern gemacht haben; und selbst in einem Lande, wo alles plözlig scheint, weil keine

Hauptbegebenheit die Gesellschaft in ihrer Wildheit geist, geschieht es gleichwohl, daß die Menschen des Jahrhunderts nicht mehr die des abgewichenen Jahrhunderts sind; und immer machen sich dergleichen auffallende Veränderungen in der Mittelschicht bemerkbar, weil sie die einzige nothwendig ständige ist. Allerdings ist es möglich, daß Kriemsaße, erworben ohne Zusammenhang, erworben sogar im Widerspruch mit dem herrschenden System, nicht selbständig sind; daß sie mit den Vorurtheilen des Volks in Zusammenstoß geraten; daß sie in dem Augenblick, wo sie ins Leben treten, eben so sehr Gegenstände der Ueberraschung und des Erschreckens, als der Verehrung oder der bloßen Hoffnung sind: das aber liegt in der Natur der Dinge, und würde zuletzt nur einen von den inneren Conflicten darbieten, wozon sich Beispiele bei jeder Nation finden, über welche man erst nach vollendetem Kampfe entscheidend urtheilen kann, aber über deren Ausgang man vorläufig urtheilt, indem man alle eigenthümlichen Gedanken beiseite, um die gegenseitige Größe der Kämpfenden zu untersuchen. Zuletzt bekräftigt sich alles darauf, zu wissen, ob die in Spanien vorbereiteten Kräfte hinreichen werden, um das alte System zu überwinden, das gegenwärtig der Tod dieser Nation sein würde, das aber eingemurelte Vorurtheile und Befessungen, welche auf diesen Vorurtheilen beruhen, für sich hat.

Als Philipp der Zweite den klaren Gedanken faßte, die Bewegung der Geister zu heben, und auf diese Weise die stürzende Wiedergeburt Spaniens einleitete,

erhielt er, vielleicht ohne es zu wollen, einen festbaren Vortheil für die Spanier: sie blieben eine ausschließende Nation, und hielten auf ihre Unabhängigkeit mit einem weit tieferen Gefühl, als man bei andern Völkern antrifft. Die erste Annäherung, worin sie sich warfen (die, welche noch fortbauert), wurde unternommen für die Unabhängigkeit des Gebiets. Ich rede von der Abkündigung des Vaters Ferdinand des Fiebenten: eine Abkündigung, welche nur in der Erwartung, daß man dadurch dem drohenden Uebergewichte Venesporis entgegen würde, entschied, und welche für diesen Erbeiter ein sittlicher Vorwand zu einer bewaffneten Dazwischenkunft wurde.

Nur um sich in dem Könige Ferdinand einen Rational-Vertheidiger zu erwerben, entließen die Spanier ihren König Karl, der durch einen Günstling unter den Einfluß eines fremden Cabinets gestellt war; nur weil die Schwäche der häuslichen Regierung des Königs Karl ihnen ihr Land als unvermeidlich verheert darstellte, wosfern nicht durch eine Uebertragung der Krone der Widerstand möglich gemacht würde, beschleunigten sie die Erbschaft der Erbfolge. Ferdinand war ein König, gewählt zur Vertheidigung der Unabhängigkeit des Gebiets. Doch ungeachtet des Wunsches der Spanier, ungeachtet der Evidenz des Ergebnisses — einer Evidenz, welche von dem Volke angeknüpft wurde, und welche nur allzu sehr bewies, auf welcher Seite die wahren politischen Einsichten waren — entsagte Ferdinand seiner Unabhängigkeit, der Unabhängigkeit seiner Unterthanen, und ließ es sich gefallen, daß Venesporis

zum Schiedsrichter zwischen ihm und seinem Vater wurde, der in Bonaparte's Händen nur ein Mittel war, zwischen ihm und Denjenigen, die ihn zum Könige aufgerufen hatten, was diese zu Nebenken von dem Augenblick an machte, wo Bonaparte es zu erklaren für gut befand. Seine Person, seine ganze Zukunft vertraute er der Nachsichtigkeit Denjenigen, der ihn entsetzen mußte, und ließ Spanien in einem Zustande, der um so beklagenswerther war, weil es, in Ermangelung eines rechtmäßigen Mittels, ihn zu seinem Verteidiger erheben hatte. Ohne Anstrengung wurde dies Nützlich von den Franzosen mit Krieg überzogen. Ein Brandling bestieg den Thron, und Europa schien darin zu willigen. Nur die Spanier willigten nicht ein. Sie bewaffneten sich für die Unabhängigkeit des Gebiets. Witten unter Schlachtern gaben sie Befehle; und die Befehle entsprachen ihrem Zwecke, der kein anderer war, als die Unabhängigkeit des Gebiets. Sie ließen sich in Bündnisse ein, und diese Bündnisse entsprachen ihrem Zwecke, welcher die Unabhängigkeit des Gebiets war. Nie hat eine Nation bestimmter gezeigt, daß sie ihren Vortheil kannte, und daß sie im Stande war, denselben zu verteidigen und triumphiren zu machen; nie hat eine Nation die Achtung der civilisirten Welt mehr verdient, und in höherem Maße erhalten; und wenn die Politik sich durch Gefühle bestimmt, so würde keine Nation die Gefühle alles Desjen, was die Hochberzigkeit mit sich bringt, ihr in einem höheren Maße zugewendet haben. Doch wenn die Gefahr über ist, dann machen die mäßig gebliebenen Meinungen

sich zu Nichteem über erfüllte Pflichten, und bezeichnen diejenigen Pflichten, die noch hätten erfüllt werden sollen. Von diesem Augenblick an wird die Vergangenheit ein Gegenstand der Erörterung.

Jetzt sagt man, die Spanier haben sich nur bemüht, mit ihrem König zu befreuen. Es ist erlaubt, jeden aufrichtigen Mann zu fragen, ob er glaube, daß die Spanier weniger Muth, weniger Beharrlichkeit bei Vertheidigung der Fremdlinge, bei Widereroberung der Unabhängigkeit ihres Gebiets bewiesen haben würden, wenn sie auch die Gewissheit gehabt hätten, daß nie ein Prinz des regierenden Hauses zu ihnen zurückkehren werde?

Bemerkungen zu einer treuherzigen Aeußerung.

In einer Schrift, betitelt: „Mein Urtheil an der
Politik,“ sagt Herr von Sagen, indem er von Napo-
leon's Fall redet: „Nur einmal wurde in früherer Zeit mein Ehrgeiz
unter seiner Herrschaft angefaßt, als Rußland eine ge-
raumte Zeit in seiner Hand war. Von Ferne ließ ich
ihm hinterbringen, daß ich bereit sey, in irgend einer
Eigenschaft große deutsche oder gemischte Colonien da-
hin zu führen. Wie viele wären mir dahin gefolgt!
Napoleon's Energie und Mittel, und mein Nachdenken
über solche Gegenstände (sic!) hätten fürwahr der
Sache Impuls genug gegeben! Die Zeit hätte das we-
tere gebracht. — Sonst habe ich niemals getrachtet,
mich ihm zu nähern, oder Ideen mit ihm auszuwech-
seln, wozu er sonst geneigt war, auch mit Personen, die
viel mehr noch unter ihm standen. Und wie vieles hätte
mich dennoch dazu verleiten können! Wie, wenn ich
mir die Sache so vorgestellt hätte, als beschirmte ich so
das Russische am besten? War es mir nicht erlaubt,
an Deutschlands Unabhängigkeit zu verzweifeln? Wer
war es noch, der durch Eintracht und Waffenglanz die
Rettung hoffte? Wer durfte mehr hoffen, als Schei-
nung, bessere Würdigung, höhern Stand? Wie also,
wenn ich diesem vermeinten Nachfolger und Nachahmer
des Charlemagne gesagt hätte: Seyen sie es denn

ganj! Dieser Karl war Kaiser der Franken an den beiden Rhein-Üfern. Lassen Sie sich bei uns wohnen und helfen; was wird sie hindern? Es ist der Weg zu allen italienischen Kronen. Es begründet ihre Rechte auf Rom! Unsere eigenen Befehle sprechen dann genug von der Acht gegen die Ungehorsamen. Gehen Sie die Wälder zu Jagenheim, zu Schenhausen, bei Frankfurt, zu Eschaffenburg. Schaffen Sie einen Palast wo, Ihrer würdig. Sie sind zu alt, unsere Sprache zu lernen; aber erliche freundliche Worte! Wählen Sie sich eine Reichsfürstin, bestellen Sie den Reichshofmarsch, umgeben Sie sich mit Reichsgelerten, und Literatoren. Sie, der Sie Millionen verschwenden, vertrauen Sie mir jährlich zwei in Deutschland, um in Ritterschaft und höchstem Stand Ihnen Anhänger zu verschaffen! Sagen Sie, darum hätten Sie um unsere Kaiserstochter gemommen, und zeigen Sie sie.“

„Es ist so besser!“ — fügt Herr von Sögern hinzu, um zu verstehen zu geben, daß er mit den Fügungen des Schicksals ausgetöthet ist; — „mein guter Genius hat mich davor bewahrt. Aber diese Ideen waren mir nicht fremd, hätte ich ihm getraut.“

So weit Herr von Sögern.

Es sei uns erlaubt, hierzu einige Bemerkungen zu machen, welche keinen andern Zweck haben, als die Ideen des Herrn von Sögern auf den Prüßstein gesunder Beurtheilung zu bringen.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, „daß Napoleon hätte getödtet werden können, wenn er mit dem vernünftigen Specifikan des Herrn von Sögern vertraut

gemessen wäre." Man glaubt also Lektors Schatten zu erschauern, wenn Virgil ihn sagen läßt:

„*Non patiens Pelagianum ducere? Si Pelagius ducere
Haudet puerum, vixit hoc desensu saltem.*“

Das heißt nun freilich unter allen Umständen, sehr wenig sagen; indeß dürfte es doch der Mühe werth seyn, die Rettungsmittel des Herrn von Bagen im Einzelnen zu prüfen. Zu diesem Entzweck wollen wir ihn Schritt vor Schritt folgen.

„Sie wollen der Nachfolger Karls des Großen seyn; so seyen Sie es denn ganz.“ — Was kann dies sagen wollen? Karl der Große gehörte dem achten und neunten Jahrhundert an, d. h. seine Gedanken und seine Mittel waren die der Zeit, in welcher er lebte. Ist es nun wohl möglich, als Bürger des neunzehnten Jahrhunderts das ganz zu seyn, was ein weltlicher Weeglinger ein Jahrtausend früher gewesen ist? Sind die Beziehungen, die zu lösenden Aufgaben dieselben? Es würde sehr weit führen, wenn wir hierüber ins Einzelne gehen wollten. Allerdings nannte sich Napoleon der Nachfolger Karls des Großen; allein ein Karl der Große im neunzehnten Jahrhundert zu seyn, ist ihm schwerlich jemals eingefallen: denn dies würde ihn — wir sagen es gerade heraus — zu einem vollendeten Don Quixote in der europäischen Welt, d. h. zu einem ausgemachten Thoren gemacht haben, der überall verlacht werden würde. Ein Mann, der überall auf Widerstand stieß, war nicht berechtigt, die Hülf des Aberglaubens zu verschmähen; und so geschah es un-
streitig, daß Napoleon den Wahn von einem tausend-

jährigen Reiche nicht zurückließ: aber noch einen Schritt weiter zu gehen, würde Rartheit gewesen seyn.

„Lassen Sie sich bei uns wählen und krönen; was wird Sie hindern?“ — Ganz abgesehen davon, daß große Hindernisse eintreten konnten, wenn sie auch nicht von Deutschland herrührten: würde Napoleon, wenn er sich für Deutschland zum Kaiser hätte wählen und krönen lassen, nicht über sein Verhältniß hinausgegangen seyn? Wo hat Herr von Gagern gesehen, daß Karl der Große für Deutschland gewählt und gekrönt sei? Und was hatte es denn überhaupt auf sich mit dem Kaiserthum dieses französischen Königs? War er noch mehr als das Werk einer Gaubdel, die in Rom gespielt wurde? Und gab es nicht auch einen so wesentlichen Unterschied zwischen der französischen und der deutschen Kaiserwürde, daß beide sich gegenseitig aufhoben?

„Es ist der Weg zu allen italienischen Kronen; es begründet Ihre Rechte auf Rom!“ — Doch nur sichern Eroberungssucht und Ehrgeiz den Ausschlag geben, und Ueberwältigten von Rechts werden, welche nicht in der Natur der Dinge gegründet sind? denn diese weiß nichts von einem Rechte, welches Deutschland über Italien hätte, und es hat Zeiten gegeben, wo Deutschland von Rom aus beherrscht wurde.

„Unsere Gesetze sprechen dann genug von der Acht gegen die Kugelschurken.“ — Welche Gesetze? Nicht die des achtzehnten, selbst nicht einmal die des sechzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts. Napoleon hätte also auf jene Gesetze zurückgehen müssen, welche unter den Ottonen und den Kaisern des hohenstaufischen Ge-

schlecht gütig waren. Es ließe sich also wohl die Frage aufwerfen: wer die Ungehorsamen gewiesen seyn würden, welche Gegenstände der Aht werden könnten? Und bei Beantwortung dieser Frage würde sich dann finden, daß Herr von Sögern den Fürsten Deutschlands die Verbannung und jede damit in Verbindung stehende Strafung (das Hundetragen, als Mittel der Verbannung gar nicht ausgenommen) nicht ungern geglaubt hätte.

„Bauen Sie die Willen zu Jagrlheim, zu Seinhäusen, bei Frankfurt, zu Aschaffenburg, und schaffet Sie einen Palast, Ihrer würdig.“ — Herr von Sögern muß sich einbilden, daß man im neunzehnten Jahrhundert durch dieselben Mittel regiert, wodurch im neunten regiert wurde; denn sonst ist ganz unbegreiflich, warum Napoleon im neunzehnten Jahrhundert die verfaulenen Pfälzen Karls des Großen zu Jagrlheim, Seinhäusern u. s. m. hätte wiederherstellen, und sich noch ebenfalls einen Palast, seiner würdig, bauen lassen. Jede Einsicht, welche daraus hervorgehen konnte, würde höchstens für die Vorfahren der deutschen Mittelalterer wirksam gewesen seyn; was aber hätte sie wohl an Napoleons Verhältnisse zu Deutschlands Fürsten verbessern können?

„Sie sind zu alt, um unsere Sprache zu lernen; aber wenig freundliche Worte!“ — Hier sieht man den Mann, der sich glücklich schätzt, wenn er in einer zahlreichen Audienz nicht ganz unbemerkt geblieben ist.

„Wählen Sie sich eine Reichsfamlei, bestellen Sie den Reichshofrath, umgeben Sie sich mit Reichsgelehrten und Literaten.“ — Heißt dies noch etwas mehr als: „bauen Sie Ihre Regierungsmaschine auf eine

Weise, daß keine Wictungen daraus hervorgehen kön-
nen, die Ihrer Kaiserthum vorthailhaft sind? Wie wenig
kennt Herr von Bogera Deutschlands Geschichte! wie
wenig die Ursachen, welche dazu beigetragen haben, daß
im Jahr 1806 ein Rheinbund geschlossen wurde,
wenn Deutschland nicht jede Haltung verlieren sollte!
Und dann der genussüchtige Umgang mit Reichsgeldheuten
und Exaltirten, deren Sprache man nicht kennt, und
zu verstehen sich zu alt ist! — Doch nun kommt das
Hauptmittel.

„Sie, die Sie Millionen verschwenden, vertrauen
Sie mir plötzlich zwei in Deutschland, um in Ritters-
schaft und drittem Stand Ihre Anhänger zu verschaf-
fen.“ — Wir wollen diesen Antrag zunächst von der
arithmetischen Seite auffassen. Die Bevölkerung Deutsch-
lands auf 30 Millionen gesetzt, und Ritterschaft und
dritten Stand unter einer allgemeinen Bezeichnung —
wie die von Activ-Bürgern in Ermangelung einer bes-
sern sein würde — zusammengefaßt, darf man, wie
wir glauben, die Zahl derselben zum wenigsten auf
4 Millionen annehmen. Auf diese vier Millionen nun
will Herr von Bogera einwirken, um sie zum Vortheil
eines Kaisers zu gewinnen, der 4 cheval zwischen
Frankreich und Deutschland steht. Das Einwirkungs-
mittel soll dieser Kaiser selbst hergeben; nämlich zwei
Millionen Franken. Nun lassen sich zwar mehrere Ein-
wirkungs-Weiseden denken; da aber mit zwei Millio-
nen Franken auf vier Millionen Activ-Bürger einge-
wirkt werden soll, so kommt auf jeden Einzelnen nicht
weniger, als die gewinnende Kraft von einem halben

Franken jährlich, was gleich sehr mag zwei Millionen sein. Welch ein Gedanke! Das deutsche Volk mag es dem Herrn von Sagen versetzen, daß es es so tief unter die Hottentotten setzen konnte. Was Napoleon, der bekanntlich kein ganz schlechter Rechner war, betrifft: so hätte er nothwendig auf den Gedanken gerathen müssen, daß der Urheber eines solchen Vorschlags ihn für einen Einfältigen halte, der nie gewußt habe, auf welchem Wege Anhänger erworben werden müssen. Noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen, verbietet die christliche Liebe, welche eigennützigte Absichten nur da voraussetzt, wo sie wirklich sind.

„Sagen Sie, darum hätten Sie um unsere Kaiser-tochter getrachtet, und zügen Sie sie.“ Das Darum ist hier höchst nachsinnig; denn wenn es sich auf den zunächst vorhergehenden Satz bezieht, so enthält es keinen andern Sinn, als: „die deutschen Heilig-Väter jährlich einen Jeden mit einem halben Franken zu beschenken, damit er der Abhängigkeit an seinen Fürsten entsage und es mit Napoleon halte;“ ein Gedanke, den Herr von Sagen schwerlich gehabt hat. Was nun das Wirtel selbst betrifft, so wollen wir seine Wirksamkeit nicht gerade zu bestreiten, nur daß und wiederum nicht einleuchten will, wie Napoleons Fall dadurch hätte verhindert werden können, wenn er seine zweite Gemahlin in Deutschlands Staaten spazieren geführt hätte.

Wir konnten den Herrn von Sagen noch fragen, in welchem Jahre er dem ehemaligen Kaiser der Franzosen mit seinem Speisessen habe unter die Arme greifen wollen; aber wir würden ihn durch diese Frage nur in

Unlegenheit setzen. Vor dem Jahre 1810 würde es unthun gewesen seyn; denn erst in diesem Jahre fand seine Vermählung mit der Erbherzogin Statt. Im Jahre 1811 konnte der gute Rath ausser Diplomaten schon nicht mehr angenommen werden; denn in dem eben genannten Jahre war der russische Feldzug bereits so gut, als entschieden. Und nachdem dieser angereiset war, verlor sich die Kraft auch des besten Rathes in der Gewalt der Begebenheiten.

Wir sagen: „auch des besten Rathes,“ ohne den des Herrn von Sagen dafür zu halten. Ihm selbst mag die Ehre desselben sehr werthhaft gewesen seyn, da er eingesteht, daß sein guter Verstand ihn abgehalten habe, damit hervorzutreten. Ob das in Napoleon gesagte Mißtrauen dabei wirksamer war, als das Mißtrauen zu sich selbst, wollen wir nicht entscheiden; nur ist uns nicht wahrscheinlich, daß das erstere der gute Verstand gewesen sei.

Uebrigens dürfte es schwer seyn, sich etwas Treuhertzigeres zu denken, als die Schlussworte: „Idem dieser Art waren mir nicht fremd, hätte ich ihm getraut.“ Hier ist jedes Wort zu erwägen. Idem nennt der Verfasser, was Jeder, der jemals auch nur einen Anflug davon gehabt hat, nur Einfälle eines, wir wollen nicht sagen Feindes, aber doch höchst schwächlichen Weibes nennen wird. Diese Ideen waren ihm nicht fremd; — gerade als ob es Kraftanstrengungen erfordert hätte, um in ein Verhältniß zu ihnen zu kommen! Damit wir aber alles mit einem Worte sagen: als ist Geist und Besinnung in einem verachteten Diplomaten auffallender zum Vor-

sicheln getreten. Ganz gewiß hat der Graf von Sackheim dem Verfasser Unrecht gethan, wenn er ihm einen bedeutenden Antheil an der Bildung des Rheinbundes zugesprochen hat. So wie Herr von Sögern sich selbst giebt, muß man sogleich eingestehen, daß er an den großen Begebenheiten, welche die Geschichte der fünfzehn ersten Jahre dieses Jahrhunderts ausmachen, vollkommen unschuldig ist; denn, wie er auch eingreifen mochte: seine Unkenntniß, sowohl in Beziehung auf die Dinge, als auf die Menschen, mit welchen er zu thun hatte, konnte immer nur Fehlschritte zur Folge haben: durch Fehlschritte aber gewinnt man keinen Antheil an politischen Begebenheiten. Ein Andern ist, sich überall einzumischen; was geschehen kann, ohne daß man irgend eine achtungswerthe Rolle spielt. Wie wäre es auch wohl möglich gewesen, Vertrauen zu einem Manne zu fassen, der noch im Jahre 1823 von sich selbst eingestehen kann, „daß er, um das Nassauische desto sicherer zu beschirmen, ganz Deutschland einem Eroberer, einem zweiten Karl dem Großen, habe Preis geben können?“ Wie dachte sich denn Herr von Sögern das Verhältniß von Nassau zu Deutschland? Was konnte von Nassau und dessen Fürstenthum übrig bleiben, wenn das übrige Deutschland die Beute eines Mannes wurde, der, wie es scheint, in dem Urtheil unsers Diplomaten keinen anderen Fehler hatte, als — nicht ganz Charlemagne, d. h. Barbar zu seyn? — O wie traurig würde es um Deutschland stehen, wenn man annehmen müßte, daß seine sämtlichen Diplomaten denselben Geist, dieselbe Gesinnung mit dem Herrn von Sögern gemein hätten! —

Philosophische

Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Spaniens Könige hatten, seit Ferdinands und Isabella's Zeiten, den Titel der allerkatholischsten Könige angenommen, und sich dadurch die Verbindlichkeit aufgelegt, das römisch-katholische Dogma als die höchste Grundlage für die gesellschaftliche Ordnung zu vertheidigen.

Von welchen Ideen Ferdinand und Isabella geleitet wurden, als sie jenen herrlichen Titel zu einem Gegenstande ehrgeiziger Bestrebungen machten, läßt sich nicht wohl angeben; indess ist so viel gewiß, daß sie, bei dieser scheinbaren Unterordnung unter die Autorität des Papstes, ihren eignen Vortheil nicht aus den Augen verloren. Im Ganzen diente der angenommene Titel nur zur Verschönerung des Oberhauptes der Kirche in Beziehung auf Vergrößerungen außerhalb der pyre-

nischen Halbinsel, und in Beziehung auf die Stellung, welche von jenen Subordnen innerhalb ihres Reichthums genommen wurde. Die Inquisition, als gesellschaftliches Institut genommen, hatte ihren Charakter bei weitem mehr in dem Staatlichen, als in dem Kirchlichen: sie war das Bild der Unumschränktheit, die Schutzwehr gegen die Anmaßungen des höheren Adels, das Mittel, wodurch der König die ganze Gesellschaft nach allen ihren Theilungen in seine Gewalt brachte. Was Sixtus der Dritte zuerst genehmigt hatte, das konnten die nächsten Nachfolger dieses Papstes nicht umstoßen, ohne ihrer Nützlichkeit zu schaden; und wie deutlich diese auch fühlen mochten, daß sie durch die Schöpfung der Inquisition überlistet und überrothet waren: so mußten sie sich doch in dem Gedanken beruhigen, daß auf der iberischen Halbinsel zum wenigsten im Geiste der allgemeinen Kirche, wenn auch nicht länger für den Zweck derselben, regiert werde. Indem der jetzmalige Groß-Inquisitor zu einer Creatur des Königs geworden war, hatte dieser angeordnet, dem Papste so untergeordnet zu seyn, wie seine Verfahren es gewesen waren. Spanien war zwar durch die Wirkksamkeit seiner Glaubens-Tribunale mit unüberstehlicher Gewalt an das Dogma der römisch-katholischen Kirche gebunden; allein diese Geistesklauserei kam dem Könige zu Statten, und jeder Vortheil, den der Papst davon zog, war nur im Widerschlage vorhanden.

In dieser Asicht stand man die Einführung der Inquisition den ersten gelungenen Versuch einer Kirchenverbesserung nennen. Zwar blieben Dogma und Dis-

zuplin bei diesem Versuche unberührt; allein, indem sich das ganze Reichthum der kaiserlichen Gewalt unterordnete, wurde diese von allem den Besitz besetzt, in denen sie bis dahin gegangen war. Spaniens Könige galten das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch für die freiesten Monarchen. Sie waren es in der That, nur daß ihre Freiheit den Charakter der Eitelkeit eingebüßt hatte. Schranken an den Geist der Kirche, konnten sie nur in diesem registern; und indem sie sich unabhängig gemacht hatten, die Gesellschaft mit angemessenen Gesetzen zu versehen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich von derselben ganz los zu machen, und ihren Hof in eine Camerilla zu verwandeln, worin der Beisevater die Hauptperson war. Die sämtlichen Nachfolger Ferdinands des Fünften übernahmen den Thron unter Bedingungen, welche abzuändern sie weder die Gewalt noch den Willen hatten; und dies will wohl ins Auge gefaßt seyn, wenn man über Spaniens Könige urtheilt, oder überhaupt von den Erscheinungen in ihrem Reichthum redet. In menschlichen Dingen sind Stärke und Schwäche Wandnachbarn. Das von Ferdinand dem Fünften herbeigeführte politische System konnte sich nicht gleich bleiben in einem Zeitraum, wo sich die Idee von Menschenrechten in einer freieren Anschauung des Eitellichen entwickelte, und wo der Unterschied des wahrhaft Religiösen von dem Kirchlichen immer auffallender wurde; sobald aber die Inquisition ihr Ansehen eingebüßt und sich vor sich selbst zu schämen angefangen hatten, konnte die Stellung eines Königs von Spanien nicht mehr die seiner

Vorfahren im sechzehnten Jahrhundert blieben: er mußte aus seiner Camerilla hervortreten, der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit angehören, und diese durch Mittel regieren, die in ihr selbst lagen.

Für Philipp den Zweiten war dieser Zeitpunkt noch weit entfernt: der Geist seines Jahrhunderts war durchaus kirchlich: man hatte noch keine Ahnung davon, wie das, was bisher für die gesellschaftliche Ordnung durch das Kirchenthum geleistet worden war, durch eine verbesserte Staatsverfassung ersetzt werden könnte; dies bewies selbst das Verfahren der Protestanten, die, nachdem sie sich von der allgemeinen Kirche losgesagt hatten, ihr Ziel in einem neuen Kirchenthume suchten. In den Schlußsätzen des tridentinischen Concilliums war nichts enthalten, was Philipps besonderes Verhältniß zu dem päpstlichen Throne bedrohte; sie mußten ihm sogar willkommen seyn, als etwas, wodurch die allgemeine Kirche ihre Fortdauer sicherte: denn was diese sicherte, das diente auch ihm als Stütze. Sofern nun die Frage entstand, ob eben diese Schlüsse auch für die Niederlande eine verbindende Kraft erhalten könnten? mußte ihm jeder Zweifel, der über diesen Gegenstand erhoben werden konnte, sogar lächerlich scheinen; denn waren diese Niederlande nicht ein Bestandtheil der spanischen Monarchie, und Er der gültige Inhaber der höchsten Gewalt? Noch mehr: hätte er in den Niederlanden eine Duldung sehen wollen, welche in dem Urtheil der spanischen Suprema als das größte aller Verbrechen, als die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist, erschien: so würde er dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst getreten

seyn, der sich gar nicht ertragen ließ. Verhast, wie die Inquisition es auch in Spanien war — was hätte er antworten können auf die Frage: warum niederländische Un- thenen menschlicher behandelt würden, als spanische? Je unausbleiblicher diese Frage war, desto mehr Ursache hatte er, ihr zuvorkommen; und da es für diesen Zweck kein besseres Mittel gab, als seinem niederländischen Thron die selbe Grundlage zu verschaffen, welche der spanische hatte, so konnte auf den Umstand, daß die Niederlande nicht, wie Spanien, durch eine hohe Scheidewand von dem übrigen Europa gesondert waren, keine ängstliche Rücksicht genommen werden. Ueberall lag es nicht in dem Geiste seiner Zeit, nach den Bedingungen zu fragen, unter welchen die Gewalt ausgeübt werden kann; diese Bedingungen waren, der Voraussetzung nach, nicht vorhanden. Da die Gewalt übermenschlichen Ursprungs war, oder wenigstens zu seyn galt: so mußte das auf dem Concilium zu Trident erhärtete göttliche Gesetz über jede Verletzung entscheiden. Mit Einem Worte: es war nicht Philipp, welcher den Niederländern die Schlässe des Conciliums empfahl, sondern es waren diese Schlässe, welche den König von Spanien, als den unumschränkten Beherrscher der Niederländer, geltend zu machen suchten.

Dies wurde von dem Staatsrath zu Brüssel vielleicht nicht ganz deutlich gedacht; aber es wurde deshalb nicht minder deutlich empfunden. Sobald die Statthalterin den Befehl Philipps, die Anmaßung der tridentinischen Schlässe betreffend, zur Sprache gebracht hatte, erklärte sich Wilhelm von Oranien selber dieselbe. „Die

Nationen, meinte er, würde und könnte diese Schlässe nicht annehmen, weil sie den Grundgesetzen entgegen wären; wie andere katholische Staaten, so müßten auch die Niederlande sie verwerfen. Dieser Meinung waren die meisten Staatsräthe, nur daß einige darauf antrugen, den König zu bitten, er möchte, wenn er seinen Befehl nicht ganz zurücknehmen wollte, die Schlässe des Conciliums mit gewissen Einschränkungen bekannt machen. Nur Sigismund drang auf das Gegentheil. Vergessend, daß alles, was in den Niederlanden bisher geschehen war, seinen Grund in der Schwachheit des Fürsten, und in der Unbestimmtheit der Staatsgesetzgebung hatte, bemerkte er: „die Kirche habe zu allen Zeiten die Reinheit ihrer Lehre, und die Strenge ihrer Zucht durch solche allgemeine Concilien erhalten. Dem Glaubensirrtum, welche das Vaterland schon so lange beunruhigt hätten, könne kein kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden, als eben diese Schlässe. Sollten sie auch hier und da mit den Vorrechten der Bürger und mit der Verfassung in Widerspruch stehen: so sei dies ein unbedeutendes Uebel, dem man durch eine kluge und schonende Handhabung leicht begegnen könne. Uebrigens gereiche es dem Könige von Spanien zur Ehre, daß er, von allen Fürsten seiner Zeit allein, nicht gezwungen wäre, sein besseres Willen und Wissen einer eingebildeten Nothwendigkeit aufzuopfern, und Maßregeln, die das Wohl seiner Unterthanen ihm eben so zur Pflicht mache, wie das Ansehen der Kirche sie heiße, auf bloßer Furcht vor Rebellen zu verwerfen.“ Mit diesen Worten spielte Sigismund auf das Verfahren Frankreichs an, das die tridentinischen

Schlüsse verwerfen hatte — vielleicht aus Schonung für die Protestanten in einem Augenblick, wo Schonung nothwendig war, gewiß aber auch in der Ansicht, welche die französischen Könige des dritten Geschlechts von ihrem Rechte hatten, sofern sie dasselbe nicht von Gott allein, sondern auch von ihrem Degen ableiteten, und sich nehmlich bewußt waren, auf einem andern Fundamente zu stehen, als die Könige Spaniens mit ihrem auf der Inquisition errichteten Thron.

Endlich vereinigte sich der Staatrath dahin, daß dem Könige Vorschläge gemacht werden sollten, sowohl wegen eines milderen Verfahrens gegen die Protestanten, als wegen einer bessern Stellung der ersten Staatsorgane, wobei die Empörung der beiden andern Rathversammlungen, d. h. die Zusammenlegung aller gesetzgebenden und vollziehenden Macht in dem Staatrath, noch immer der Hauptgedanke war. Zur Ueberbringung dieser Vorschläge wurde der Graf von Egmont chosen, von welchem man annahm, daß er alles vereinige, was nöthig sei, um das Ohr des Monarchen zu gewinnen. Der Präsident Viglius entwarf die Denkschrift; sie enthielt Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, über den Anmach der Legerei und über die Erschöpfung des Schatzes. Wenn der Präsident bei allgemeinen Unruhen stehen geblieben war: so hatte seine Meinung daran einen großen Antheil gehabt; es nichts einzuflößen mit den Häuptern des Staatraths, führte er sich von ihnen gedrückt, gedrückt, vereinigt, und der erste Wunsch seines Herzens war noch immer, daß Brantse zurückkehren, oder wenigstens ein Aelterer dessen

Stelle einnehmen möchte. Als nun seine Denkschrift im Staatsrathe verlesen wurde, war Wilhelm von Drachen der Erste, der sich gegen den Inhalt derselben erklärte. „Die Scholterung des Präsidenten, sagte er, ist weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben. Wie kann der König die schädlichsten Heilmittel anwenden, wenn wir ihn die Quellen des Uebels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Lehrer nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig gestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht verbergen, daß sie die Strafbefehle verachten und wenig Ehrfurcht für die Obrigkeit hegen. Wozu Zurückhaltung? Heber dem Könige eingestanden, daß der Staat in diesem Zustande nicht länger verharren kann. Der geheime Rath freilich wird hierüber anders urtheilen. Ihm ist die allgemeine Zerrüttung nicht unangenehm. Denn woher sonst diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine Verderbniß der Richterstühle. Nur seine unersättliche Habgucht erklärt die Erscheinung? Hören wir nicht täglich von dem Volke, daß um Geld jeder Richterstreich feil ist? und beweisen nicht die Trennungen dieser Verwalter, wie schlecht es um ihre Liebe für das Allgemeine steht? Wie können Menschen, welche die Opfer ihrer eigenen Leidenschaft sind, zum öffentlichen Besten ratheben? Weinen sie etwa, daß wir, die Statthalter der Provinzen, dem Gute befinden ihrer Viceren mit unseren Truppen zu Schutze stehen sollen? Mögen sie damit anfangen, ihren Schändlichkeiten eine Bedröge zu setzen? Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu sündigen;

und des allgemeine Uebel zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß die Regierungegeschäfte sich unter so viele Collegia theilen. Der Staatrath reicht hin für alle. Ich erkläre dies laut, weil ich für alle die Uebel, worüber Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel kenne, als jene beiden Kammern in den Staatrath aufzunehmen. Dies ist es, was man von dem Könige zu erhalten suchen muß; oder diese neue Befandtschaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz.“

Indem Wilhelm von Dranien also sprach, machte er den tiefsten Eindruck auf den ganzen Staatrath. Sein Vorschlag konnte zwar nicht den Beifall des Präsidenten Wiglius gewinnen; allein indem die Thatsachen, auf welche der Feind sich stützte, unbestreitbar waren, wurde die Verlegenheit des Präsidenten nur um so größer. Spät in der Nacht ward die Sitzung aufgehoben. Am folgenden Morgen, wo sie fortgesetzt werden sollte, fand man Wiglius vom Schläge gerührt und in unverkennbarer Lebensgefahr; so heftig war sein Innerstes von den Bewegungen erschüttert worden, welche Dranien's Rede hervorgerichtet hatte. Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, ein Mann von alter Sitte und bewährter Redlichkeit. Er änderte, zum Vortheil der oranischen Partei, die Instruktion des Grafen von Egmont dahin ab, daß darin auf gänzliche Abschaffung der Inquisition und auf eine Vereinigung der drei Curien angetragen wurde, nicht als ob die Staatskatholik ihre Einwilligung dazu gegeben hätte, sondern weil dies geschehen mußte, wenn Egmont seine Reise antreten sollte.

In dem letzten Monate des Jahres 1568 ging dieser nach Spanien ab; und als er von dem Präsidenten Siglind Abschied nahm, bat ihn dieser, seine Verlassung zu bewirken. „Meine Zeiten, sagte er, sind verüber; und um dem Wankelmuth des Glück zuvergesamnen, will ich mich, nach dem Beispiele meines Vorgängers und Freundes Bramella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen; mein Geniuss warnt mich vor einer stürmischen Zukunft, der ich nicht gewachsen seyn dürfte.“

Wenn Wilhelm von Oranien mit so viel Nachdruck auf die Zusammenkunft der Gemalten in dem Staatsrath drang: so hatte dies schwerlich einen andern Grund, als seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen die Forderungen Philipps des Zweiten, so lange die bürgerliche Ordnung der Dinge fortbauerte. Er kannte die Königs-Politik dieses Königs allzu gut, um nicht vorher zu wissen, daß das, worüber man mit ihm unterhandeln wollte, durchaus kein Gegenstand der Unterhandlung für ihn sei. In Wahrheit, für einen König von Spanien war die Inquisition die erste Bedingung einer freien Willkür; in ihr vertheidigte er seine Würde, sein ganzes Seyn. Sollte also die Inquisition von den Niederlanden abgewendet werden, so blieb nichts weiter übrig, als die Ordnung der Staatsorgane dahin abzuändern, daß das königliche Ansehen seiner Kraft noch aufhöhe geschwächt wurde; und da sich dieses nur durch Aufstellung eines souveränen Senats bewirken ließ, so durfte Oranien kein Bedenken tragen, die Republik an die Stelle der Monarchie zu setzen. Wie viel dabei auch gewagt werden mochte: das Rettungs-

mittel war durch das Uebel beengt, dem man um jeden Preis zu entkommen strebte. Andere leanten sich schmeicheln, durch scheinbare Gefügigkeit, den einen und den anderen kleinen Vortheil zu gewinnen; dem Feinden hingegen (der in einer innigen Verbindung mit Karl dem Fünften die letzten Reichsfürsten der französischen Regierung kennen gelernt hatte), mußten Täuschungen dieser Art verächtlich und lächerlich zugleich seyn. Gerade seiner genannten Kenntniß des Geistes der spanischen Regierung verdankte er sein Ansehen im Staatsrath, so wie alles, was ihm bisher gegen Philipp gelungen war; ihr aber konnte er nicht entgehen, ohne an sich selbst und an seinen Freunden zum Verräther zu werden.

Als der Graf von Eyzaut in Madrid angelangt war, sah er sich mit einer Achtung und Güte empfangen, die Keinem seines Standes auf diesem Boden jemals widerfahren war: die kastilianischen Großen wetteiferten in Beweisen der Aufmerksamkeit; der König selbst ließ es nicht an Merkmalen der Betheuertheit und Gnade fehlen. Kaum nun hatte der Graf die Aufschlüsse gegeben, welche die Denkschrift des Staatsraths nothwendig machte: so machte Philipp ihm die Hoffnung, daß er sich dem allgemeinen Wunsche fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen alles nachlassen werde, was er, ohne sein Gewissen zu verletzen, nachlassen könne. Wolllich setzte er eine Commission von Theologen nieder, welche die Frage beantworten sollte: ob es nöthig sei, den niederländischen Provinzen die verlangte Duldung zu bewilligen? Diese Commission war nicht so unternahmlich, daß sie auf den gesellschaftlichen

Zustand der Niederländer nicht hätte eingehen sollen; und ihre Antwort fiel dahin aus, daß die besondere Verfassung der deutschen Provinzen, und die Furcht vor einer allgemeinen Empörung, allerdings einen hohen Grad von Nachsicht entschuldigen würde. Ihre Antwort mißfiel indeß dem Königlichen Reichswater, der eben nicht genügt war, Grundsätze den Umständen anzupassen. Die Frage wurde also anders gestellt: „nicht ob er dürfe, sondern ob er müsse, verlange der König zu erfahren.“ Jetzt handelte es sich um die Pflicht eines Königs in Beziehung auf die Vertheidigung der Religion, und da Theologen die Entscheidung anheim gegeben war — wie hätten sie wohl umhin gekonnt, sie zu ihrem Vortheile zu geben? Die aufgestellte Frage wurde also verneint, und diese Antwort gefiel dem Könige so sehr, daß er, bei ihrem Empfange, vor einem Crucifixe niederkniete und ausrief: „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen, mich nicht so tief sinken zu lassen, daß ich Schlichter über diejenigen sei, die dich von sich gestoßen haben.“ Philipp's Entschluß stand von diesem Augenblicke an fest: „nur die dringendste Nothwendigkeit sollte ihn bewegen, bei Durchsetzung seiner Strafbefehle milder streng zu seyn; doch sollte sie nie so viel Gewalt über ihn haben, daß er sie gesetzlich zurücknehme, oder sie auch nur beschwäke.“ Vergeblich stellte Graf von Egmont vor, daß wiederholte Hinrichtungen von Ketern den Abfall von der allgemeinen Kirche verstärken würden; darüber wären Beispiele in Menge vorhanden. Dieser Entwand fiel bei Philipp nicht auf die Erde; allein so wie dieser König

überhaupt mit der Menschlichkeit gebrochen hatte: so meinte er auch in diesem Falle, „daß die Hinrichtungen künftig nicht öffentlich, sondern heimlich geschehen sollten, indem es mehr darauf ankomme, das Verbrechen zu bestrafen, als durch die Bestrafung Andern abzuschrecken.“⁴ Bei allen diesen Aeußerungen fuhr er fort, sich sehr gnädig gegen den Grafen von Egmont zu beweisen. Alle seine Privat-Gesuche wurden ihm bewilligt; und dabei schenkte ihm der König 50,000 Gulden als Entschädigung für seine Reise, und fügte das Versprechen hinzu, daß er die Vermählung seiner Töchter übernehmen werde. Als Egmont nach Brüssel zurückging, gab er ihm den jungen Harnese von Parma mit, um der Statthalterin, seiner Mutter, seine Aufmerksamkeit zu beweisen.

Durch so viel Gnade geduldet, trat Egmont seine Rückreise in der Voraussetzung an, daß Philipp die Wünsche seiner Handelsleute zum wenigsten in den wichtigsten Punkten erfüllt haben werde; das königliche Schreiben, dessen Überbringer er war, was konnte es anders enthalten, als den vollständigen Ausdruck des Bedauerns, daß er dem Könige für die Niederlande dinstühlen bemüht gewesen war! So meinte er. Sein Urtheim verlor sich nicht eher, als das königliche Schreiben im Staatsrath verlesen wurde. Philipp machte darin Hoffnung zu einer persönlichen Uebereinkunft; doch müsse vorher der Krieg mit den Türken beendet seyn. Mit Entschneuzen übergab er die vorgeschlagene Verbindung des geheimen Raths und des Finanzraths mit dem Staatsrath; wegen er dem Herzoge von Arschot

Sitz und Stimme in dem letzteren ertheilte. Bigland wurde zwar der Präsidentenstelle im Staatsrathe entlassen; doch sollte er so lange auf diesem Posten bleiben, bis Karl Tassinacque, einer von den Räten des Königs in den niederländischen Angelegenheiten, sein Nachfolger werden könnte. In Hinsicht der Glaubens-, Eiliter und der niderländischen Schlässe trübte sich der König in folgender Weise aus: „obgleich sein Entschluß in Bezug auf dieselben fest und unantastbar sei, und er lieber tausend Leben verlieren, als nur einen Buchstaben verändern wolle: so habe er doch, durch die Verstellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite kein Mittel unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der heberischen Verderbniß bewahrt und jenen unabänderlichen Strafen entziffen werden könnte. Da nun die vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirungen in der Sittenverderbniß der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterrichte des Volke und der vernachlässigten Erziehung der Jugend zu suchen sei: so trage er der Staatsratherin auf, eine besondere Commission von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen niederzusetzen, welche sich damit beschäftigen sollte, über die wirksamsten Mittel zur Abwendung, sowohl des Uergernißes, als des Irthums, zu berathschlagen. Und da er vernommen, daß die öffentlichen Todesstrafen den Regern zur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen und den großen Haufen durch einen Schein von Mächtigthum zu täuschen: so sollte die Commission zugleich Mittel vorschlagen, wie diesen Einrichtungen mehr Ge-

heimlich zu geben, und den verurtheilten Regern die Ehre der Staatsbürgerschaft zu entreißen sei.¹¹ Aufdringlich verlangte Philipp, daß der Bischof von Opern (ein Mann, den er von Seiten seines Eifers für das katholische Kirchenthum kannte) zu der Commission gehöre, und daß die Verathschlagungen in aller Stille, und unter dem Schein, als ob sie nur die Einführung der tridentinischen Schlüsse zum Zweck hätten, vor sich gehen sollten; wobei er nach der Statthalterin empfahl, den Sitzungen noch einigen strenggesinnten Staatsrathen selbst beizuwohnen.

Hätte Wilhelm von Oranien über die Absichten Philipps noch einen Augenblick in Zweifel setzen können: so würden die königlichen Befehle, welche unmittelbar auf diese Artweise folgten, seine Täuschung aufgehoben haben; denn diese Befehle athmeten nur Grausamkeit gegen die Lehrer, hauptsächlich gegen diejenigen, die man Wiederläufer nannte. „Graf Egmont — so hörte man ihn sagen — ist durch spanische Künste überlistet worden, und durch Eigenliebe und Eitelkeit geblendet, hat er das allgemeine Beste über dem eignen Vortheil vergessen.“ Diesen Ausspruch bestätigte Graf Egmont selbst durch bittere Klagen über die Arglist, womit man ihn dem Spotte seiner Mitbürger Preis gegeben. „Ja, sagte er, der König gedenkt, das mir in Madrid gegebene Versprechen auf diese Weise zu erfüllen, dann übernehme Glanzen, wer da wolle; ich werde durch Verschleissung auf Aemter und Würden dachun, daß ich an dieser Verdrückigkeit keinen Theil habe.“

Das Gutachten der Commission blieb nicht lange aus. Es lautete dahin; „daß durch die inderessanten Schlüsse für den Religions-Unterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend so viel Sorge getragen sei, daß es jetzt nur noch darauf ankomme, jene Schlüsse zur Vollziehung zu bringen; daß die kaiserlichen Edikte, die Keterei betreffend, sich zwar mit keiner Abänderung vertragen, daß man aber den Glaubensrichtern zu verstehen geben könne, nur die hartnäckigsten Ketzer und deren Prediger mit dem Tode zu bestrafen; daß, wenn öffentliche Hinzrichtungen den Fanatismus entflammten, eine unheldenhafte, minder in die Augen fallende, aber nicht minder harte Strafe — nämlich die Galeeren-Strafe — die Fuß zum Märtyrerschemel vermindern werde; daß Vergehungen des Leichtsinns, der Neugierde, des Mißwillens durch Geld, Landesverweisung oder durch Leibesstrafen gehüpft werden könnten; daß man endlich zwischen den Secten zu unterscheiden, und auf Geschlecht, Alter, Rang und Gemüthscharakter der Angeklagten Rücksicht zu nehmen habe.“

Wie barbarisch dies Gutachten auch seyn mochte, so befriedigte es doch den Reichthümer des Königs von Spanien nicht, der, ganz im Geiste der Inquisition, seinen andern Heubstich kannte, als den der Fanatiker: Glanz oder Tod. Auf seinen Rath antwortete Philipp: „wie sei ihm in den Sinn gekommen, auch nur das Mindeste an dem Verabschieden zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen bekannt gemacht habe. Was also

also auch der Graf von Egmont von ihm ausgesagt haben möge: sein unverbrüchlicher Wille sei, daß die Inquisition, von dem weltlichen Arm unterstützt, die Schlässe des tridentinischen Conciliums handhaben solle. Da es seinen Edicten nicht an Mäßigung fehle, so könne er nicht billigen, daß die niederländische Geistlichkeit auf Alter, Geschlecht und Charakter Rücksicht zu nehmen gedente. Dem schlechten Eifer, so wie der Treulosigkeit der Richter, seien die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Inquisition bisher gemacht habe. Wer von diesen es künftig an Eifer ermangeln lasse, müsse sogleich seines Amtes entsetzt werden. Ohne alle Rücksicht auf Menschlichkeit, solle die Inquisition ihren Weg wandeln, fest, furchtlos, frei von allen Leidenschaften; werde das Vergnügen vermieden, so geschwinde er alles, so möge so weit gehen, als sie wolle. Auf ihn solle sie sich berufen; denn er sei entschlossen, dem Willen des Volks die Seire zu bieten.¹⁷

Wie hätte dieser königliche Brief verschleht können, den Staatsrath in Verlegenheit zu setzen! Wilhelm von Oranien und seine Anhänger schwiegen an Ort und Stelle; allein indem sie in vertrauten Zirkeln von der Absicht des Königs sprachen, ging der Schrecken, welchen sie erfüllt waren, auf die große Menge über. Verächtlich lehnte jetzt die Furcht vor der Inquisition zurück. Schon sah man die Verfassung verdrümmert; schon hörte man Ketten und Halbeisen schmeiden, unterirdische Gefängnisse mauern, Scheiterhaufen zusammentragen. Dieser Zustand war indeß von keiner Dauer, weil mitgetheilte Furcht sich leicht in Muth ver-

wandelt. Man fühlte, daß die Herzogin von Parma nicht stark genug sei, den königlichen Willen zu befehligen; und mehr bedurfte es nicht, um selbst den Rathwillen in Gang zu bringen. Die Klirisei wurde in Lustspielen versportet, und indem man die Bischöfe Zolterknechte nannte, verschonte man weder den Thron noch den heiligen Stuhl.

Hierdurch aufgeschreckt, versammelte die Statthalterin alle Staatsräthe und Räte, um von ihnen zu erfahren, was unter so nothigen Umständen geschehen müsse. Die Meinungen waren verschieden, je nachdem Furcht oder Pflicht in den Einzelnen vorherrschte. Ueberraschend war das Urtheil des Präsidenten Viglius. Dieses fiel dahin aus, daß an eine Bekannmachung der königlichen Verordnung nicht eher zu denken sei, als bis man den Monarchen von der Ausnahme unterrichtet habe, die sie finden würde; bis dahin müßten selbst die Inquisitionsdichter angehalten werden, ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen, sondern mit Schonung zu Werke zu gehen. Doch Viglius fand einen entschlossenen Widersacher in dem Prinzen von Oranien. „Der Wille des Königs, sagte dieser, verträgt sich weder mit Veränderungen, noch mit Aufschub; er ist allzu bestimmt ausgesprochen und durch allzu viele Ueberlegungen befestigt, als daß man es ohne den Vorwurf ständlicher Halsstarrigkeit auf sich zu laden wagen könnte, seine Vollstreckung noch länger zu verschieben.“ Zwar meinte Viglius, er nehme diesen Vorwurf auf sich, und hoffe sich sogar den Dank Philipps zu verdienen, wenn er durch seine Widersetzlichkeit die Ruhe der Niederlande

erhalte; allein Wilhelm von Oranien, weit entfernt, mit so viel Willigung eintretenden zu seyn, drang mit vermehrter Heftigkeit auf Befreiung jeder Schwung, jeder Forderung. „Was haben sie gesuchet, rief er aus, die vielen Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir ihm geschrieben, die Gesandtschaften, die wir noch kürzlich nach Madrid geschickt? Nichts! Was erwarten wir also noch? Wohlen wir, seine Staatstricke, allein seinen ganzen Ummälen auf uns laden, um ihm, auf unsere Gefahr, einen Dienst zu leisten, den er uns niemals danken wird?“ Die ganze Versammlung schloß bei diesen Worten, und die Statthalterin, wie geneigt sie als Frau auch seyn mochte, den Mittelweg, den Sigismund gezeigt hatte, zu gehen, sah sich durch ihre natürliche Gurchsamkeit plötzlich zu einer Entschlossenheit aufgerufen, welche sie bestimmte, die Bekanntmachung der kaiserlichen Befehle keinen Augenblick länger zu verzögern. Das niederländische Volk erfuhr demnach, was ihm bevorstand, und hin war die Ruhe der Statthalterin. Als die Mäthe auseinander gingen, sagte Wilhelm zu einem seiner Vertrauten: „Nun wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben.“

Es giebt entscheidende Augenblicke, welche, von der Macht der Dinge herbeigeführt, menschlicher Beobachtungs zugeschrieben werden, während diese schmerzlich noch etwas mehr ist, als ein folgsames Werkzeug in den Händen der Natur, um das, was diese lange vorbereitet hat, zur Ausführung zu bringen. Diese Veranordnung hatte es mit jenem Augenblicke, wo Wilhelm von Ora-

nien durch das Uebergewicht seines Charakters die Bekanntmachung der Befehle Philipps des Zweiten erzwang. Welches auch seine Beweggründe seyn mochten: der Gegensatz, worin die Niederlande zu Spanien standen, mußte sich geltend machen; und wenn jene nur dadurch ein Völkchen der spanischen Monarchie bleiben konnten, daß sie sich die Inquisition gefallen ließen, so war nichts nachwendiger, als ein kräftiger Versuch, diese bei ihnen einzuführen. Folgt hierauf, daß Philipp der Zweite sich keinen Begriff machen konnte von einer Art zu regieren, welche mit derjenigen, für die er gebildet war, keine Aehnlichkeit hatte. Es gab kein Mittel, ihn zu überzeugen, daß er im Irrthum sei; es gab um so weniger ein solches Mittel, weil in seinem mit lauter Wahabegriffen angefüllten Kopfe der Irrthum für Wahrheit galt, und das Gewissen auf seiner Seite hatte. Wo Kirchenthum und Religion eins und dasselbe sind, da wird die Unabwiesbarkeit zu einer Tugend, welche hinaus seyn muß über alles, was Menschlichkeit und Vernunft gebieten. Konnte — wie es höchst wahrscheinlich ist — Wilhelm von Oranien seinen König von dieser Seite, so konnte er schwerlich anders handeln, als er wirklich handelte; und ob er gleich den Augenblick des Zusammenstoßes zwischen den Niederlanden und Spanien beschleunigte: so läßt sich doch mit seinem Ehre von Wahrheit behaupten, daß es in seiner Macht gestanden habe, diesen Zusammenstoß zu verhindern. Bisher, als er zu Maßregeln der Besatz und Mäßigung rief, ging nur mit seiner Bequemlichkeitsliebe und seinem

Vortheile zu Rathe: er verachtete weder den Charakter Philipps des Zweiten, noch den des niederländischen Volks, als er sich einbildete, über beide triumphiren zu können durch Mittel, welche den Zustand der Ungewissheit verlängern, aber die Ummözung nicht hinterzählen konnten. Der unnatürliche Zusammenhang, worin die Niederlande mit Spanien standen, sollte aufgehoben und so der Anfang zu einer großen Ummözung gemacht werden, die, nach Verlauf von einigen Jahrhunderten, Spanien selbst ergreife, und allen Blendensgerichten ein Ende mache. Dies ahnete Sigismund freilich nicht; aber man würde unstreitig zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, der Prinz von Oranien selbst habe so weit in die Zukunft geschaut.

Dem Willen Philipps zufolge, wurde den Statthaltern der Provinzen befohlen, sowohl die Placate des Kaisers, als die Verordnungen des Königs wider die Inker in Ausübung zu bringen, der Inquisition hülfreiche Hand zu leisten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten auf das Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu diesem Endzwecke solle jeder Provinzial-Statthalter aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann auswählen, der die Provinz durchreise und Untersuchungen darüber anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten Folge geleistet werde. Jedem dritten Monat darüber einen genauen Bericht zu erstatten, sei die Pflicht jedes Statthalters, der die Gnade seines Königs verdienen wolle. — Gleichzeitig wurde den Erzbischöfen und Bischöfen eine Abschrift der Schlässe des iberianischen Conciliums zugesandt,

mit der Angabe, daß, wenn sie des Bestandes der weltlichen Macht bedürftig wären, die Statthalter ihrer Diöcesen ihnen mit ihren Truppen zu Gebote stehen würden, wosern sie es nicht vorgehen, die Herzogin von Parma zu ihrem Beistande aufzurufen. Gegen die tridentinischen Schlüsse gelte kein Privilegium; nur den Territorial-Berechtigten der Provinzen und Städte wolle der König dadurch seinen Abbruch gethan haben.

Der Eindruck, welchen diese Verordnungen auf das Volk machten, war gerade so, wie Sigisund und Wilhelm von Oranien sich ihn berechnet hatten; und man darf hinzufügen, daß beide, wie verschieden sie auch in Gesinnung und Absicht seyn mochten, gleich sehr dadurch befriedigt wurden. Bald zeigte sich, daß die Güte der Gesetze auf ihrer Vollziehbarkeit beruht, und daß eine Regierung mit ihrer Bestimmung in Widerspruch tritt, so oft sie etwas will, das die Regierten als ihr Verderben betrachten. Beinahe alle Statthalter droheten mit Abankung, wenn man ihren Gehorsam erzwingen wolle. „Sie wären, schrieben sie, nicht im Stande, das Unmögliche zu leisten. Die Verordnungen beruheten auf einer falschen Angabe von der Zahl der Sectirer. Menschlichkeit und Gerechtigkeit entsetze sich vor der ungeheuren Menge von Opfern, welche fallen müßten, wenn die königlichen Befehle mit gemeiner Gewissenhaftigkeit vollzogen werden sollten. Hundsig bis sechzig tausend Menschen in den Flammen unterkommen zu lassen, sei kein Castrog für heute, die ihr Vaterland liebten, und ihre Mitbürger ansehten. Und wo wolle man stehen bleiben, wenn es eine Verfolgung bloßer Wei-

nungen gelte?“ — Diesen Aeußerungen der Menschlichkeit kam die niedere Geistlichkeit durch die Aussellungen zu Hülfe, welche sie an den Schläffen des tridentinischen Conciliums machte. Als unvorsicht und sitzenlos bezeichnet, wollte sie diesen Vorwurf dadurch von sich weisen, daß sie ihre Gelehrsamkeit zur Schau trug: ein leichtes Unternehmen in Dingen, wo die eine Meinung gerade so viel werth ist, als die andere, und worüber nur die Autorität entscheiden kann. Zum Wenigsten erschütterte die niedere Geistlichkeit den Glauben an die Unfehlbarkeit der tridentinischen Befehle; und wenn sich die Seneigkeit zur Empörung darüber vermehrte, so war dies nicht sowohl ihre Schuld, als die des spanischen Hofes, der die Köpfe einer beengenden Regel unterwerfen wollte. Nicht ohne großen Widerspruch zu erfahren, brachte der Erzbischof von Cambray es dahin, daß er die tridentinischen Schläffe verständigern konnte. Nicht so die Erzbischöfe von Mecheln und Utrecht: gefallen mit der ihnen untergeordneten Geistlichkeit, konnten sie nur darüber klagen, daß die Märrer sich lieber gegen die Kirche empöten, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollten. In Fällen dieser Art ist nichts gewöhnlicher, als daß der Theil sich einbildet, das Ganze zu seyn; diese Erzbischöfe aber scheinen auch nicht begriffen zu haben, worauf die Klagen über den Verfall der Kirchenzucht in allen Jahrhunderten beruhten, und weshalb es von je her eine Abgeschmacktheit war, die gesellschaftliche Ordnung auf ein System übernatürlicher Lehren zu gründen.

Sald traten die einzelnen Bestandtheile des Ger-

zeugtums der Niederlande mit Protestationen hervor. Die Städte Brabant machten ein Privilegium geltend, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor ein fremdes Gericht zu stellen; dabei sprachen sie laut von dem Eide, den der König geschworen, ihren Statuten gemäß zu regieren, und von den Bedingungen, unter welchen sie Unterwerfung gelobt hätten. Hatten gleich die Städte Antwerpen, Lüttich, Herzogthumsch nicht Aehnliches aufzuweisen, so protestirten doch auch sie nicht minder gegen die neue Ordnung der Dinge, welche Alles in die Willkür der Regierung stellte. Nie gab es eine unglücklichere Regentin, als die Herzogin von Parma in diesen Zeiten war; denn sie hörte mit jedem Tage immer mehr auf, der Mittelpunkt aller Bestrebungen zu seyn, und damit hing auch Könige zusammen, daß sie zur Zielscheibe des Habsburgischen Geistes wurde. Von dem weltlichen Sinne verlassen, und des Ansehens und der Unterstützung gleich sehr beraubt, kusperten die Glaubensdrücker am Hofe über ihre Vereinzelung, und über die Gefährlichkeit ihrer Stellung; allein das Einzige, was die Statthalterin geben konnte, waren leere Worte oder Verheißungen auf die Zukunft. Als die Menge einmal entschlossen war, die neue Fessel, die Philipp ihr anzulegen gedachte, für immer zerstoßen zu lassen, da fehlte es nicht an freien Muthen zur Rechtfertigung des Widerstandes. „So blödsinnig waren die Niederländer nicht, daß sie nicht wissen sollten, was der Unterthan dem Herrn, der Herr dem Unterthan schuldig sei; und wie sich die Dinge auch entwickeln möchten, so würden sich Mittel

ausschaden lassen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.“ In einer Schrift, welche zu Antwerpen erschien, wurde der Statthalter aufgefordert, dem König, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt habe, bei dem Kammergericht in Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundischen Reichs, in dem Religions-Frieden von Passau und Augsburg begriffen sei. Schriften dieser Art erschienen in so großer Zahl, daß die Statthalterin dem Könige nicht weniger als fünf Tausend nennen konnte. Nur in wenigen wurde die Religionsfreiheit mit Anstand und Würde verteidigt; die meisten athmeten Rehriz und Bratschke, und indem man die spanische Tyrannei mit den gelblichsten Farben malte, erinnerte man zur Vertheiligung wohlverordneter Privilegien, nicht ohne an die eigene Kraft zu erinnern, welche jedem Angriffe gewachsen sei.

Zwei Umstände trugen wesentlich dazu bei, daß das Staatsübel sich von Einem Tage zum andern verschlimmern mußte. Der eine war, daß Wilhelm von Oranien sich gänzlich aus dem Statthalterthum zurückzog, um zu Beden zu leben; seine Entschuldigung war, „daß es unmöglich sei, den Befehlen des Königs zu gehorchen, ohne den Bürgerkrieg zu entzünden.“ Diesem Beispiele folgte der Graf von Jarn. Der andere Umstand war, daß der Graf von Egmont bei der Statthalterin zurück blieb: er, dem es an allem fehlte, was erforderlich ist, um unter schwierigen Umständen zu gebieten; er, der dem Cerem zu thölen wüßte, wenn er gemächlich auf demselben saß sitzen. Leicht

vereinigte sich seine Gutherzigkeit mit der Freigiebigkeit der Herzogin von Parma. Sie, welche eben so viel Bedenken trug, durch engeres Aufschließen an die Anhänger des Königs das Volk wider sich aufzubringen, als Philipp dem Zweiten durch ein offenes Einverständnis mit den Häuptern der Faktion zu missfallen — sie konnte keinen besseren Stützpunkt finden, als den Grafen von Egmont, welcher, zwischen beiden Partheien getheilt, keiner so sehr angehörte, daß sie ihn hätte den Treigen nennen können. Nur für die Einführung der Inquisition wollte er sich nie erklären. „Ihr habt gut reden,“ erwiderte er denen, die ihn dazu aufforderten; „denn ihr erndget nicht, wie viel ich meiner Ehe bereits vergeben, und welchen nachtheiligen Urtheilen ich mich ausgesetzt habe, um einen erträglichem Zustand zu verlängern.“ Wie wenig kannte Graf Egmont die Welt, in welcher er wirkte!

Zwei Vermählungen — die des Herrn von Montigni (eines niederländischen Grafen), und die des Prinzen Alexander von Parma — wurden die Veranlassung zu einer innigern Verbindung des Adels, welche unter den vormaligen Umständen zur den Charakter einer Verschwörung anzunehmen konnte. Der Zurücksetzung, welche der niederländische Adel von Philipp dem Zweiten erfahren hatte, ist oben gedacht worden. Sie war aber um so kränkender, weil dieser Adel in seinen Vermögensumständen zurückgekommen war, und doch, was ihm an Besitztum abging, im Staatsdienst ersetzen mußte, wenn er nicht den letzten Ueberrest von Achtung einbüßen, oder nachsanders wollte. Von allen

Classen der Gesellschaft ist die am gefährlichsten, welche ihre rechtmäßigen Ansprüche nicht befriedigen kann, weil ihr die Mittel dazu benommen sind. Der niederländische Adel, der sich in diesem Falle befand, hatte schon lange nach einer Gelegenheit, sich geltend zu machen, geschmachtet, als die allgemeine Währung eintrat, die ihm in jedem Betracht willkommen seyn mußte. In Brüssel, wo sich, auf Veranlassung der eben gedachten Vermählungen, Verwandte zu Verwandten fanden, alte Freundschaften erneuert und neue Freundschaften geschlossen wurden, ward die allgemeine Noth des Landes zum Gegenstand des Gesprächs; und indem die Herzen sich durch reichlichen Genuß des Weins erweiterten, vereinigte man sich leicht in dem Gedanken, daß Rettung möglich sei, wenn man sie nur ernsthaft wollte. Und wie günstig waren die Umstände! Eine Frau am Ruder des Staats; die Provinzial-Statthalter zur Nothsicht genöthigt, weil ihre Bestimmung ihnen zuwider geworden war; die angesehensten Staatsräthe gefallen mit der Statthalterin und außer Wirksamkeit; die Truppen schwierig wegen zurückgehaltener Zahlung; eben diese Truppen von Offizieren befehligt, welche die Inquisition verabscheuten; kein Geld im Schatz, um die Unzuverlässigen zu ersetzen; die drei Nachberversammlungen durch Zwietracht getheilt, durch Eitellosigkeit verderbt; die Regentin ohne Vollmacht, und der König jenseits der fernem Pyrenäen im Winkelpunkte Spaniens; zwei Dritttheile des Volks wider das Papstthum eingenommen, und noch Verärgerung läßern: — was hätte man sich für das Gelingen einer

Berschnörung noch mehr wünschen mögen! Auch an Führern fehlte es nicht. Zwei schienen vor allen Andern dazu gerichtet zu seyn. Der Eine war Graf Ludwig von Nassau, jüngerer Bruder Wilhelm von Oranien, voll tiefen Abscheues vor allem, was spaisisch hieß, und mit gründlichem Haffe gegen das Papstthum seit der Zeit erfüllt, wo er zu Genf seine Studien vollendet hatte; der Andere, Heinrich von Bevern, Herr von Blane und Burggraf von Utrecht, einprossien von den ältesten Dynastien Hollands, lebhaft, voll Dreifigkeit im Gefühl alter Vorrechte, Protestant aus Temperament, zum Anwähigen geneigt, und voll Gleichgültigkeit gegen Gefahren, nicht weil er darüber erhaben war, sondern weil er nicht daran glaubte.

In dem Hause des Wapenbalgs vom goldenen Blasse — sein Name war Hannes — kam eine Verbrüderung zu Stande, deren Urheber sich schwerlich etwas davon träumen ließen, daß sie die Fackel eines vierzigjährigen Völkerkrieges anzündeten, der sie alle überleben würde. Am die Mitte des Nov. 1565 wurde der Zweck dieser Verbrüderung in folgender Ueberschrift angegeben: „nachdem gewisse adelgeborne Personen, unter dem Vorwande eines frommen Eifers, in der That aber von Eig und Ehrsucht getrieben, den König zur Einführung des verabscheuungswürdigen Inquisitionen-Gerichts verleitet hätten; so verpflichteten sich die Unterzeichneten durch einen feierlichen Eid, sich der Einführung jenes Gerichts nach besten Kräften zu widersetzen, mit dem unveränderlichen Vorsatz, das königliche Regiment zu unterstützen und zu vertheidigen, den

Frieden zu erhalten, und jeder Empörung nach Vermögen zu gewern." Es waren anfänglich nur sechs Personen, welche diese Eidesformel unterzeichneten; aber es wurden sogleich Abschriften und Uebersetzungen davon in alle Provinzen versendet, und um dem Lande schnell eine Masse zu geben, veranstalteten die Verbrüderten Gastmähler, zu welchen Katholiken und Protestanten ohne Unterschied eingeladen, und jeder Gast zur Unterzeichnung theils durch Güte gebracht, theils mit Gewalt erzwungen wurde.

Der Beistand gewiß, suchten die Verbrüderten darauf, ihren Schwanken zur That zu machen; und die Form einer Vireschreift schien ihnen für den Augenblick die angemessenste. Sie wollten also in beträchtlicher Anzahl in Brüssel auftreten, und hier bei der Regierung auf eine förmliche Abschaffung der Inquisition antragen. Die Herzogin von Parma, hiervon durch den Grafen von Weyden zuerst unterrichtet, rief sogleich die sämmtlichen Staatsräthe zusammen, um von ihnen zu erfahren, was sie in dieser Sache zu thun und zu lassen habe. Bald darauf kam bei dieser Gelegenheit zur Sprache, und am wenigsten verschonten Wälsheim von Oranien und der Graf von Horn die letzten Schritte der Regierung. Da indeß die Mehrzahl der Staatsräthe sich für die Zulassung der Vireschreift erklärt hatte, und diese inzwischen in Brüssel angelangt waren; so wurde der 3. April 1566 zum Tage der Audienz bestimmt. Dem Grafen von Nassau und dem Herrn von Brederode an ihrer Spitze, erschienen die Vireschreiber, drei bis vier Hundert an der Zahl, ihr Gesuch vorzutragen. Beide-

rade führte das Wort. Die Hirschsprift lautete dahin: „daß, da alle Hoffnung zur Abhülfe der Vertheuerungen erloschen sei, sie als Viduar, deren ganzes Vermögen im offenen Felde lge, und von einem Aufstande am meisten leiden würde, die Regentin dringend baten, eine wohlgerante und wohlunterrichtete Person nach Madrid zu senden, welche den König vermöchte, die Inquisition, gemäß dem einstimmigen Verlangen der Nation, abzuschaffen, und statt der bisherigen Edicte auf einer allgemeinen Ständerversammlung neue und menschlicher verfaßt zu lassen.“

Die Herzogin von Parma versprach, die überreichte Hirschsprift am folgenden Tage zu beantworten. Als nun die Verbundenen erschieneu, die Antwort in Empfang zu nehmen, erhielten sie ihre Hirschsprift zurück, doch so, daß an den Rand derselben geschrieben war: „die Inquisition und die Edicte gänzlich ruhen zu lassen, steht nicht in der Gewalt der Regentin; doch wolle sie, dem Wunsche des Volks gemäß, das Gesuch derselben auf allen Kräften bei dem Könige unterstützen, und einweilen solle den Inquisitoren empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten, wegen sie von dem Vunde erwarte, daß er jeder Gewalt entsagen, und nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen werde.“ Diese Antwort war der Hirschsprift allzu angemessen, als daß die Verbundenen nicht hätten damit zufrieden seyn sollen. Sie verlangten von der Herzogin von Parma für den Augenblick nichts weiter, als das Zeugniß, daß sie nur ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Diener seiner für den König sie geleitet habe. Dieser

Verdammung nach Margaretha's Anfangs aus, und als das Gesicht wiederholt wurde, war ihre Antwort: „die Zeit und ihr künftiges Betragen würden sie besten Richter über ihre Absichten seyn.“

Der Hund war da; aber er hatte noch keinen Namen. Diesen erhielt er auf einem Gastmahl, das Frederode gab. Indem nämlich der Wein die freiere Theilnehmung erleichterte, bemerkte einer von den Gästen, daß der Graf von Barlaimont der Regentin, als sich diese bei Ueberreichung der Kaiserkrone entsäufte, auf französisch zugesprochen habe: sie möge sich doch nicht vor einem Haufen Bettler (*gueux*) fürchten. Sogleich rief er: die Gueux sollen leben! und nach aufgehobener Tafel erschien Frederode mit einer Pilgerflasche um den Hals, wie Bettelmönche sie zu tragen pflegten, trank aus einem hölzernen Becher auf die Gesundheit der werthen Gäste, und versicherte, daß er bereit sei, für jeden unter ihnen Gut und Blut zu wagen. Nun empfing einer nach dem andern die Bettlerflasche, und hing sie an einen Nagel auf, den er sich geeignet hatte. Die Ankunft des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und von Horn vermehrte den Jubel dieses Festenspiels; aber die Benennung der Gueux blieb, und zum Andenken an dasselbe wurde eine Münze geprägt, deren eine Seite das Brustbild des Königs mit der Inschrift: dem Könige getreu, und deren Rückseite zwei gefaltete Hände, die einen Bettlersack hielten, mit den Worten zeigte: bis zum Bettlersack.

Wenn — was sich kaum bezweifeln läßt — Fre-

Herode's Absicht bei diesem, von ihm selbst herbeigeführten Austritt keine andere war, als der großen Menge Vertrauen in der Ritterschaft einzupflanzen: so erreichte er dieselbe auf das Vollständigste, vorzüglich nachdem er sich von Brüssel nach Antwerpen begeben und daselbst die Gesundheit des Volks mit der Erklärung getrunken hatte, „daß er gekommen sei, seine Mitbürger mit Gesetze seiner Güter und seines Lebens von der Inquisition zu befreien.“ Die Escorte schloßten von diesem Augenblicke an unermüdlichen Muth. Andachten, welche bisher in Wäldern und unterirdischen Gemächern gehalten waren, veränderten ihren Charakter, sofern sie sich von der Furchtsamkeit losrücken und der Obrigkeit zum Trost das Heile suchen. Hier und da ging man noch weiter; denn man forderte stämmliche Kirchen. Mit einem Worte: die Widersetzlichkeit gegen den erklärten Willen der spanischen Regierung sprach sich von einem Tage zum andern immer deutlicher aus.

Die Herzogin von Parma, deren Verlegenheit in gleichem Maße wuchs, glaubte dem Drange der Umstände dadurch genügen zu können, daß sie einen doppelten Weg einschlug; indem sie nämlich die Bittschrift des Adels nach Madrid sandte, damit Philipp in seiner Weisheit darüber entscheiden möge, ließ sie von dem geheimen Rathe, unter der Benennung einer Mildertung, ein Gesetz entwerfen, welches gleichsam die Mittel zwischen den Befehlen des Königs und den Forderungen der Verbundenen halten sollte. Diese Mildertung war indeß von einer solchen Beschaffenheit, daß sie eben so gut für eine Verschärfung gelten konnte. „Die Schrift-

steller

Feiler der Götter — so ließ es darin — ihre Waffen her und Lehrer, so wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, lehrerische Zusammenkünfte besuchten und verhielten, oder irgend sonst ein öffentliches Meeting gaben, sollten mit dem Galgen bestraft und ihre Güter eingezogen werden, sofern die Landesherren es erlaubten; schiedren sie aber ihre Irthümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwertes davon kommen, und ihre Verlassenschaft den Heiligen bleiben.“ „Leichen und kussfertigen Regern — ließ es ferner, könne Gnade niederfahren; die Kussfertigen aber sollten das Land erdumen, ohne ihre Güter zu verlieren, es sei denn, daß sie sich durch Verführung Anderer dieses Verdicts beiraten.“ Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße ledigten, ihrer Güter verlustig erklärt, und als Relapsen (zurückgefallene Reher) ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten.

Es giebt Zustände des gesellschaftlichen Lebens, deren Beschaffenheit lediglich darauf beruht, daß die Regierung es nicht über sich erhalten kann, ihren Grundstücken zu entsagen. Was sebederten die Niederländer? Nur das, was keine Regierung versagen sollte: Gewissensfreiheit, als Folge religiöser Anschauungen. Was versagte Philipp der Zweite? Eben diese Gewissensfreiheit, weil er sich einbildete, sie löse alle Bande der Gesellschaft und stürze diese in ihr ursprüngliches Chaos zurück. In diesem Verhältniß der Regierten zu dem Regenten konnte, wenn der Eigensinn sich ins Spiel

mischte, nichts als Wehrl zum Vorschein kommen. Der Eigensinn aber war unausbleiblich in einem Monarchen, der seine Bestimmung nur mit theologischem Auge betrachtete und seine Meinung davon hatte, daß, wenn das göttliche Gesetz die menschliche Gesellschaft möglich macht, der menschliche Verstand ihr, nach Maßgabe ihrer jedesmaligen Bedürfnisse, Wirklichkeit geben soll, was immer nur in sofern zu bewirken ist, als, vermöge einer zweiten Schöpfung, die gesellschaftliche Ordnung durch gute Gesetze gesichert wird. In dem katholischen Kirchenthum befangen, glaubte Philipp, es sei wider seine Regenten-Pflichte, den Forderungen seiner niederländischen Unterthanen auch nur das Mindeste zu bewilligen. Weit entfernt also, die ihm von der Herzogin von Parma überbrachte Bittschrift legend einer Aufmerksamkeit, irgend eines Nachdenkens für würdig zu halten, dachte er nur auf Mittel, die Gewalt, von der er sich bedrückt sah, durch eine andere Gewalt zu vertreiben und sein ausschließendes Kirchenthum auf die Zuchtbarkeit seiner Soldaten zu stützen. Die bürgerlichen Unruhen, welche in Frankreich ihren Anfang genommen hatten, kamen seinem Entwurfe in sofern zu Statte, als sich annehmen ließ, daß Katharina von Medici, sie, die als Italiänerin und Mitglied eines neuen Fürstenhauses so viel Ursache hatte, es mit dem Papstthum zu halten, willig ihre Hand bieten würde. Die Zusammenkunft, welche der französische Hof zu Bayonne mit dem Herzoge von Alba hatte, entschied; nur daß es nicht auf der Stelle möglich war, die italienischen Truppen nach den Niederlanden zu versetzen.

Die Voraussetzung war, daß die Niederländer sich bis zur Ankunft des Herzogs von Alba, wo nicht ruhig verhalten, doch wenigstens groben Ausschweifungen ver-
sagen würden. Doch in Fällien, wie der gegenwärtige, bewies der Verdacht und Argwohn, was sonst unterbleiben würde. Je weniger Philipp auf den Inhalt der ihm übersendeten Hinterschrift einging, desto sicherer rechneten die Niederländer darauf, daß er Böses gegen sie im Schilde führe; und desto mehr fühlten sie sich aufge-
gelegt, alles zu erzwingen. Es erfolgten die sogenann-
ten Bildersürme, welche keinen andern Zweck hatten, als die höchste Entschlossenheit an den Tag zu legen; so alle die Austritte, welche in den Jahren 1566 und 1567 der spanischen Regierung ankündigten, daß ihr Ansehen unwiederbringlich verloren sei. Wahr ist, daß dies alles nur von der gemeinen Classe des Volks aus-
ging; allein, was sie that, wurde von dem Adel entweder gar nicht, oder höchstens zum Scheine gemißbilligt, und als die Herzogin von Parma von allen Vätern der ge-
borenen Niederlande, allen hohen und niedern Staatsbedienten im Civil und Militär, einen Eid verlangte, wodurch sie sich anerkennend machen sollten, jeden Feind des Königs als eigenen Feind zu behandeln, da zeigte sich am auf-
fallendsten, wie tief der Adel in die Empörung verflochten war. Es war bei dieser Gelegenheit, wo Wilhelm von Oranien glänzend aus dem Staatsdienste trat, und wo Andere, denen es an so viel Entschlossenheit fehlte, den von ihnen geforderten Eid bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande versagten. Graf von Egmont schloß sich unter diesen Umständen engst an die

Herzogin von Parma an, indem er glaubte, daß in der Klugheit ein Erfolg für die Gesinnungen sei.

Der entscheidende Zeitpunkt war gekommen. Den 5. May 1567 ging der Herzog von Alba mit dreißig Galeeren, welche Andreas Doria und der Herzog Cosmo von Medici herbeigeschafft hatten, zu Carrhagena unter Segel, und landete nach acht Tagen in Cenua, wohin Philipp's italienische Statthalter die unter ihren Befehlen stehenden Regimenter gesendet hatten. Diese bildeten zusammen freilich nur 10,000 Mann; aber so klein dies Heer war, so außerlesen war es zugleich. Es bestand aus den Ueberresten jener feigenen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; abgeschärfte Scharen, denen jedes menschliche Gefühl fremd war, nachdem eine lange Gewohnheit sie gelehrt hatte, daß der Wille des Anführers das einzige Gesetz für den Soldaten ist. Mit allen Begierden des warmen Klima's auf ein gesegnetes Land losgelassen, hatten sie keinen andern Wunsch, als den, sobald als möglich in den Niederlanden anzukommen. Ihre Anführer waren Alfons von Alva, Sando von Pedrogna, Gonzalo von Bracamonte und Julian Romero. Der Oberfeldherr vereinigte alle Eigenschaften, die ihn zu einem thätigen Werkzeuge für Philipp machten: Gefühllosigkeit und Verstand, kaltes Blut und Entschlossenheit. In seinem Betragen gegen Paul den Vierten hatte er gezeigt, daß Fanatismus nicht sein Fehler war; aber gequält von einem starken Ehrgeize, unterwarf er sich allen den Bedingungen, welche ihm gemacht werden konnten, ohne jemals zu fragen, was die Menschlichkeit fordert, und

was das Sittengesetz gebietet. Gleich den Herakraten, wünscht er sein Andenken zu verewigen, und es läßt sich nicht läugnen, daß ihm dies in einem hohen Grade gelungen sei; denn sein Name ist zu einer allgemeinen Bezeichnung für alle Unmenschen geworden.

Da Frankreich unter dem Vorwande einer von den Huguenotten zu fürchtenden Gefahr den Durchzug des spanischen Heeres abgelehnt hatte, so ging Alba mit Genehmigung des Herzogs von Savoyen über den Berg Cenis, und drang alsdann in die Franche-Comté ein. Dieser Marsch war eben so gefährlich, als beschwerlich; aber er wurde vollendet, weil niemand ihn stötte. In der Franche-Comté stießen vier neu geworbene Geschwader burgundischer Reiter zu dem Haupteheer, und in Fuzenberg hatten des Herzogs drei deutsche Regimenter, welche die Grafen von Ebersfeld, Schauenburg und Ludron herbeigeführt hatten. Von Dionsville aus ließ der Oberfeldherr die Herzogin von Parma zuerst begrüßen. Von Orten der letzteren erschienen hierauf Reiccardus und Barlaumont, dem Herzog zu seiner künftigen Rück- zu wünschen. Ihnen folgten ganze Schwärme flamändischen Adels, um durch pitze Unterwerfung Rache zu verschaffen, oder Saatz zu gewinnen. Zu diesen gehörte auch der Graf von Sament, und als Alba ihn kommen sah, rief er zu den Aufstehenden: „da kommt ein großer Krieger!“ Nichts desto weniger empfing er den Grafen mit freundlicher Umarmung, und nahm die beiden Pferde, welche dieser ihm zum Geschenk machte, halbvoll an.

Der 22. Aug. 1567 war der Tag, an welchem

Alba vor den Thoren Brüssel erschien. Die Herrschaft der Herzogin von Parma hütete den diesem Augenblick an auf. In Brüssel hatte sich der Schrecken der Gemüther so sehr bemächtigt, daß jeder sich, so viel er konnte, vereinzelte. Derselben Schrecken gewährten die übrigen großen Städte. Wer noch ausfliehen konnte, entfloß; so heftig war die Furcht, welche der Charakter eines einzigen Mannes einflößte. Alba selbst begriff, daß er seine Bestimmung nur dann erfüllen könne, wenn er sich der vornehmsten Personen, die in dem Aufzuge eine Rolle gespielt hatten, bemächtigte. Die Grafen Eymont und Horn waren mit die Ersten, die verhaftet wurden, und ihr Schicksal wurde nur allzu bald entschieden; denn des Hochverraths schuldig erklärt, fanden beide auf dem Stutzgerüste. Todesstrafe, auf die Auswanderung gesetzt, versperrte vielen die Flucht. Hierauf wurde die Inquisition in ihr voriges Aussehen wieder eingesetzt; und da die spanische Inquisition die sämmtlichen Niederländer (bis auf einige Wenige, die man zu nennen sich verhehlt) für Majestäts-Verbrecher erklärt hatte, so war dem neuen Statthalter alles erlaubt, was er gegen jeden Einzelnen zu unternehmen für gut fand. Gleiches Schicksal sollte treffen und traf Die, welche an der Vertreibung des Königs Theil genommen, Die, welche die Unterschrift des Abfalls unterzeichnet oder gut geheißen, Die, welche gegen die tridentinischen Schätze und gegen die Glaubens-Edikte auf irgend eine Weise preceptirt, Die, welche legerischen Predigten beigewohnt, das Heusen-Abzichen getragen und Heusen-Bücher gesungen hatten; und selbst Die waren

nicht angenommen, die die Privilegien ihres Vaterlandes vertheidigt und behauptet hatten, man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Die ganze Nation war in Alba's Hände gegeben. Sein waren Leben und Ehre; wer eine von beiden verlor, empfing es von seiner Großmuth zum Besende. Wie der Todesengel war der neue Statthalter zu den Niederländern gesendet, und wie der Todesengel verfiel er mit unpartheilicher Gütlichkeit. Um aber dem blutigen Geschäft, das täglich unter seinen Händen häuften, desto vollständiger gewachsen zu sehn, setzte er einen außerordentlichen Gerichtshof von zwölf Criminal-Richtern nieder, der nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschriften, über die vergangenen Thaten erkennen sollte. Präsident dieses Gerichtshofes war er selbst, und nach ihm ein gewisser Vicentius Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein Vaterland als einen Heillosen aufgegeben hatte. Die Verländer das Richteramt anzutretten, würde gegen alle Klugheit gemessen seyn; es wurden also Fremde dazu gewählt, und, um noch sicherer zu gehen, versagte ihnen Alba die beschließende Stimme. Mit welchem Reichthum über ein Menschenleben von diesem Gerichtshof abgeurtheilt wurde, haben sich mehrere Beispiele in den Annalen der Niederlande aufbewahrt worden. Nach den ersten Monaten waren in diesem Gerichtshofe, den man den Blutrath nannte, außer dem tretenden Präsidenten Vargas nur der spanische Doctor del Rio und der Scheinsschreiber de la Torre zurückgeblieben; so unmöglich ist es, die Menschlichkeit anhaltend zu verletzen.

Alba kannte kein anderes Princip, als das der Furcht. Aber die Wirksamkeit dieses Principes beruht darauf, daß es sich mit sinnlichen Triebseelen verbindet; denn, wo dies nicht der Fall ist, da sinkt es nur allzu bald in sich selbst zusammen. Wie hell also auch die Schutzerhaufen lodern, und wie geschäftig die Henderbtrechte auf allen Punkten der Niederlande seyn mochten: die Gesinnung der Niederländer blieb, was sie bis zur Ankunft des Herzogs gewesen war, und wenn Albschen vor der spanischen Herrschaft den Grundzug in derselben gebildet hatte, so war wohl nichts natürlicher, als daß dieser Albschen sich mit jedem Tage mehrte. Alba's Verfahren, von allem, was Menschlichkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit genannt zu werden verdient, entblößt, mußte ihn unheilbar machen.

Was wir jetzt noch über den Abfall der Niederlande von der spanischen Krone zu bemerken haben, betrifft nur den Gang desselben; und bei dieser Schilderung dürfen die Thatfachen in zusammengedrängter Kürze erscheinen.

Kein europäischer Staat nahm sich der unglücklichen Niederländer in den ersten Jahren der spanischen Unterdrückung an. Der römische Hof, obgleich von mächtigem Einflusse auf das abergläubische Gemüth Philipps des Zweiten, unterdrückte jede Bewegung des Mitleids, und billigte auf diese Weise, was vorthellhaft für ihn zu seyn schien. Frankreich, von Katharina von Medici regiert und von den Farneseungen der Caprinisten heunruhigt, wußte, seinen inneren Frieden dadurch zu fördern, daß es benachbarte Völkern ihrem Schicksale über-

ließ. Einem noch selbstlicheren Beweggrunde folgten England, Schweden und Dänemark; denn alle diese Mächte glaubten, der Untergang des niederländischen Handels könnte für sie gewinnreich seyn. Die deutschen Fürsten wollten ihr schwankendes Verhältniß zu Kaiser und Papst nicht verschlimmern.

So von der ganzen europäischen Welt verlassen, würde Wilhelm von Oranien Entschuldigung verdienen, wenn er an der Rettung der Niederländer zweifelt hätte. Doch in dem Charakter dieses Mannes lag nichts, was man Feigheit oder Niederträchtigkeit nennen könnte; und mehr bedurfte es nicht, um ihn unter den vorwaltenden Umständen zum Helden zu machen. Um mehr Vertrauen einzulößen, ging er scheinlich zur protestantischen Kirche über, und drang alsdann mit einem selbstgeworbenen Heere in die Niederlande ein. Drei Mal maß er sich mit Alba; dreimal wurde er durch die Ueberlegenheit der spanischen Truppen zurückgeschlagen: ein Erfolg, der um so unanfechtbarer war, weil Alba's Tyrannei jede stichtliche Erbsäuer in den Niederländern gelähmt hatte.

Schon verzweifelte Wilhelm von Oranien, als eines von jenen Ereignissen, welche gegen alle Berechnungen des menschlichen Verstandes erfolgen, die Ansichte der Niederländer plötzlich veränderte, und sie mit einem Gehorsam vertraut machte, den sie bisher zurückgewiesen hatten. Belgische und brabantische Raper, aus britischen Häfen vertrieben und hierdurch in die weite Welt gestossen, bemächtigten sich des Hafens von Brict, wo sie die Fahne der Empörung aufstapften. Hier waren sie

vor allen Verfolgungen gesichert, welche Alba gegen sie veranlassen konnte; denn hier beschützte sie ein Erdreich, das, von Canälen und Flüssen durchschnitten, die Vertheidigung erleichterte, die Niederlage beinahe unmöglich machte. So wie nun der Punkt gesandte war, von welchem ein erfolgreicher Widerstand ausgehen konnte, fehlten sich die Bewohner Hollands dazu aufgelegter; und was sich mit Wahrheit sagen läßt, ist, daß der Gedanke eines gänzlichen Abfalls von Spaniens Könige ihnen von jetzt an geläufiger wurde. Wilhelm von Oranien beandhrigte sich dieses Gedankens, und von dem Gelde der Holländer unterstützt, ward er neue Truppen, die er Alba's abgekehrten Schwaarm entgegenstellen konnte.

Ein glücklicher Umstand kam hinzu. Dies war die Abberufung Alba's im Jahre 1573. Philipp, anstatt den schlechten Erfolg seines Unternehmens auf die Rechnung seiner eigenen Grundsätze und seiner bescheidenen Weltansicht zu setzen, glaubte, die Ursache desselben in dem Starrsinn und der Härte Alba's zu finden, und durch Veränderung des Werkzeugs in den Gemüthern seiner Unterthanen neues Erdreich gewinnen zu können. In diesem Eudymos mußte Requesens, Comthur des St. Jago-Ordens, den grausamen Herzog in der Verwaltung der Niederlande abbilden. Requesens, von Natur sanft, furchtsam und unentschlossen, übrigens aber auch alt und träge, wußte durch Nachgiebigkeit wider gut zu machen, was Alba gefehlt hatte; allein die Niederländer, welche die Betheile ihrer Lage kennen gelernt hatten, gaben nichts mehr auf diese Verheißun-

gen, und verbotten Sicherheiten für Rechte, die ihnen nicht bewilligt werden konnten, so lange ihre größte Tugend, Philipp's Wünsche gemäß, in treuer Anhänglichkeit an der katholischen Kirche bestehen sollte. Indem sie nun zugleich dem neuen Statthalter die Ewern versagten, die sich Allda auf dem Wege der Gewalt verschafft hatte, bewirkten sie ein allgemeines Mißvergnügen unter den Truppen: ein Mißvergnügen, das sich in Ungehorsam auflöste, und durch die Räubereien, wovon es beplect war, die spanische Herrschaft noch verhaßter machte. Drei Jahre hatte die Verwaltung des Kommand vom St. Jago-Orden gedauert, als der Tod seine Laufbahn beendigte.

Von Juan d'Austria, ein natürlicher Bruder Philipps des Zweiten, ausgezeichnet durch den glänzenden Sieg, den er in der Seeschlacht bei Lepanto über die Türken davon getragen hatte, wurde sein Nachfolger, und schien, mehr als jeder Andere, geeignet, den Abfall der Niederlande zu hintertreiben. Kurz vor seiner Ankunft hatten die Provinzen des Norden und Süden einen Vertrag mit einander geschlossen, wodurch sie sich gegen die Bedrückungen einer verwilderten Soldateske sichern wollten. Diesen Vertrag bestätigte Don Juan d'Austria. Ueberall schien der neue Statthalter es auf Versöhnung anzulegen; und diese würde ihm gelungen seyn, wenn der Zwist seiner Sendung nicht eine Heimtücke in sich geschlossen hätte. Versähen mit der Königin von England — jener Elisabeth, welche die Schwächen ihres Geschlechtes mit großen Regententugenden vereinigte — wollte Philipp die Niederländer für sich ge-

winnen, um sich desto sicherer an seiner Feinde zu rächen: die Eroberung England's war kein allzu kühner Gedanke für den allerkatholischsten König; und wenn diese mit Hülfe der Niederländer gelungen seyn würde, so sollte Don Juan, dem er so eben einen Staat auf Afrika's Westküste versagt hatte, den britischen Thron bestiegen. Inzwischen kam die schlaue Elisabeth den Entwürfen Philipps dadurch zuvor, daß sie dem Sieger bei Lepanto Verräthe machen ließ, die ihm Aussicht auf ihre Hand geredeten. Dieser, der Abhängigkeit von seinem Bruder klug überdrüssig, ging auf Unterhandlungen ein, die ihm allein vorthellhaft waren; und von seinem Cabinet-Sekretär Escovedo unterstützt, benutzte er seinen Aufenthalt in den Niederlanden nur, um Philipp zu schaden. Hieron bei Zeiten unterrichtet, rief Philipp Escovedo'n unter irgend einem Vorwande nach Madrid zurück, wo er, bald nach seiner Ankunft, auf öffentlichem Markte ermordet wurde; und bald darauf starb auch Don Juan im Lager des spanischen Heeres bei Namur, nicht ohne den Verdacht, daß er vergiftet sei *) (1578).

Don Juan's Nachfolger in der Verwaltung der Niederlande, war Alexander Farnese, Prinz von Parma; ein Sohn derselben Margaretha, unter deren Regentschaft die Empekung ausgebrochen war. Der Bürgerkrieg hatte bereits zehn Jahre angehalten, als Alexander Farnese das schwierige Geschäft übernahm, die Niederländer mit dem Könige von Spanien zu versöhnen.

*) Auch hierher ist Antonio Perez (Cabinet-Sekretär Philipps des Zweiten) zu seiner Verdammnisliste.

Was ihm dabei zunächst einleuchtete, war, daß die physische Gewalt nichts über die Meinung vermag, und daß er, um diese für sich zu gewinnen, sich nachgiebig zeigen müsse. Den Anfang seines Verfahrens machte er mit den nördlichen Provinzen, wo die königlichen Schwierigkeiten zu überwinden waren; denn hier vereinigte sich Wohlhabenheit mit alter Abhängigkeit an die Einrichtungen der katholischen Kirche und mit einem überwiegenden Mißtrauen vor den Beschränkern des Krieges. Wirklich trennten sich Brüssel, Hennegou und Flandern von den übrigen Provinzen, indem jene Schichte sich für Spanien erklärte und folglich die künftigen Befehle Philipps annahm.

Unstetig war der Gedanke des Prinzen von Parma, die übrigen Provinzen durch eben dies Mittel zu sich herüber zu ziehen; doch der Erfolg zeigte, daß er sich in dieser Voraussetzung betrogen hatte. Denn allzu stark war der Gegensatz, worin die nördlichen Provinzen zu den südlichen standen: in jenen war der Protestantismus vorherrschend, während in diesen die Bischöfe und Aebte allmächtig waren; dort dachte ein jeder, mit den Gesetzen des Meeres vertraut und zu Unternehmungen jeder Art aufgelegter Menschenichlag nur auf Erwerb und Genuß, während hier ein verzärteltes und in mechanischen Arbeiten entgeistertes Volk vor jedem Opfer erschauet. Wilhelm von Oranien, der diesen Gegensatz wohl erkannt hatte, war längst damit umgegangen, ihn zur Grundlage eines abgesonderten Staates zu machen, als der Prinz von Parma ihm die nähere Veranlassung dazu gab. Auf seinen Ruf versammelten sich die Ab-

geordneten Holland, Seeland, Friesland, Geldern und Brabant zu Utrecht, wo Wilhelm ihnen seinen Plan auf eine so sichere Weise entwickelte, daß alle von der Güte und Wohlthätigkeit desselben überzeugt wurden. Den 29 Jan. 1579 kam der sogenannte Utrechter Union-Tractat zu Stande; er war die Grundlage zu dem Staatsbunde der vereinigten Provinzen, welche sich durch ihre Conföderation für immer von der spanischen Herrschaft lossagten. Was diese Provinzen jemals Eigenthümliches in Hinsicht ihres gesellschaftlichen Zustandes gehabt hatten, blieb unverändert; die Verbindung, in welche sie traten, hatte keinen anderen Zweck, als die gemeinschaftliche Vertheidigung des Landes gegen die Tyrannei des spanischen Königs. Jede Provinz sollte einen besondern Staat bilden; aber diese Staaten vereinigten ihre Kraft, sobald ihre äußere Sicherheit bedroht war, und die Abgeordneten der verschiedenen Provinzen bestimmten in allen Fällen dieser Art das Maß des Beitrags zu der allgemeinen Last. Die Suprematie war zwischen dem Fürsten und den Abgeordneten der Staaten getheilt, und die Einheit einer Theilung der Gewalt aufgeopfert, die sehr viel Entgegensetzungen zuließ, und eben deswegen sich mit keinem Nachdruck im Handeln vertrug. Eine Diktatur würde den Umständen, worin sich die Provinzen befanden, weit angemessener gewesen seyn, und zur Abführung ihrer Leiden, so lange der Kampf mit Spanien dauerte, wesentlich beigetragen haben. Wenn das sechzehnte Jahrhundert lag in Hinsicht des Constitutionsellen noch in der Wiege; und was immer Wilhelms Wünsche seyn mochten: — er mußte, um etwas zu er-

reichen, auf das, was den Gewohheiten und der allgemeinen Denkweise entgegen war, lieber Verzicht leisten, als ein Ideal verfolgen, das nicht auf der Stelle verwirklicht werden konnte.

Als Philipp erfuhr, was geschehen war, kündigte er — so weit ging sein Anmut oder sein Stolz — ganz unumwunden an, daß er sich rächen werde; und da ihm zugleich hinterbracht war, daß Wilhelm von Oranien der Urheber des furchtbaren Abfalls sei, so setzte er auf seinen Kopf einen Preis, und verhiess Dem, der diesen Preis verdienen würde — den Adel. Die vereinigten Provinzen antworteten auf diese Ankündigung mit einer Erklärung, worin sie Philipp einen Tyrannen nannten, der keinen Gehorsam verdiene, und sich von der spanischen Herrschaft lossagten. Wilhelm seinerseits setzte der Androhung Philipps Gleichgültigkeit und ruhigen Muth entgegen. Es verstrichen einige Jahre unter vergeblichen Versuchen, ihn auf dem Wege zu räumen, und zwei Banditen — ihre Namen waren Sarrigal und Salgado — verfolgten ihren Zweck so sehr, daß sie das Opfer ihrer Gewinnsucht wurden. Doch im Jahre 1584 hatte Wilhelm's letzte Stunde geschlagen. Er war zu Delft von einem Wirtstische aufgestanden, als Barthasar Swerd, ein Burgundier, ihn durch einen Pistolenschuß tödtete. Ergriffen und zur Untersuchung gezogen, gestand dieser Mörder, daß ein Franciskaner aus Dorast und ein Jesuit aus Trient ihn zu dieser That aufgemuntert hätten, und daß der Wunsch, außer der von dem Könige von Spanien aufgestellten Belohnung, den Himmel zu verdienen, sein Beweggrund gewesen sei.

Wilhelm starb in einem Alter von zwei und fünfzig Jahren. Nach Philipps Voraussagung war es jetzt am den jungen Staat, den jaer gestiftet hatte, geschehen; denn Philipp abnete kein anderes Leben, als das, was von der Monarchie ausgeht. Die Wahrheit würde auf seiner Seite gewesen seyn, wäre alle Widerstandskraft der vereinigten Provinzen in der Person Wilhelms abgeschossen gewesen. Doch nicht umsonst führte der neue Staat die Bezeichnung einer Republik. Die größte Zahl Väter, die in seiner Fortdauer theilhaftig waren, sicherte, bei allen Mängeln seiner Verfassung, eben diese Fortdauer. Wie groß also auch die Fortschritte seyn mochten, welche Alexander Farnese durch die Eroberung von Dren, Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln und selbst Antwerpen in der Unterwerfung des Landes machte: so verloren doch die vereinigten Staaten nie so sehr den Muth, daß sie ihre Rettung in einer Unterwerfung gesehen hätten: Wilhelms Geist war bei ihnen zurückgeblieben, und dieser Geist sicherte ihnen Unabhängigkeit und Freiheit. Unger schlossen sie sich an England an, und gern gewährte Elisabeth ihnen Hülfe und Beistand, weil sie empfand, daß die katholische Partei Europa's, an deren Spitze Philipp der Zweite glänzte, ihr nie verzeihen würde, was sie für Englands Unabhängigkeit vom römischen Stuhle gethan hatte. Blicungen, Nameden und Teiel wurden ihr zum Unterpfand gegeben, und von ihr gesendet erschien der Graf von Leicester, um die Rathschläge der vereinigten Staaten zur Ausführung zu bringen. Doch dieser Graf verband sich besser auf Posten, als auf den Krieg, und die mannichfaltigen

Zeh

Fehler, die er beging, machten seine Zurückberufung notwendig. Philipp nahm unter diesen Umständen jenen Plan, den er vor zehn Jahren zur Unterjochung Englands erfaßt, wieder auf; allein, wie groß auch die Kräfte seyn mochten, die er zu diesem Endzweck in Bewegung setzte: er scheiterte an der Macht der Elemente, und in dem Untergange der unüberwindlichen Armada fanden die vereinigten Staaten eine neue Thätigkeit für ihre Heerhaare und ihr Gedröhen.

Die Verwickelungen, welche Heinrichs des Dritten Tod herbei führte, trugen nicht weniger dazu bei, daß die Republik der Niederlande mit jedem Tage bessere Haltung gewann. Heinrichs des Vierten Siege über die Liga, die Anstrengungen, welche Philipp zu machen hatte, um zu verhindern, daß der Protestantismus sich nicht auf den französischen Thron niederlassen möchte, der Ueberdruß endlich, den ein langjähriger Krieg, in welchem keine Zerstörungen gemacht wurden, nöthwendig mit sich führte: dies alles wirkte dahin, daß die vereinigten Staaten Vertrauen zu sich selbst fassen durften; und aus diesem Vertrauen ging Moritz von Oranien, Wilhelms zweiter Sohn, hervor, der sich nicht ohne Glück mit Alexander Farnese maß. Nach dem Tode dieses Feldherrn hatte Spanien keinen so ausgezeichneten Mann, daß es ihn mit Erfolg gegen die Niederländer hätte gebrauchen können. Diese, von Frankreich und England begünstigt und über ihrem Vortheil hinlänglich aufgeklärt, griffen Spanien in den Quellen seiner Macht an, sowohl in Ostindien, wo Portugals frühere Eroberungen seit dem Jahre 1580 spanisch geworden waren,

als in Amerika, welches dem spanischen Ccepter in seinem ganzen Laufe gehorcht. Kurz, indem Spaniens Handel und Seemacht immer mehr auf Holland übergingen, gewann dieser Staat mehr Kräfte, als er gebraucht, um sich mit Erfolg gegen eine Macht zu vertheidigen, die nur in der Vorstellung, welche das übrige Europa von ihr hatte, furchtbar war.

Je mehr man über den Abfall der Niederländer von der spanischen Krone nachdenkt, desto mehr muß man sich dafür entscheiden, daß dieser Abfall erzwungen wurde. Ohne im Mindesten für den Vortheil derselben ständig zu seyn, verlangte Philipp, daß sie ihm mit dem heiligsten aller Gefühle angehören sollten. Diese Forderung war allzu unmaßlich, als daß sie hätte erfüllt werden können; und wo das Unmögliche gefordert wird, da zerreißen leicht die letzten Bande, welche Menschen an Menschen fetten.

Au und für sich aber genommen war der Abfall der Niederländer einer von den Triumphen, welche der Geist des sechzehnten Jahrhunderts über diejenigen davon trug, welche ihn aus Verurtheil und Gewohnheit verkannten. Strebend nach einer besseren Gesetzgebung, als die der katholischen Kirche war, wollte er sich von allen Dingen von dieser befreien; und da ihm dies nicht gestattet werden sollte — wie hätte er wohl umhin gekonnt, sich Weh zu brechen durch alle Hindernisse, die ihm entgegen standen? Hindernisse, welche zum Theil von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie reizten und herausforderten.

Für Spanien war dieser Triumph von um so schlim-

meren Folgen, weil sein König sich nicht entschließen konnte, einem Besiß zu entsagen, der mit seinem Begriffe von einem göttlichen Rechte in der engsten Verbindung stand. Vergeblich erschöpfte er seine letzten Kräfte. Selbst nach Philipps des Zweiten Tode dauerte dieser Zustand fort; und der Eigrafin seiner Nachfolger war entschuldig durch die organische Beschaffenheit der spanischen Regierung: eine Beschaffenheit, welche keinen freisinnigen und großmüthigen Gedanken aufkommen ließ, und die Nothwendigkeit, selbst auf die Gefahr ihr zu unterliegen, lieber bekämpfen, als abzuwenden wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie verhielt es sich mit dem Brande von Moskau?

Der Graf Rostopschin hat zu Paris eine kleine Schrift herausgegeben, welche den Titel führt, la vérité sur l'incendie de Moscou. In dieser Schrift leht der eben genannte Graf die Ehre, den Brand von Moskau eingeleitet zu haben, auf allen Kräften von sich ab. Die Wichtigkeit der Sache bestimmt uns, unsere Leser zunächst mit den Gründen bekannt zu machen, welche der ehemalige Guberner von Moskau für seine Unschuld an einer der größten Begebenheiten unserer Zeit beibringt. Hier folgen sie der Reihe nach.

„Zehn Jahre, sagt der Graf, sind seit dem Brande von Moskau verfloßen, und noch immer werde ich der Geschichte und der Nachwelt als der Urheber einer Begebenheit genannt, welche, in der vorherrschenden Meinung, als die Hauptursache von der Zerstörung des französischen Heeres, von dem Falle Napoleons, von der Rettung Rußlands, und von der Befreiung Europa's betrachtet wird. Allerdings könnte ich Ursache haben, auf so schöne Titel stolz zu seyn; da ich mir aber nie die Rechte eines Andern angemessen habe, und da ich es langweilig finde, dieselbe Fabel wiederholt zu

hören: so will ich die Wahrheit reden lassen — Sie, die allein den Schlüssel der Geschichte führen sollte.“

„Als der Brand in drei Tagen sechs Aichel von den Häusern Moskau's zerstört hatte, schätzte Napoleon die ganze Wichtigkeit dieser Begebenheit; denn er berechnete sich die Wirkung, welche sie in den Gemüthern der Russen hervorzubringen würde, sofern diese berechtigt waren, ihm den Unfall zuzuschreiben, sowohl vermöge seiner Gegenwart, als wegen der Gegenwart von 130,000 Soldaten unter seinem Befehlen. Um nun das Schicksal dieser Handlung in dem Urtheil der Russen und Europa's von sich abzuwenden, glaubte er ein sicheres Mittel zu finden, wenn er es auf den russischen Censurirer zu Moskau ablenkte. Napoleons Berichte bezeichneten mich also ohne Umstände als den Brandstifter. Die Tagblätter, die Flugblätter dieser Zeit wiederholten mehrmals dieselbe Beschuldigung, und berechneten alle Diejenigen, welche seitdem über den Feldzug von 1812 schreiben, eine durchaus falsche Thatsache als vollkommen erwiesen und beglaubigt darzustellen.“

„Ich werde die Hauptweise, worauf die Meinung, daß der Brand von Moskau mein Werk sei, beruht, der Reihe nach aufzählen, und darauf durch Thatsachen antworten, welche allen Russen bekannt sind. Man würde Unrecht haben, wenn man mir seinen Glauben schenken wollte; denn ich verzichte ja auf die schönste Rolle jener Zeit, und setze das Gedulde meines Ruhms freiwillig über den Haufen.“

1. Napoleon sagt in seinen *Bulletins* (von No. 19 bis 24.) ganz ausdrücklich, daß der Brand von Moskau von dem Gouverneur Kossowschin entworfen und vorbereitet sei.

„Um ein so schändliches Vergehen, als die Verbrennung einer Hauptstadt des Reichs ist, zu denken und durchzuführen, bedurfte es eines wichtigeren Beweggrundes, als die Gewißheit von den Nachtheilen, welche daraus für den Feind hervorgehen würden. Obgleich sechs Wochen der Stadt von dem Feuer verschont wurden, blieben doch noch Gebäude genug übrig, um das ganze Heer Napoleons aufzunehmen. Es lag außer aller Wahrscheinlichkeit, daß der Brand sich über alle Ueberräumungen erstrecken würde; und so lange kein heftiger Wind zu Hülfe gekommen wäre, hätte das Feuer, aus Mangel an Nahrungsstoff, sich, vermöge der Gärten, der Zwischenräume und der Holzwerke, eine Grenze setzen müssen. Zerstörung des in den abgebrannten Häusern angehaufenen Kundvorraths würde also das einzige Uebel und die traurige Frucht einer eben so abscheulichen als unsinnigen Maßregel gewesen seyn. Allein die in den Häusern zurückgebliebenen Kundvorräthe waren unbedeutend; denn Moskau versiehet sich vom Frühling an bis zum September durch Schiffern und Flußschiffahrt mit Vorräthen, und hinterher bis zum Winter durch Käse. Da nun der Krieg schon im Juni seinen Anfang genommen hatte, und der Feind bereits in dem Besitz von Smolensk war: so hätte mit dem Anfange Augusts jede Zufuhr auf, und man beschäfftigte sich nicht weiter mit der Vertheilung von Vorräthen für eine offene der In-

wessen bloß gefüllte Stabt. Später wurde der größte Theil des Viehs, das sich in den Magazinen der Regierung und der Korshändler befand, in Bret und Frieback verwandelt; und während der dreijährigen Tage, welche dem Einzuge Napoleons in Moskau vorausgingen, wurden täglich sechs hundert mit Frieback, Stroh und Hafer beladene Wagen zur Armee abgesandt. Es konnte also selbst der Bewegungsmangel, den Feind der Lebensmittel zu berauben, nicht wirksam seyn. Eine noch wichtigeren Betrachtung würde die Ausführung der beabsichtigten Verbrennung (wenn eine solche beschlossen gewesen wäre) verhindert haben; nämlich Napoleon abzuhalten, den Fürsten Kutusow bei seinem Aufmarsch aus Moskau zur Schlacht zu nöthigen; denn bei dieser Schlacht war alles zum Vortheil des französischen Heeres, welches dem russischen an Streckkräften bei weitem überlegen war, während das letztere auch noch durch seine Verwundeten und durch einen Theil der Bevölkerung Moskauts in seinen Bewegungen gehindert wurde.“

II. Die Brennstoffe von einem gewissen Schmidt angefertigt, welcher mit dem Bau eines Luftballons beauftragt war.

„Da der Staat nie beabsichtigt und vorbereitet werden ist; so werden die Brennstoffe dieses Schmids zu Nichts. Dieser Mann, welcher die Direction des Luftballons gefunden zu haben meinte, beschäftigte sich mit dem Aufbau eines solchen, und verlangte, im Geiste der Wankscherelei, das Geheiß für seine Arbeit. Von diesem Luftball hat man, um die Russen lächerlich zu machen, alles viel Aufsehens gemacht; allein unter den

Russen giebt es wenig Einfaltspinsel, und man würde seinem Bewohner Moskau's weiß getracht haben, daß dieser Schmidt das französische Heer durch einen Kustball gefährden könne, ähnlich demjenigen, dessen sich die Franzosen in der Schlacht bei Tzuruz bedienten. Und wozu hätte man eine Fabrik von Brennstoffen anlegen sollen? Heu und Stroh würden den Brandstiftern bei weitem mehr zur Hand gewesen seyn, als Kunstfeuer, welche Vorsichtigkeit erfordern, und eben so schwer zu verderben, als für Leute, die damit nicht umzugehen verstehen, schwer zu handhaben sind."

III. Die Petarden, die man in den Oefen meines Hauses zu Moskau gefunden hat.

"Wozu hät' ich Petarden in meine Wohnung bringen lassen sollen? Beim Heizen würde man sie entdeckt haben, und selbst wenn ein Lausischlag erfolgt wäre, so würden zwar einzelne dabei verunglückt, aber kein Brand entstanden seyn. Ein französischer Arzt, den man in meine Wohnung einquartirt hatte, hat mir gesagt, daß in einem Ofen einige Flintenlodungen gefunden wären. Sind nach einiger Zeit Petarden daraus geworden, so ist kein Grund vorhanden, daß man hinterher nicht hätte sagen sollen, es seien Compressions-Kugeln gewesen. Was mich betrifft, so überlasse ich die Erschadung der Petarden dem Wälletink; oder wenn wirklich einige Ladungen in den Oefen meines Hauses gefunden werden sind, so haben sie nach meiner Abreise dahin gebracht werden können, vielleicht um einen Beweis mehr abzugeben, daß ich mit der Verboennung Moskau's umgegangen sei, gerade so wie die Raqueten, die man bei einigen

Brandstifter gefunden haben will, aus Privat-Wohnungen genommen seyn könnten, wo man für die Feste, die in Meßau und auf dem Lande angefeiert wurden, Kunstfeuer bereite.⁴¹

IV. Die Geständnisse der verhafteten, verurtheilten und erschossenen Brandstifter.

„Dies ist einer von den Beweisen, die man für gewiß und überzeugend ansieht; denn er ist bekräftigt mit Urtheilsspruch, mit Eingeständnissen und mit der Hinrichtung von Brandstiftern. Napoleon kündigt in seinem jüngsten Edict an, daß man Brandstifter verhaftet, gerichtet und erschossen habe, und daß alle diese Unglücklichen auf der That selbst ertappt worden sind, versehen mit Brennstoffen, welche sie auf meinen Befehl angewendet haben.“

„Das jüngste Edictin macht bekannt, daß es dreihundert Biserichte waren, welche das Feuer an fünfshundert Orten zugleich anzlegten. Schätlicher Weise ist dies an und für sich unmöglich. Läßt sich aber außerdem wohl annehmen, daß ich eingekerkerten Verbrechern die Freiheit unter der Bedingung gegeben, die Stadt in Brand zu stecken, und daß diese Leute, während meiner Abwesenheit, meinen Befehl im Angesicht der ganzen feindlichen Armee vollzogen haben? Doch ich werde alle diejenigen, welche der Ueberzeugung fähig sind, davon überzeugen, daß niemals Mißbrauch gebraucht worden.“

„So wie sich Napoleons Herr einer Subornations-Strate währte, leerten die Civil-Subornirer die Gefängnisse, und schickten die Verbrecher unter der Bedingung

einiger Soldaten nach Moskau. Die Gefangnisse von Moskau enthielten also gegen Ende August die Gefangenen der Gouvernementen von Wjerschl, Wolsken, Kiew und Smolensk. Ihre Zahl, mit Einschluß der Verbrecher des Gouvernements von Moskau, belief sich auf 810, welche unter der Bedeckung eines Bataillons, zwei Tage vor der Ankunft des Feindes in Moskau, nach Nischnei-Nowgorod geschickt wurden; und zu Anfang des Jahres 1813 ertheilte der Senat, um alle diese Angeklagten vor einem zweiten Transport zu beschützen, den Civil-Leibwachen von Nischnei-Nowgorod den Befehl, ihre Prozesse zu beendigen.“

„Aber der den Grandjuristen gemachte Proceß, welcher gedruckt wurde (und von welchem ich noch ein Exemplar besitze), kündigt an, daß man dreißig Individuen, von denen jedes genannt ist, verurtheilt hat, und daß von diesen 13 zum Tode verurtheilt worden sind, weil sie eingestanden, daß sie auf meinen Befehl die Stadt in Brand gesteckt hätten. Gleichwohl hat man nach dem zwanzigsten und ein und zwanzigsten Bülletin erst hundert und dann dreihundert von ihnen erschossen. Nach meiner Rückkehr habe ich drei von jenen Unglücklichen, welche in dem Proceß bezeichnet sind, gefunden und gesprochen: der eine war ein Bedienter des Fürsten Schirsk, der im Hause zurückgeblieben war; der andere ein alter Hausknecht vom Kreml; der dritte ein Wagon-Führer.“

„Alle drei, abgesondert befragt, haben mir im Jahre 1810, und zwei Jahre darauf, eins und dasselbe ausgesagt, nämlich: daß sie in den ersten Tagen des Septem-

berd (alten Gold) verhaftet worden, der eine während der Nacht auf der Straße, die beiden anderen bei hellem Tage im Kreml. Sie blieben einige Zeit auf der Wache, im Kreml selbst; dann führte man sie eines Morgens mit zehn anderen Russen nach dem Casernenbezirk des Quartiers, das die Pensionierung des Jungfernsfeldes führt. Man ließ sechzehn andere Individuen zu ihnen stoßen, und sie wurden unter einer starken Bedeckung nach dem Petrowitz-Kloster geführt, welches auf den Wällen liegt. Hier warteten sie ungefähr eine Stunde, worauf viele Officiere zu Pferde anlangten und abstiegen. Man stellte die dreißig Russen auf eine Reihe, und, nachdem man beizehn auf dem rechten Flügel abgezählt hatte, wurden diese an die Mauer des Klosters gebracht und erschossen. Auf ihren an Laternenpfähle geheften Leichnamen bescriebte man in russischer und französischer Sprache eine Schrift, welche anzeigte, daß es Verräthler wären. Die übrigen sechzehn gingen von hinnen, und wurden seitdem nicht weiter beunruhiget.¹¹

„Die Aussage dieser Leute, (wenn sie wahr ist) würde glauben machen, daß Niemand sie zur Untersuchung gegeben habe, und daß die dreizehn auf höchsten Befehl erschossen wurden.“

V. Die Geständnisse eines Menschen, der sich einen Polizei-Soldaten nannte, in den Zellern des Kreml angetroffen und von den Soldaten der kaiserlichen Garde in Sträßen gehauen wurde.

„Dieser unglückliche Polizei-Soldat, der in einem

Stiller gefunden wurde, hatte sagen können, daß er auf Befehl seines Chefs geblieben sei. Indesß wer war dieser Chef? War es ein Polizi-Weiser? Ein Officier? Ein Sergeant? Welchen Auftrag hatte er erhalten? Doch dabei hielt man sich nicht auf. Er wurde von den Soldaten der Leibwache ermordet.“

VI. Die mitgenommenen Spritzen.

„Ich habe vieltausend einhundert Spritzenleute und sechs und neunzig Spritzen (denn jedes Quartier hatte drei) am Tage vor dem Einrücken des Feindes in Warschau abgehen lassen. Es gab ein Beamten-Corps, welches zum Spritzendienst gehörte, und ich habe nicht für gut befunden, es im Draisie Kapetron zu lassen, nachdem ich alle Civil- und Militär-Oborgkeiten aus der Stadt entfernt hatte.“

„Indesß ist ganz natürlich, daß man zu wissen verlangt, wer den Brand von Warschau herorgebracht hat.“

„Nun gut, hier folgen die Aufschlüsse, die ich über eine Begebenheit mittheilen kann, welche Napoleon mir zur Last legt, und welche die Kaiserin auf Napoleon zurückwälzen, ohne daß ich sie weder den Russen noch den Feinden ausschließend zuschreiben möchte.“

„Die Hälfte der zu Warschau zurückgebliebenen Bevölkerung bestand aus Gefinde, und es ist sehr wohl möglich, daß dieser Gefinde auf den Gedanken gerieth, den Brand fortzusetzen, um während der Unordnung noch mehr zu rauben. Doch dies würde noch immer für einen überzeugenden Beweis gelten, daß die Verwüstung der Stadt beschlossen worden, und daß dieser Plan und dessen Ausführung mein Werk gewesen sei.“

„Der Hauptzug in dem Charakter des Russen ist die Unabgemessenheit, und die Neigung, lieber zu verlieren als nachzugeben, indem er den Streit mit den Worten endigt: Dies wird also Keinem gehören. In den häufigen Unterredungen, welche ich mit Kaufleuten, Handwerkern u. s. w. hatte, hörte ich sie, wenn sie die Furcht, daß Moskau in Feindes Hand fallen könnte, ausdrücken wollten, nicht selten sagen: „Es würde besser seyn, es in Brand zu stecken.“ Während meines Aufenthalts in dem Hauptquartier des Feindes Kutusow habe ich mehrere dem Brande raubensuche Personen gesehen, welche sich rühmten, ihre Häuser in Brand gesteckt zu haben. Folgende Eingeständnisse habe ich nach meiner Rückkehr vernommen. Ich gebe sie, wie sie mir zu Ohren gekommen sind. Da ich abwesend war, so konnte ich nicht Augenzeuge seyn.“

„In Moskau giebt es eine ganze Straße, welche von Stellmachern und Wagen-Magazinen eingenommen wird. Als nun Napoleons Heer anlangte, begaben sich mehrere Generale und Officiere in dies Quartier, und nachdem sie sich die Einrichtungen besehen hatten, wählten sie sich beliebige Wagen und schrieben ihre Namen auf die Sitze. Die Eigenthümer, welche dem Feinde kein Fuhrwerk liefern wollten, steckten, nach gemeinschaftlicher Berathung, die Magazine in Brand.“

„Ein Kaufmann, der mit seiner Familie nach Jaroslaw; ausgewandert war, ließ seinen Koffen zurück, um für sein Haus zu sorgen. Dieser nun erklärte der Polizei nach ihrer Zurückkunft in Moskau, daß in dem Keller seines Oheims sechzehn erstickte Leichname bestan-

sich wären; und dabei gab er folgende Auskunft über dies Ereigniß. Am Tage nach der Ankunft des Feindes in Moskau fanden sich vier Soldaten bei ihm ein, welche das Haus untersuchen, und, da sie nichts fanden, was sich mitnehmen ließ, in den Keller herabstiegen, wo sie ein hundert Bouteillen Wein fanden. Nachdem sie nun dem Wesen des Kaufmanns durch Zeichen zu verstehen gegeben hatten, daß er ihnen diesen Wein im Recht nehmen möchte, kamen sie, begleitet von dreizehn anderen Soldaten, des Abends zurück, ließen sich Licht geben, und gingen in den Keller, wo sie tranken, sangen und zuletzt schnarchten. Als der junge russische Kaufmann sie betrunken sah, sagte er den Gedanken, sie zu tödten. In diesem Entzweck verschloß er den Keller, verstopfte ihn mit Steinen und entfloh auf die Straße. Nach einigen Stunden, fiel ihm ein, daß diese siebzehn Männer entkommen, ihm begegnen und ihn umbringen könnten. Er beschloß daher das Haus in Brand zu stecken, und vollbrachte die That, indem er Streich anzündete.“

„Es ist wahrscheinlich, daß diese siebzehn Unglücklichen durch den Rauch erstickt wurden.“

„Zwei Männer, von welchen der eine Thürsteher des Herrn Maurabief, der andere Kaufmann war, wurden auf der That ertappt, als sie ihrer Häuser in Brand steckten, und erschossen.“

„Auf der anderen Seite war Moskau das Ziel des Feldzugs und die Plünderung dieser Stadt dem Herrn versprochen. Hinter Emsland fehlte es dem Soldaten an Lebensmitteln, so, daß er sich hiemalen mit Rag-

grasförmern und Pferdeflisch erhalten mußte. Nichts war natürlicher, als daß diese Truppen, nach ihrer Ankunft in einer unermesslichen, von dem Gemeinthe verlassenen Hauptstadt, sich in den Häusern vertheilten, um Nahrungsmittel und Beute zu finden. Schon in der ersten Nacht, seit der Besetzung von Moskau, stand eine Reihe von Häusern, dem Kreml gegenüber, in Feuer, und schnellend gab es, beinahe ohne Unterbrechung, Feuererdrösse in mehreren Abtheilungen der Stadt; aber am fünften Tage trieb ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten hin, und in drei Tagen verschlang das Feuer 7632 Häuser. Von Seiten der Soldaten, welche des Nachts in die Häuser drangen, und ihre Untersuchungen mit Lohzfächern, Hacken und Keißel anstellten, ließ sich nicht sehr viel Vorsicht erwarten. Mehrere unterhielten sogar auf den Höfen brennende Holzstöße, um sich zu erwärmen, und jener Tagesbefehl, welcher jedes in der Nähe der Stadt freilagernde Regiment beauftragte, eine bestimmte Anzahl von Soldaten zur Plünderung der bereits brennenden Häuser abzusenden, war gleichsam eine Aufforderung oder eine Erlaubniß zur Erweiterung des Brandes. Was aber die Russen am meisten in dem Gedanken befaßte, daß Moskau von dem Feinde in Brand gesetzt sei, war die unnütze Sprengung des Kreml.¹¹

„Dies ungefähr hätte ich über den Brand von Moskau zu bemerken: ein Brand, der um so erhabener schien, je beispielloser er in der Geschichte war.“

„Napoleon verließ den Kreml auf drei Tage, und kam alsdann zurück, um den Gräben unter nachzusehen

Trümmern abzuwarten. Aber sein Geschick wurde erfüllt, und der Finger der Vorsehung bezeichnete Moskau als den Anfang seines Falles, so wie St. Petrus als das Ende seiner Laufbahn.“

„Jetzt werde ich einige Bemerkungen über ein vor Kurzem erschienenet Werk machen, welches den Titel führt: Der Feldzug in Rußland von Herrn M. Ich habe darin viel Wahrheits und Unparteilichkeit gefunden, jedoch mit Ausnahme desjenigen Theils der Erzählung, welche die Einnahme Moskau's betrifft. Ueber die Feuerbrunst werde ich nichts weiter bemerken, sondern nur einige Fehler rügen, welche der Verfasser in der Darstellung von Thatfachen dadurch begangen hat, daß er den Versicherungen mehrerer Schriftsteller glaubte, welchen sehr wenig an Genauigkeit liegt. Dies betrifft nicht Militair-Operationen, deren Zuge der Verfasser gewessen ist, und die er als ein erfahrener Officier beschreibt. Seine Kritik ist besonnen: er hat die Geschichte nicht in einen Roman verwandelt, und hat überhaupt nichts gemein mit Schriftstellern, denen es Vergnügen macht, Dummheiten nicht bloß von einzelnen Personen, sondern selbst von ganzen Völkern zu sagen, wie z. B. dem Verfasser der französischen Jahrbücher, welcher die russische Nation das Vieh mit Menschenengesichtern nennt, und dem Verfasser des *Mémoires*, welcher behauptet, daß der Russe aus Furcht vor der Kannte dem Tod in Schlachten tragt. Was mich persönlich betrifft, so würde ich gar nicht endigen können, wenn ich auf alle Platteiten antworten wollte, welche auf meine Rechnung in Um-

lauf

lauf gebracht sind. Bald bin ich unbekannter Ursprungs, bald gemeiner Herkunft, zu gemeinen Hofverrichtungen gebraucht, laßiger Rath des Kaisers Paul, für den geistlichen Stand bestimmt, ein Jüdling des Erzbißchofs Plato, in allen Erdtheilen Europa's bekannt, fett und mager, groß und klein, liebenswürdig und brutal. Ohne im Mindesten von der Einfalt bekräftigt zu seyn, wie die Pumpschindler der Geschichte mich behandelt haben, will ich hier meinen Dienst-Stand auseinander setzen. Unter der Kaiserin Katharina war ich Garde-Officier und Kammerherr; unter der Regierung des Kaisers Paul, war ich General-Adjutant, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und General-Post-Director; unter dem gegenwärtigen Kaiser, Groß-Kammerherr und General-Commandant en Chef der Stadt und des Gubernements Moskau. Meinen Ursprung anlangend, so will ich auf Befehl, alle rothe Rüben gegen mich in Aufrühr zu bringen, nur bekennen, daß das Haupt meiner Familie, das sich vor mehr als drei Jahrhunderten in Rußland niederließ, in gerader Linie von einem der Söhne Dschingis-Khan abstammte."

"Herr W. . . , zu dessen Werke ich hier einige Bemerkungen mache, begab sich mit einem heftigen Temperament. Wer dies auf gut Glück jetzt gesagt hat (denn Andere haben es nur wiederholt) würde in Vergessenheit kommen, wenn er den Beweis führen sollte. Ebe man über die Handlungen und das Betragen eines Beamten entscheidet, muß man, wofern man nicht eine Ungerechtigkeith begreifen will, Rücksicht nehmen auf Zeit, Ort und Umstände, und über die Beweggründe

wohl im Klaren seyn. Denkt man sich jene Brandsackel, womit Napoleon meinen Arm bemächtete, weil dies seinem Vortheil gemäß war, aus meiner Verwaltung vom Jahre 1812 weg: so wird man einen Plan entdecken, von welchen ich mich nie entfernte, und den ich mit Ruhe und Geduld durchgeführt habe. Ein anderer an meiner Stelle hätte vielleicht weniger Thätigkeit bewiesen; allein es gab drei Beweggründe, welche in dieser unglücklichen Zeit meinen Eifer unaussprechlich anregten. Der erste war der Ruhm meines Vaterlandes, der zweite die Wichtigkeit des mir anvertrauten Postens, der dritte Erkenntlichkeit für die vom Kaiser Paul dem Ersten empfangenen Wohlthaten. Ich war so beschäftigt, daß ich nicht Zeit hatte krank zu werden; und ich begreife nicht, wie ich so vielen Beschwerden habe widerstehen können. Seit der Einnahme von Smolensk bis zum Auszuge aus Moskau, d. h. drei und zwanzig Tage hindurch, habe ich nicht in meinem Bette geschlafen. Vollkommen ausgezogen, ruhte ich auf meinem Sopha, unaussprechlich geweckt, um Depeschen zu lesen, mit Eilboten zu reden, und sie nicht selten auf der Stelle abzufertigen. Ich habe die Uebersetzung erhalten, daß es immer Mittel giebt, sich dem Vaterlande nützlich zu machen, wenn man auf seine Stimme hört, welche uns ruft: „Opfere dich auf zu meinem Volke.“ Dann betrachtet man die Gefahren, dann trägt man den Hindernissen, dann verschließt man das Auge für die Zukunft. Allein sobald man sich mit sich selbst beschäftigt und zu rechnen beginnt, bringt man nichts Tüchtiges zu Stande, und tritt in die gemeine Classe zurück.“

„Zwei mächtige Gegenstände beschäftigten mich unauflöslieh; denn von ihnen hing die Vernichtung des französischen Heeres ab. Der eine war die Ruhe Moskau's, der andere die Entfernung seiner Besatzung. Beides gelang mir über alle meine Erwartung. Die Ruhe wurde bis zum Augenblick des Einzuges der Franzosen erhalten, und von 240,000 Einwohnern blieben nur 10 bis 15,000 zurück, welche entweder Bürger, oder Fremde, oder Pöbel waren; kein Mensch von Bedeutung, Niemand, der zum Adel, zur Geistlichkeit, oder zu den Kaufleuten gehörte! Der Senat, die Aristokratie, alle Beamten hatten die Stadt einige Tage vor der feindlichen Besetzung verlassen. Ich wollte Napoleon die Möglichkeit rauben, Verbindungen anzuknüpfen, von Moskau auf das Innere des Reichs zu wirken, und den Einfluß zu benutzen, den der Franzose sich in Europa durch seine Litteratur, durch seine Waffen, seine Rache und seine Sprache erworben hat. Durch alle diese Mittel würde man eine Annäherung an die Massen bewirkt, Vertrauen erworben und zuletzt Dienste gefordert haben; doch unter denen, die man in Moskau antraf, war die Verführung eben so wirkungslos, wie unter Tausen und Tausenden.“

„Wäre Moskau's Ruhe gestört worden, so würde das einen schlimmen Eindruck auf die Russen gemacht haben, deren Auge auf die Hauptstadt gerichtet war, die sie als Hüther und als Muster betrachteten. Von hier aus vorbereitete sich glühender Patriotismus, Freiwilligkeit zu Opfern, kriegerischer Muth und jener Durst nach Rache an einem Feinde, der vernichten ge-

aus getreten war, so weit vordringen. So wie die Nachricht von der Einnahme Warsau's in den Preussenzern anlangte, gerieth das Volk in Wuth; ein solches Ereigniß mußte in Wahrheit höchst außerordentlich scheinen einem Volke, dessen Boden seit beinahe einem Jahrhundert, d. h. seit dem Einfälle Karls des Zwölften, Königs von Schweden, unberührt geblieben war. Napoleon hatte dasselbe Schicksal. Beide verloren ihre Heere; beide wurden zu Flüchtlingen: der eine bei den Türken, der andere bei den Franzosen."

„Die kleine Schrift, die ich im Jahre 1807 bekannt machte, war bestimmt, die Bewohner der Städte gegen die in Rußland ansässigen Franzosen zu beruhigen, welche es nicht an Vermuthungen fehlen ließen, die Richter mit dem Gedanken einer Unterjochung vertraut zu machen. Ich sagte von ihnen nicht viel Gutes; aber wir waren damals im Kriege, und es war den Russen erlaubt, sie um diese Zeit nicht zu lieben. Doch nach beendigten Kriege hat der Kaiser jedem Grolle entsagt, und ist zu der Sympathie zurückgekehrt, welche immer zwischen zwei tapferen Nationen Statt findet. Nichts ist ihm eigen von jenem Hebelmollen, welches die Franzosen gegen Fremde hegen, weil sie ihnen die zweimalige Besetzung von Paris und den dreijährigen Aufenthalt in Frankreich nicht verzeihen können. Ich frage außerdem: wo ist das Land, in welchem 3630 Franzosen, die sich in der Hauptstadt niedergelassen haben, hätten ruhig bleiben können, wenn diese von ihren Landheuten bedrängt war? Niemand ist beschimpft worden, und die Wirthschafter können an dem Tage von Napoleons Ein-

sogar nicht geküßert werden sön, weil sich, auf meinen Befehl, auch nicht ein Tropfen Wein in denselben befand.“

„Jener junge Kaufmann, der von dem Volk ermordet wurde, und von dem man behauptet hat, daß er das Opfer seiner Unbesonnenheit geworden sei, hatte eine Proclamation Napoleons anfertigt, nicht übersetzt; er wollte andre in Gefahr bringen, wurde von dem Senat schuldig befunden, und zur Todesstrafe verurtheilt. Er war der einzige Verbrecher in ganz Moskau. Sein Geist war durch einen deutschen Lehrer verdrückt worden, der Mitglied einer geheimen Gesellschaft war. Der Vater dieses unglücklichen jungen Menschen war von dem Betragen seines Sohnes so aufgebracht, daß er ihn mit eigener Hand tödten wollte.“

„Der Postmeister zu Moskau ist nie nach Sibirien geschickt worden, wohl aber hat man ihn, aus Gründen, die nicht aus einer deutschen Zeitung hergenommen waren, nach Veroneja entsandt.“

„Meine Proclamationen hatten keine andere Absicht, als die Ruhe zu beschaffen; allein man ersüßte alles was vorging. Die Nachrichten von der Armee trafen sehr schnell von Smolensk in Moskau ein. Der Inhalt meines Bulletin's war aus den Mittheilungen geschöpft, die ich Anfangs von dem General Barclay, in der Folge von dem Fürsten Kutusow erhielt. Was die Ausdrücke betrifft, so konnten sie für den Feind nicht beleidigender seyn, als die französischen Proclamationen vom Jahre 1814, worin gesagt wurde, die Russen liebten das Fleisch kleiner Kinder.“

„Wie hat zwischen dem Fürsten Kutusow und mir eine Feindschaft Statt gefunden; außerdem würde es nicht an der Zeit gewesen seyn, dergleichen auszusuchen. Wir hatten keine Interesse, uns zu betrieges, und wir konnten über den Stand von Moskau nicht mit einander verhandeln; denn keiner dachte daran. Wahr ist, daß er in der Unterredung, die ich mit ihm vor dem Thore hatte, mir die Versicherung gab, daß er damit umgehe, eine neue Schlacht zu liefern; allein am Abend, nach einem in der Eile gehaltenen Kriegsrath, meldete er mir, daß er, in Folge der Bewegungen des Feindes, sich genöthigt sehe, Moskau gegen seinen Willen zu verlassen, und sich auf der Heerstraße von Noyan aufzustellen. Durch alles, was ich so eben gesagt habe, geräth Herr W . . . mit sich selbst in Widerspruch; denn indem er eine Feindschaft zwischen den Fürsten Kutusow und mir voraussetzt, gestört er die Möglichkeit eines gegenseitigen Vertrauens. Würde man zum Feinde aller Derer, welche man tadelt, so würde das Wort des Herrn W . . . ihm eine bedeutende Zahl über den Hals bringen.“

„Da der anhaltende Rückzug unserer Heere ein allgemeines Geschehniß erregt hatte, äußerte das Publikum, welches in Rußland, wie allenthalben, aus einem Duschend Schreien und tausend Wiederhallen bestand, das Verlangen, den Fürsten Kutusow an der Spitze der Truppen zu sehen. Der Kaiser ermannte ihn, doch nur, um die Uneinigkeiten zwischen dem Oriental Despoten und dem Fürsten Sagarion beizulegen, welche zwei verschiedene Heere befehligten und sich bei Smolensk vereinigt

hatten. Dies ist der ganze Antheil, den ich an der Erinnerung des Fürsten Kutusow habe: eine Erinnerung, welche nach Herrn M . . . von mir ausgegangen seyn soll. Indem ich dem Geiste, dem Muthen und dem Alter dieses Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, und mich gar nicht zum Tadel seiner Operationen aufwerfe, bin ich überzeugt, daß er nie mit 93,000 Mann nach Borodino gekommen seyn würde, und daß der General Borkow den Feind bei Krasnop angegriffen hätte, und bei dem Uebergange über die Beresina nicht um vier Märsche zurückgeblieben wäre. Bis zum Jahre 1806 hatte ich nicht mehr Haß gegen Napoleon, als der gemeinste Russe. So lange ich konnte, habe ich mich des Urtheils über ihn enthalten; denn ich finde, daß man von ihm zuviel und zu früh geschrieben hat. Die Völker Europa's werden sich noch lange der Zeiten erinnern, die er in seinen Kriegen über sie brachte, und in der aufgeklärten Classe werden sich wohl verhandelt Generationen zwischen Begeisterung für den Eroberer, und dem Haße wider den Verherzer theilen. Ich will mein offenes Glaubensbekenntniß über ihn hier ablegen. Napoleon ist in meinen Augen, nach den Feldzügen in Italien und Aegypten, ein großer General gewesen; der Wohlbüther Frankreichs, als er, während seines Consulats, die Revolution zum Stillstand brachte; ein gefährlicher Despot für Europa; sobald er sich zum Kaiser gemacht hatte; ein unersättlicher Eroberer bis zum Jahre 1812; herabsticht vom Ruhm, geblendet vom Glanz, als er die Eroberung Rußlands unternahm; gebrachten Ruins in Gentinobkau und nach der Schlacht

bei Waterloo; ja St. Helena der Prophet Jeremia. Endlich glaube ich, daß er der Kummer starb, weil er die Welt nicht länger bezaubern konnte, und sich auf seinen Felsen verbannt sah, gleich gequält von der Erinnerung an die Vergangenheit, und von dem Gefühl der Wegentart, ohne irgend einen Andern anklagen zu können, als sich selbst, da er der Urheber seines Verhängnisses und seines Falles gewesen war. Sehr oft habe ich bedauert, daß der General Camara, der, während des Krieges mit den Türken, im Jahre 1789 mit der Ausrüstung einer kleinen Flotte im mittelländischen Meere beauftragt war, nicht Napoleons Vorschlag, in russische Dienste zu gehen, angenommen hat; allein der Rang eines Majors, auf welchen er als Oberlieutenant der kaiserlichen National-Garde Anspruch machte, brachte ihm eine abschlägige Antwort zu Wege. Ich habe dieses Schreiben öfters in Händen gehabt.“

Der Graf Klopotschin verliert sich nun in Betrachtungen über den Geist der Zeit; und diese Betrachtungen scheinen uns von einer solchen Beschaffenheit, daß ihre Mittheilung unsere Leser gleichgültig lassen würde. Er berichtigt sodann noch einige Kleinigkeiten, welche in dem Werke des Herrn M... vorkommen, ohne, wie es scheint, der Wahrheit vollkommen gemäß zu sein. Napoleons Cauterins ersetzten hierauf eine scharfe Kritik, jedoch so, daß über den Rath, welchen der Graf an dem Grande von Moellau gehabt haben soll, nichts Neues hinzugefügt wird. Zuletzt wird von dem Grafen noch Folgendes bemerkt:

„Napoleon durch frühere Erfolge verblendet, bil-

hatte sich ein, daß er ganz Rußland durch die Eroberung Westlau's unterjochen, und daß Kaiser Alexander ihm den Frieden anbieten würde. Allein mit allem Bewußt, das ihm eigne war, betrog er sich auf eine doppelte Weise. Erstlich konnte er die Festigkeit Alexanders nicht; zweitens hatte er keine Idee von dem Kaiser, der sich, in dieser Zeit, nach seinem ganzen Werth entwickelte. Für den Letzteren bedurfte es einer großen Gefahr, um einen großen Charakter zu zeigen. Unbekanntschaft mit der Sprache ist die Ursache, daß Fremde den Kaiser nur nach seinem Anzug und seiner Gestalt kennen. Man hat seinen Bart verachtet, und diejenigen, die ihn tragen, als Wilde behandelt. Allein das russische Volk hat bewiesen, daß es über mehreren anderen Völkern steht, weil es unzugänglich für die Furcht, und unfähig eines jeden Verraths ist. In seiner persönlichen Thatkraft und in seiner physischen Stärke trägt es die Uebergewinnung glücklichen Erfolges. Es kennt kein Hinderniß, keine Gefahr; es sagt: „alles ist möglich, warum nicht? allein man stirbt nicht zweimal;“ und mit diesen Worten unternimmt er alles, und unterliegt oder kommt empor. Oft wird es zum Helden ohne es zu wissen, und ohne irgend eine Eitelkeit aus seinen Handlungen zu ziehen. Wenn man es mit Lobeshuldungen überschüttet, pflegt es zu antworten: „Gott ist mein Beistand gewesen; das ist kein Wunder; ich bin ein Mensch wie jeder andere.“ Als Kaiser Alexander im Jahre 1812 gesagt hatte: „Krieg auf Leben und Tod,“ antworteten die Russen: „Wir sind bereit.“ Man hatte nicht nöthig, sie durch Versprechungen und Belohnungen

zu fackeln; man brauchte nur zu sagen: vorwärts! und sie gingen; geht! — und sie brachten, was sie hatten. Die Bevölkerung von Moskau wurde zuerst erhitet, als sie, noch vor der Einnahme von Smolensk, erfuhr, daß der Feind nichts verschonte, daß die Häuser geplündert, die Weiber geschändet, die Kirchen in Pferdeställe verwandelt würden. Viele schmerzten Nacht auf dem Grabe ihrer Väter, und vertilgten alles, was sie konnten. In der Umgegend von Moskau besaßen die Bauern 10,000 feindliche Gewehre. Wie viele Nachzügler, wie viele Entwaffnete fielen unter ihren Streichen! Sie steckten ihre Häuser in Brand, um die Soldaten zu tödten, die darin eingeschlossen waren.“

„Nach meiner Zurückkunft in Moskau habe ich Bauern gesehen, welche aus einer Entfernung von 150 Stunden angelangt waren. Gut bewehrt, mit einem Säbel und einer Lanze bewaffnet, hatten sie mit den Bauern des Gouvernements Moskau gemeinschaftliche Sache zur Vertreibung des Feindes gemacht; und als sie über ihren Beweggrund befragt wurden, war ihre Antwort: „Die Unseligen waren in Gefahr.“ Man kennt die Geschichte des Bauern von Smolensk, der, an der Hand gezeichnet, damit man ihm wieder erkennen möchte, sich diese Hand mit einem Beile abhieb. Ein altes Mütterchen aus einem Dorf in der Nähe von Moskau, führte mir ihre beiden Enkel zu, um sie zur Armee zu schicken; und als sie von ihrem Abschied nahm, legte sie ihre Hand auf die Köpfe der Enkel, und sprach mit zum Himmel gerichteterm Blick: „Seht, meine Lieben, und lehrt nicht eher zu mir zurück, als bis es keinen

Feind mehr auf dem Boden Rußlands giebt; sonst erwartest auch nicht Glück.“ Ein alter Soldat, der im italienischen Kriege verblüht war, ließ sich an den Sattel seines Pferdes festbinden, um die Bauern in den Kampf zu führen. Ein junger Bauer, den sein Herr nach Moskau kommen ließ, verlor nach der Einnahme von Smolensk die Esel und den Schlaf, weil er sich mit dem Feinde schlagen wollte; ich schickte ihn zur Armee und er blieb in der Schlacht von Borodino. Die Tapferkeit des russischen Soldaten ist allzu bekannt, als daß sie des Lobes bedürfte. Man braucht ihn nicht durch Beförderung, auch nicht durch Pensionen zu stärken. Er gehorcht, ohne sich darum zu bekümmern, daß die Hülftins, die Lebensbeschreibungen, die Steinabrücke, *) die Kriegeslieder ihn in den Schlachten als Denker, als Krieger, oder als Weisenhaupt darstellen, daß in dem Augenblick seiner Erscheinung alles verjüngert.“

„Nur, in diesem zwar kurzen aber furchterlichen Kampf Rußlands mit dem ganzen Festlande von Europa, haben die Russen in Ergebung und Treue gemüthet. Der Adel von Moskau gab dem Kaiser auf zehn Mann Einen, der auf drei Monate mit allen Nothwendigkeiten versehen war; und dies betrugte 30,000 Mann. Die Gubernements Tula, Kaluga, Wladimir und Rjasen stellten jedes 12,000. Dies machte zusammen 116,000 Mann Willigen. Ich war es, den der Kaiser mit der Organisation dieses

*) So der Text. Was der Verfasser sich bei Allegorien gedacht hat, ist nicht bekannt.

Geord besauftragte, und sechs Monate nach dem Tode, war jedes auf den Befehlen seines Commandanten versammelt. Man hat die einzigen Edlher des General Apragiu, des Grafen Stragones und den meinigen, von welchen der Älteste kaum sechzehn Jahr alt war, während dieses Krieges dienen sehen. Der Sohn des Grafen Stragones, ein hoffnungsvoller junger Mann, wurde in der Schlacht von Craon von einer Kugel hingerafft. Die Eigenthümer, welche bei der Invasion von Moskau am meisten verloren hatten, haben der Entschädigungs-Kommission keine Vorschläge überreicht; und es ist bestimmt ausgemacht, daß die beiden Grafen Bagrationich, der General Apragiu, der Graf Butursin und ich an Landhäusern, Palästen und Mobilien für mehr als fünf Millionen Rubel verloren haben. Die Bibliothek des Grafen Butursin war auf eine Million abgeschätzt worden, und es ist kein Band davon übrig geblieben. Das Andenken an diese Verluste, wird als Erbschul auf unsere Kinder übergehen.⁴¹

„So verhielt es sich mit dem Jahre 1812. Rußland litt in demselben einen starken Verlust an Menschen; allein es erwarb die Gewißheit, daß es nie unterjocht, und weit eher das Grab, als die Zucht seiner Feinde werden wird. Seine Bewohner, zu wenig civilisirt, um Selbstlinge zu seyn, werden ihr Vaterland vertheidigen, ohne sich ihrer Tapferkeit zu rühmen. Napoleon erwartete in diesem Feldzuge, dessen Gelingen ihn zum Beherrscher Europa's hätte machen können, den Kern verblinderter Horte und jene tapferen Franzosen auf, welche seit zwölf Jahren für den Ehrgeiz desjenigen strit-

ten, den sie auf den Thron erhoben hatten. 300,000 Straizer wurden in Schlachten, auf Marschen und durch Krankheiten aufgetrieben; 100,000 starben vor Hunger, Groß und Elend.“

Ich habe die Wahrheit gesagt, und nur die Wahrheit.

So weit der Graf Kossopshin.

Wie viel Verechnung! man noch den russischen National-Charakter, widerfahren lassen möge: so kann man doch auf die große Vergebenheit, von welcher hier die Rede ist, nicht eingehen, ohne sich dahin zu entscheiden, daß der Antheil des Grafen Kossopshin an derselben bei weitem größer gemessen sey, als nach seiner eigenen Darstellung geglaubt werden soll.

Alles, was der Graf mit Wahrheit behaupten kann, ist, daß er den Brand von Moskau nicht anbefohlen habe; aber folgt hieraus im Mindesten, daß dieser Brand nicht das Ergebniß aller der Veranstaltungen gewesen sey, die er getroffen hatte, um das französische Heer, nach dessen Ankunft in Moskau, in eine große Verlegenheit zu bringen? —

Werfen wir, um diese Frage zu beantworten, zunächst einen Blick auf die Bevölkerung Moskau's und auf die große Veränderung, welche der Graf in derselben bewirkte.

Bekanntlich belief sich die Bevölkerung Moskau's vor dem Brande auf beinahe 250,000 Köpfe. Wenn nun der Suburban von dieser Bevölkerung, außer den

Civil- und Militär-Autoritäten, alles, was in den verschiedenen Classen der Gesellschaft zu den Notablen gehörte, in einem so hohen Maße entfernte, daß nur gemeine Handwerker und die eigentlichen Volkshelden zurückblieben (etwa 12 bis 13,000 an der Zahl): Was Wunder, wenn daraus eine große Gefahr für die Stadt selbst hervorging! Alles, was den Pöbel im Zaum halten konnte — alles, was ihm Beschäftigung gewährte und Achtung einflößte, war entrückt; und wenn nun jener, sich selbst überlassen, gerade das that, was nach dem eigenen Gesandniß des Grafen, in seinem Interesse lag, wenn er folglich zerstörte, was er nicht in sein Eigenthum verwandeln konnte: war darin irgend etwas Besorgniskeltes, irgend etwas, das sich nicht mit der größten Sicherheit vorhersehen ließ? Wann und wo hat der Pöbel unter denselben Umständen des fremden Eigenthums geschont? Es scheint daher, daß Graf Kossowschin, wenn ihm an der Erhaltung Moskau's etwas gelegen gewesen wäre, sich auf die Entfernung der Civil- und Militär-Autoritäten hätte beschränken müssen. Indem er den ganzen Kaufmannsstand, und überhaupt alle Notablen entfernte, gab er die Stadt in die Hände des Pöbels, und setzte sie eben dadurch jedem Schicksal aus, das sie treffen konnte. Wachte er nun immerhin nicht befehlen, daß man Feuer anzulegen sollte: die Sache fand sich von selbst; denn zur Vertheilung gewisser Begebenheiten ist nichts weiter erforderlich, als daß man das entfernt, was ihren Eintritt verhindert. Sind die Dämme durchstochen, welche den Fluß in Schranken halten, so tritt dieser gang von selbst in die Ebene.

Graf Kestropschin aber that noch mehr. Denn nicht
 genug, daß er die vortheilhaften Bürger zur Auswander-
 ung nöthigte, entfernte er auch gütlichlich alles, was
 in dem Falle eines Brandes, allein Rettung gewähren
 konnte, namentlich nicht bloß das zahlreiche Corps der
 Spritzenleute, sondern auch die Spritzen selbst. Nach
 seinem eignen Geständnisse gab es deren in Breslau
 nicht weniger als sechs und neunzig; sie wurden aber
 sämmtlich fortgeschafft. Zu welchem Zweck? Befürch-
 tete der Graf, daß der Feind sich ihrer bemächtigen und
 sie nach Paris führen konnte? Wie meinen, daß eine
 solche Furcht ihn niemals angewandelt habe. Zu wel-
 chem andern Zweck aber wurden die Spritzen fortge-
 schafft? Bei dem Anstöße, der mit einer Auswander-
 ung von mehr als 200,000 Menschen aus einer ein-
 zigen Stadt verbunden zu seyn pflegt, ist die Herbei-
 schaffung von 192 Pferden zur Entfernung der Spritzen,
 gewiß mit besondern Schwierigkeiten verbunden: allein
 wir sehen den Grafen Kestropschin diese Schwierigkeiten
 überwinden; denn es bleibt auch nicht ein einziges Lösch-
 werkzeug zurück. Von allen Fragen, welche in Verbin-
 dung auf den Brand von Breslau aufgeworfen werden
 können, ist die, weshalb der Graf die sämmtlichen
 Spritzen entfernt habe, in jedem Verstande die wichtigste;
 auf diese Frage also mußte in der obigen Vertheidigungs-
 schrift besondere Rücksicht genommen werden. Doch
 weil gefehlt, daß ihr Verfasser darauf eingehen sollte,
 begnügt er sich, die Thatfache selbst einzugesehen, ohne
 irgend einen Beweggrund hinzuzufügen. Mir Tage liegt,
 daß wenn 96 Spritzen in Breslau zurückgeblieben wären,

jezt hundert und dreißig tausend Franzosen, welche Napoleon umgeben, den Brand, den sie, bei ihrem ersten Einzuge in Moskau, veranlaßten, auch ohne den Beistand geübter Ertirpenteur gelöscht haben würden. Sah der Graf dies etwa vorher, als er, außer dem Corps der Ertirpenteur, auch die Spreizen aus Moskau entfernte? Was konnte ihn aber an der Erhaltung Moskau's gelegen seyn, wenn er nicht einmal dem Grunde den Ruhm gönnte, diese Erhaltung bewirkt zu haben? Die Entführung der Spreizen ist in jedem Betracht eine so entscheidende Handlung, daß man berechtigt wird zu der Behauptung, Graf Kestopfschin habe die Eindsicherung Moskau's zum wenigsten nicht verhindern wollen; denn wenn dies seine Absicht gewesen wäre, so würde er die Ertirpenteur an Ort und Stelle gelassen haben.

Abgesehen von allem, was dem Brande einen so großen Umfang gab, daß sechs Achtel der Stadt ein Raub der Flammen wurden, war der Brand selbst um so unaussprechlicher, weil lange vor seiner Entstehung, die Meinung vorherrschte, daß Moskau's Untergang beschlossen sei; und glaubwürdige Personen, welche im Jahre 1812 zu Moskau lebten, haben über die Entstehung dieser Meinung die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Jener Schmidt, dessen der Graf in seiner Verteidigungsschrift gedenkt, war unstreits ein Charlatan, da er versagte, die Direction des Lustbals erfunden zu haben; aber eben dieser Charlatan arbeitete unter dem Schutze des Grafen Kestopfschin, und seine Bestimmung war, an dem Tage, wo die Franzosen in Moskau einrücken würden, aufzuspringen, um das französische Heer mit

mit Vitriol und andern Zerflückungsstoffen von unermessbarer Höhe aus zu begrüßen. Alles, was Schmidt in diesem Eubyröen gebrauchte, wurde ihm auf Befehl des Grafen gereicht; und es fehlt nicht an Personen, welche die Verräthe an Vitriol u. s. w. gesehen haben, die zur Verfügung des Lustschiffers gestellt worden sind. Vergeblich sagt jetzt der Verf. der Verteidigungsschrift: es sei allzu viel Aufhebens von dieser Sache gemacht worden. Ganz unstrittig ist dies der Fall gewesen; doch nur in Beziehung auf den Erfolg, der in sich selbst wegsiel, nicht in Beziehung auf die Nebenwirkungen. Die aufgeschickteren Einwohner Wollau's, welche in diese neue Methode, ein großes Heer zu vernichten, kein Vertrauen setzten, schlossen aus Schmidt's Operationen, die ihnen nicht unbekannt blieben, auf einen andern Zweck; und da sie den Gubernir von Seltzen der Festigkeit seiner Beschlüsse zu kennen glaubten: so nahmen sie in großer Allgemeinheit an, daß die Einsäherung Wollau's von ihm beabsichtigt werde. Gerade diese Vorstellung von einem nahen Brande bestimmte sie zur Auswanderung in derjenigen Hülfe, die kein Befehl erzwingen haben würde, die aber dennoch nichts weniger, als freiwillig war. Was nun in Wollau zurückblieb, war mit dem Gedanken einer Einsäherung vertraut, und vermittelte ihn um so leichter, da Brandstifter in der Regel nur gewinnen, nicht verlieren können. Durch die Entfernung der Eyrhen war ihnen das Züchen gegeben. Wie hätten sie jetzt noch widerstehen können!

Genug zur Bestimmung des Ausbruchs, den der Graf Kestropschin an dem Brande Wollau's hat. Dieser ist

nicht negativer, als positiver Art; allein er hört deshalb nicht auf, sehr wesentlich zu seyn.

Große Begebenheiten zertrümmern nicht selten das Privat-Glück von Hunderttausenden; und da die unsterblichen Opfer ungewöhnlicher Maßregeln niemals unterlassen, Den zu verabscheuen und zu verfluchen, den sie für den Urheber derselben halten: so hat ein Privatmann nur allzu viel Ursache, nicht in dem Lichte eines Urhebers großer Begebenheiten zu erscheinen. In diesem Betrachto ist die Vertheidigungsschrift des Grafen Rossopchin nur allzu sehr gerechtfertigt; und das Einzige, was man ihr wünschen möchte, würde eine bessere Betheildigung seyn. Abgesehen aber von allem, was das Verhältniß des Einzelnen zu seinen Mitbürgern mit sich bringen kann: welche Begebenheit wäre wohl größer, als der Brand von Moskau? Ist er nicht der Ausgangspunkt alles dessen, was seit zehn Jahren in Europa erlitten worden ist? Ist er, um alles in einem Worte zu sagen, nicht die Bedingung der gegenwärtigen Verfaß des europäischen Continents? Was würde aus diesem Erdbeile geworden seyn, wenn sich der russische Feldzug minder nachtheilig für Napoleon geendigt hätte? Kein menschlicher Verstand vermag diese Frage zu beantworten. Zugestehen also, daß ein großer Theil der Einwohner Rußlands, vor allen aber die begüterten Eintwohner Moskau's, Ursache haben, mit einer Begebenheit, wein sie das wohl überlegte Werk des Grafen Rossopchin sehen, unzufrieden zu seyn — wie ganz anders stellt sich dieselbe Begebenheit für Europa! Welche unermeßliche Folgen hat sie für den Westen ge-

habe, und wird sie auch in Zukunft haben! Wir dürfen es nicht tadeln, daß der Graf den Namen, eine Begünstigung eingeleitet zu haben, von sich ablehnt, und wir behaupten sogar, daß er in mehr als Einem Betrachte daran wohl thut. Indes ist uns so viel klar, daß jeder Geschichtsschreiber, der die Begebenheiten der letzten zehn Jahre in irgend einem Zusammenhange vortragen will, auf den Brand von Moskau, und auf den Grafen Kossepschin zurückkommen muß. Und ist die Rolle, die er in Europa's Geschichte spielt, nicht noch ansehnlicher geworden, seitdem die Welt durch ihn selbst erfahren hat, daß er ein Abkömmling Dschingis-Khan's ist?

Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Kornpreise.

(Fortsetzung.)

§ 5.

Zwei der größten Uebel, von denen ein Land heim-
gesucht werden kann, Krieg und Mißwachs, hatten
in England sich vereinigt, um — den Wohlstand des
Landwirths zu erhöhen. Die hohen Getreidepreise, eine
unmittelbare Folge jener Uebel — der Weizen galt im
Jahr 1800, 113; im Jahr 1801, 118 Schilling der
Quarter — mehr aber noch die Sicherheit, wozu die
bisher gemachten Erfahrungen geführt hatten, daß, wenn
das Land auch nicht, wie es in den letzten zehn Jahren
der Fall gewesen, von letzterem Mißwachs heimgesucht
werde, es dennoch nicht das hervorbringe, was der
Bedarf erfordere, folglich stets von der Zufuhr aus der
Fremde abhängig bleibe — waren hinreichend zur Aufre-
chterhaltung und zur Ermunterung, die Production möglichst
zu vermehren. Eine zweckmäßigere, den klimatischen
Zufällen angemessenere Behandlung des Ackerbodens;
eine mannigfaltigere Verbesserung des Viehstandes; eine
allgemeinere Anwendung von Maschinen, deren Nütz-
lichkeit sich bereits erprobt hatte, und eine größere Fle-
ißsamkeit in Erfindung neuerer und zweckmäßigerer; eine
fast beispiellose Anstrengung zur Erleichterung des in-

ländischen Verkehr durch Kanäle und neue Wasserstraßen; endlich die Beförderung der Gemeinheitsheilungen, wodurch bedeutende Strecken bisher unbar gelegenen Landes unter Cultur kamen: dies waren die Folgen jener Ansichten. Alle Anstrengungen waren auf Ein Ziel gerichtet, nämlich den Bedarf des Landes durch die Production des einheimischen Bodens befriedigen zu können.

Unternehmungen von einem solchen Umfange würde in jedem andern Lande bald eine Grenze gesetzt worden seyn: sie würden vielleicht an einer einzigen Klippe gescheitert seyn, an dem Mangel des dazu erforderlichen Capitals; oder sie würden auf andere Wettbewerbspreise einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben, indem sie diesen das nöthige Capital entgegen hielten. Dies war aber in England der Fall nicht. Krieg und Handel hatten bedeutende Capitalien geschaffen und in Umlauf gebracht; und so lange der Krieg fortbauerte, war an seine Verminderung zu denken. Der bedeutende Gewinn aber, der sich dadurch über alle Classen verbreitete, war verpöliglich, und in einem sehr bedeutenden Antheil, dem Ackerbau anheim; und nichts ist natürlicher, als den Gewinn zur Verbesserung, oder zur Erweiterung desjenigen Erwerbszweiges anzulegen, durch welchen er erlangt werden. Auch war unter allen gerade der Ackerbau derjenige Erwerbszweig, der bei einem, wenn auch schnellen, Wandel der Dinge, bei dem Uebergang von Krieg zu Frieden, weniger, als jeder andere, gefährdet werden zu können schien; denn einmal gab er eine Gewissheit, daß der Bedarf größer als die Production sei,

nithin das Gleichgewicht zwischen beiden nicht so schnell sich herstellen lasse; und zweitens konnte man, wenn der Friede auch ein solches beförderte, durch Entsehung der Concurrenz des Auslandes, durch Erschwerung der Zufuhren, oder gar durch ein Verbot dieser, ein dem englischen Hüttenbau günstiges Verhältniß feststellen. Bei dem Einfluß, den das Ländintresse auf die Beschlüsse der Gesetzgebung in England ausübt, konnte man des letztern Auslandes versichert seyn; und somit konnte man dem allgemeinen Zweck um so sicherer sich hingeben. Wir haben gesehen, daß schon früher der Hüttenbau auf dem Fuß einer jährlichen Rente von $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ pro Cent gekauft wurde. War das aber der Fall bei mittlern Kornpreisen, wie viel mehr mußte er es seyn, bei so hohen Preisen, wie die in den Jahren 1800 und 1801! Inzwischen würde eine Unternehmung von solchem Umfange auch in dem capitalreichen England ihre Bedinge gefunden haben, und die ganze Anstrengung des Hüttenbaues wäre vielleicht in ein Nichts verfallen, wenn nicht wiederum durch eine eigene Rente von Ausländern, ein neues Uebel das Land heimgesucht hätte: ein Uebel, größer als Krieg und Mißwachs, das gerade wieder dem Hüttenbau günstig wurde. Wir reden vom Papiergelde, das, von dem Augenblick, wo die Londoner Bank ihre Barzahlungen einzustellen sich genöthigt sah, als einziges Umlaufsmittel sich über das ganze Land allgemein verbreitete.

Indem wir aber den Einfluß des Papiergeldes auf den Hüttenbau in England darzustellen haben, sehen wir uns in nicht geringer Verlegenheit. Papiergeld, in sei-

nen Beziehungen und Folgen, ist ein Gegenstand von so allgemeiner Wichtigkeit; die Geschichte desselben während des achtzehnten Jahrhunderts und bis auf unsere Zeit — gleichviel in welchem Lande — ist so lehrreich, daß es kaum möglich ist, in einem, durch einen andern Gegenstand beschrankten Raume, und so zu sagen bei Vorübergehen, eine genügende Darstellung davon zu geben. Und doch fühlen wir, daß unsere Arbeit mangelhaft sein, daß sie ihrem Zwecke nicht entsprechen würde, wenn wir bei der Bestimmung des Einflusses, den das Papiergeld in England auf den Ackerbau ausgeübt hat, nur oberflächlich davon reden wollten.

Die Eigenthümlichkeit des englischen Papiergeldes, durch welche es sich von dem Papiergelde anderer Staaten merklich unterscheidet; die Verhältnisse der Londoner Bank zu dem Staate; die Geschichte der Bildung dieser Verhältnisse, und ihres allmählichen Einflusses: dies sind die Gegenstände, die wir nicht übergangen dürfen, wenn wir unsere Absicht, ihre innige Verknüpfung mit unserem Hauptgegenstande nachzuweisen, erreichen wollen.

Wir wollen aber den Weg historischer Entwicklung auch hier nicht verlassen. Wir werden uns also bemühen, zuerst die Geschichte der englischen Bank von ihrem ersten Entstehen bis zur Zeit der Einstellung ihrer Baarzahlungen, in möglicher Kürze darzustellen, und alsdann die der allgemeinen Verbreitung eines nicht realisablen Papiergeldes bis zur Zeit, wo sie ihre Baarzahlungen wieder aufgingen, anzudeuten versuchen *).

*) Es wir sich dem ausführliche Schicksal der Bank von Cap

In jeder bedeutenden Stadt, wo ein lebhafter Geldumlauf Statt findet, wird unter denjenigen, die ein

Land und des englischen Papirgeldes, für ein besonders Werk, hat die Geschichte des Papirgeldes in Europa im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert umfassen müß, und vorbehalten: so überhaupt nur und doch, durch die hier zu gehende lange Darstellung, auch abgesehen von dem und nahe liegenden Zweck, anheim fallen um so mehr zu gedenken, als, unseres Wissens, bis jetzt in Deutschland kein Werk vorhanden ist, das im Stande wäre, einen richtigen Begriff davon zu geben. Das Bülch. in schon gesagtem ersten Theile über Banken, ausführlicher darüber mitgetheilt hat, ist der kleine und große Fortbauer, so wie der ganz oberflächlichen Darstellung wegen, ganz unbrauchbar. Das Handbuch ist aber auch nicht besser davon; denn der sonst so fröhliche Montseran hat gar nichts darüber; und was Garnier in dem Anfang zu seiner Uebersetzung von Adam Smiths Werk über den National-Reichthum, geliefert hat, ist so mangelhaft in der Fassung der Redactionen, als unbrauchbar in den Absichten. Bei den englischen Schriftstellern früherer Zeit, bei Robertson, Pöschelmann, Stenard, Smith, finden sich wohl einige Notizen, aber nichts was zu einer Uebersicht der Sache führen kann; auch können jene Notizen nicht ohne gehörige Kritik benutzt werden. Die, bei Gelegenheit der Darstellung der Bankgeschichten in England erschienenen Schriften, sind unter der Fortschreibung, die, wie der größte Theil der damaligen Parlamentsdebatten, wenig Aufmerksamkeit leisten, aber sie schon etwas als bekannt voraus, aber sie sind in ein solches Dunkel gehüllt, daß sie nur den Eingeweihten verstanden werden können. Die Parlamentsdebatten, namentlich die Berichte der Ausschüsse beider Häuser, können viel Licht verbreiten; allein in der 30 Jahre alten Parliamentary History von Wright, sollen die wichtigsten Stellen zu dem Zweck sein, wodurch die Zweckmäßigkeit des Werkes verliert, und der Wunsch beistehen gegen die fortschreitende Fortsetzung, die aber erst mit dem Jahr 1844 beginnt, sich verlagert wird. Die John Sinclair war der Mann, der wichtige Materialien hätte liefern können, da er zur Zeit der Entstehung der Bankgeschichten ein sehr

nen leichesten Geldumsatz zu machen haben, bald das Bedürfniß einer Centralcasse entstehen, in welche diejenigen Gelder, die sie zu empfangen haben, für ihre Verhaltung angenommen, hingegen diejenigen, die sie zu zahlen haben, hienwiederum aus derselben für ihre Rechnung gezahlt werden. Die Bequemlichkeit, die aus einer solchen Einrichtung hervorgeht, wird die Geschäfte um vieles erleichtern: sie wird einen Jeden der Sorge überheben, sein Geld selbst zu bewahren, und wird, in so fern es eine allgemeine und öffentliche Anstalt ist, für diese Verwahrung eine größere Sicherheit geben, als jeder Einzelne für sich haben kann; sie wird dafür sorgen, daß richtig gezähltes, richtiges und gangbares Geld in Umlauf komme, und dadurch den Verkehr sehr erleichtern; endlich wird sie einem, alle übrigen überwiegenden Vortheil darbieten, nämlich den, daß durch eine solche Einrichtung, bei einem bedeutendem Geldumlauf, ein bei weitem geringerer Vorrath an baarem Gelde erforderlich seyn wird, als erforderlich ist, wenn jeder Einzelne sich für seinen Bedarf, und öfters für einen möglichen, unvorhergesehenen Fall, mit einem Vorrath baarem Geld versehen muß. In diesem allgemein anerkannten Vortheile liegt der Ursprung aller Banken, früher, der

Wichtiges Parlamentarisches für diesen Gegenstand war. Mein sehr Honorable Member of the public Revenue, soll in der 2ten Ausgabe, 18 mit derselben Edelmüthigkeit, wie sein voriges Buch, gearbeitet, die Nachrichten sind sehr in Ordnung gewesen, und es ist so viel Wichtigkeit übergegangen, daß es ohne durchgängige Berücksichtigung nicht gebraucht werden kann,

der Giro-, später, der der Fettel-Banken, die ursprünglich sich nur dadurch von einander unterscheiden, daß die erstere auf das bei ihr niedergelegte Geld die Zahlung auf Anweisungen und durch Ueberschreiben von der Rechnung des Einen auf die des Andern leihet, die letztere aber auf das bei ihr niedergelegte Geld Fettel auf gewisse Summen, auf Inhaber lautend, ausstellt, welche Fettel sie bei Vorzeigung gegen baares Geld realisirt.

Wir reden hier nur von der ursprünglichen Eigenthümlichkeit und dem charakteristischen Unterschied beider Banken, nicht aber von den Abweichungen der einen oder der andern davon, wodurch das öffentliche Vertrauen von ihnen mißbraucht worden ist.

Ein solcher Mißbrauch mag die Kaufmannschaft von London sehr lebhaft gefühlt haben, nachdem sie manche Drangsale in ihrem Geldumlauf, während eines ganzen Jahrhunderts erlitten hatte. In früheren Zeiten ließ sie ihr baares Geld in der Münze, im Tower, als einem sichern Ort aufbewahren; allein Karl der Zweite erlaubte sich hier einen gewaltsamen Eingriff, und ließ 200,000 £. unter dem Namen eines Darlehens heraus nehmen. Dadurch abgesehen, versuchte ein Jeder seine Cassé im eigenen Hause zu haben; aber die Veruntreuungen der Cassirer nahmen um so mehr Ueberhand, als sie, durch den Eintritt in die Armee für solche Verbrechen ungestraft blieben. Hierauf nahmen die Kaufleute zu den sogenannten Geldsmiths, zu Leuten, die mit ungemünztem Gold und Silber, und mit ausländischer Münze handelten, ihre Zuflucht; allein diese Geldsmiths, durch

die Menge Geldes, die ihnen auf diese Weise anvertraut wurde, (woben ein großer Theil öfterd für längere Zeit unbenutzt liegen blieb), verleiht, suchten es zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen, und es der Regierung gegen hohe Zinsen darzuleihen. Man rechnet, daß sie unter der Regierung Karls des Dritten für solche Darleihen zehn pro Cent. jährliche Zinsen vom Staate erhielten, wobei ihnen so viele Nebenvortheile zugestanden wurden, daß sie das Geld auf zwanzig pro Cent jährlicher Zinsen benutzten. Dies ermunterte sie, auch Geld auf ihren eigenen Credit auf Zinsen aufzunehmen, bis endlich Carl für gut fand, während des holländischen Krieges, im Jahr 1672, die Rückzahlung eines ihnen schuldigen Capitals von fl. 1,350,000 zu verschieben, und zwar unter dem Versprechen, es ihnen später zu zahlen, auch bis dahin mit 6 pro Cent jährlich zu verzinsen. Da er aber leins von diesen Versprechen hielt, so wurden nicht allein diese Geldsmiß, sondern eine große Anzahl Kaufleute und reiche Privatpersonen, die ihr Geld ihnen anvertraut hatten, mit ihnen ruinirt. Von nun an war alles Vertrauen verschwunden, und jeder Versuch, der auf Erleichterung des Geldumlaufes abzielte, wurde hartnäckig abgewiesen. Unter einem Regenten wie Carl der Dritte, bei der großen Geldbedürftigkeit, worin er sich fortwährend befand, bei dem leichtfertigen Ergreifen aller Mittel, unter welchem leins zu schlecht war, wenn es nur seine Geldnoth befriedigte, durfte Niemand es wagen, sein Eigenthum irgend einem Orte zu vertrauen, zu welchem der Krone der Zugang möglich war.

Auf diese Weise entstand ein sehr empfindlicher Geldmangel, der, bei der Revolution, durch die Kriege, in die Wirbeln verwickelt wurde, aufs höchste stieg. Die Krone hatte keine andere Mittel, die Kriegskosten zu bestreiten, als durch Ausgabe von Schatzkammern-Coupons *) von einem so niedrigen Werth als 10 und 5 Pf., die 3 und 2 pro Cent. jährlicher Zinsen trugen, und die durch Abgaben und Steuern, welche das Parlament bewilligte, in zwei Jahren bezahlt werden sollten. Nichts desto weniger waren solche Coupons nur mit einem Capital-Verlust von 25 bis 30 pro Cent. gegen baared Geld umzusetzen. Die selbsten kaufmännischen Wechsel konnten nur zu einem Disconto von 14 bis 15 pro Cent. jährlicher Zinsen realisiert werden, und Geld auf Hypotheken zu erhalten, war kaum möglich; denn es war schwer, auf ein schuldfreies Eigenthum von einem jährlichen Nettoertrag von Pf. 1000, nur eine Summe von Pf. 4000 dargeliehen zu erhalten. In dieser drückenden Lage kam man auf die alten Ideen von Geld- und Credit-Instituten wieder zurück. Der klärende Zustand der Banken von Genua und Amsterdam, fanden als Beispiele vor allen Dingen, und so gelang es endlich einem Schwedländer, Namens William Patterfen, einem Plane zur Errichtung einer Bank, die noch heute unter dem Namen der Bank von England in London besteht, Eingang zu verschaffen.

*) Sie hießen damals Echequer Tallies, weil sie vor der Ausgabe in zwei Hälften getheilt wurden, wovon die eine Hälfte in Verkauf geht, die andere aber in der Schatzkammer aufbewahrt wurde.

War aber Ertz schlechter Wirtschaft zu seiner Zeit nur das einzige Hinderniß für die Errichtung eines solchen Instituts, so gestellte sich jetzt zu dem Hindernisse in die Verwaltung der Regierung, noch die Theilung der Nation in politische Partheien, die in gespannter Wuth gegen einander standen. Es ist höchst interessant, in die damals über diesen Gegenstand erschieneu Werke und Flugschriften einen Blick zu thun, um die gegenseitige Stimmung kennen zu lernen. Ein Theil behauptete: da ein solches Institut nur in Republiken gedeihen könne, so sei mit Euerde zu flüchten, daß der Einfluß, den es auf die Nation haben würde, diese nothwendig zu einer republikanischen Verfassung zurückführen würde; der andere Theil behauptete dagegen, daß die Königl. Gewalt, wenn sie, vermittelst eines solchen Instituts, mit dem Volkintresse im Einde träte, dadurch nur noch wunnschändlicher werden würde. Hier unternahm man zu beweisen: daß nur der Ackerbau allein dadurch gewinnen könne, der Handel aber, nutzlos gemacht, ganz im Verfall gerathen werde; während man dorten bemerkt, daß durch den erleichterten Geldumlauf nur der Handel allein gewinnen, der Ackerbau aber sehr darunter leiden werde. Auf beiden Seiten wurde alles hervorgesucht, was die gegenseitige Meinung unterstützen konnte, und die Partidenschaften hatten ein ganz freies Spiel *). Endlich gab der qualvolle Zu-

*) So gar die heilige Schrift wurde von der Partel, die dem Institute günstig war, zu Hülfe gezogen. Sie ließ das Gesetz ausstellen, die den Tempel (Luc. 22, 21.) „Worum haß

stand, in dem man sich durch den Geldmangel befand, mit unter auch der Reiz eines großen Gewinns, den man erwartete, den Ausschlag, und die Regierung, die von der Unterstügung, die sie selbst von der Bank erhalten werde, große Erwartungen hegte, gab sich alle Mühe, die Einrichtung zu besiedern. Ueberdem war ihr sehr daran gelegen, daß die Bank baldigst in Wirksamkeit gesetzt wurde; denn sie sollte der Regierung einen haaren Vorschuß machen, und eigentlich ihre Sicherheit auf diesen Vorschuß, der ihr Grundcapital bildete, begründet werden. In diesem letztern Zustand unterscheidet sich die Bank von England von allen damals bestehenden Banken, daß sie, vom Anfange an, ihr Capital ganz an die Regierung als Darlehn gegeben, und ihre Geschäfte größtentheils auf den Credit ihrer Noten betrieben hat.

Unterm 1sten Juni des Jahres 1694, wurde die Erlaubniß unter dem großen Siegel des Königs gegeben, daß eine Gesellschaft, unter dem Namen des Sovereigns und der Compagnie der Bank von England, zur Vertheidigung von Bankgeschäften, errichtet werden möge, und es wurde eine Commission ernannt, welche Unterscheideten etwaniger Theilnehmer an diesem Institut, für die Summen, die das Grundcapital der Bank bilden sollten, anzunehmen habe. Die Theilnehmer drängten sich über alle Erwartung hinaus, und eodgleich die Regierung, die eine solche Theilnahme nicht erwartete,

da mehr Geld nicht in die Bankbank gehen, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher gelehrt." — In London hat der Vorschlag committirt.

erklärt hatte, daß sie zufrieden seyn würde, wenn nur 500,000 £st. als Grundcapital unterzeichnet würden, so wurde in wenigen Tagen doch für die Summe von £st. 1,200,000, unterzeichnet; und so wurde der große Erlaßbrief der Regierung zur Errichtung der Bank von England, unter Bewilligung des Parlaments, den 27ten July 1694 ausgefertigt, und in die Zeit des Wilhelms des Dritten förmlich aufgenommen. Die Bedingungen waren: 1) daß die Dauer der Einrichtung dieser Bank auf Jahresfrist, nach Ablauf von Sieben Jahren, also folglich bis zum 1sten August 1705, bestimmt wurde; 2) daß sie der Regierung ein Capital von 1,200,000 £st., auf die Dauer der bestimmten Zeit darleihe, wofür die Regierung jährlich 100,000 £st. Zinsen, d. h. 8 pro Cent. jährlicher Zinsen, und außerdem jährlich 4000 £st. für die Verwaltung der Bank zahle, das Capital aber bei Aufhebung der Bank zurückzahle; 3) hatte die Opposition mit großer Anstrengung erhalten, daß amnoch hinzugefügt wurde, daß es der Bank verboten sei, der Regierung auf andere Gegenstände, als solche, die das Parlament bewilliget habe, Geld vorzuschießen.

Betrachtet man diese Bedingungen näher, so läßt sich leicht der Zustand erkennen, in dem die Regierung sich befanden hat: den der Gelddürftigkeit auf der einen Seite, und ihrer Lage zwischen den Partheim auf der andern; und es läßt sich begreifen, wie sehr ihr daran gelegen seyn mußte, einen Zuschuß von baren 1,200,000 £st. zu erhalten. Eben deswegen aber darf man sich nicht wundern, warum in dem Charter der Bank nur im

Allgemeinem die Erlaubniß ertheilt wurde, Bankgeschäfte zu machen, und an keine spezielle Bedingungen und Beschränkungen (wodurch das Publikum die Sicherheit erhalten hätte, daß die Bank in der Ausgabe ihrer Noten nicht zu weit gehen, oder ihre Geschäfte über ihre Kräfte ausdehnen dürfe) gedacht wurde. Man schien die Existenz der Bank von diesem Versuch, von der Erfahrung abhängen zu lassen, und bedwegen die Bedingung: daß es von dem Willen der Regierung abhängen solle, bei Ablauf der bestimmten Zeit die Bank entweder aufzuheben, oder weiter fort bestehen zu lassen, für hinreichend zu halten.

Die Bank, die ihr Grundcapital dem Staate, unter Bewilligung und Garantie des Parlaments, geliehen hatte, sang nun an, ihre Geschäfte auf Fettel zu machen, deren Einlösung bei Verzinsung gesichert sollte. Da die Schatzkammer-Coupons, obgleich sie 8 und 9 pro Cent Zinsen trugen, noch immer 25 und 30 pro Cent Verlust stunden: so war ihre Operation, diese an sich zu kaufen; denn obgleich mit Verlust, waren sie, durch den geringen Umlauf von 5 und 10 fl. im täglichen Umlauf, wie Papiergeld. Es gelang ihr, sie bald auf Pari zu bringen; und da die Bankfettel sehr leicht im Umlauf kamen, jene Schatz-Coupons aber den Händen der Wucherer entzogen waren: so fiel auch der kaufmännische Diskont auf 3 pro Cent. Dies waren Wunderdinge, die Niemand hatte erwarten können, und man kann sich vorstellen, welche freudige Erleichterung den Geschäftsleuten geworden ist! Allein das große Vertrauen in die Bankfettel kam aus einer ganz andern Ur-

Ursache; es war keine Folge des mäßigen Vertrauens. Das umlaufende Silbergeld in England war durch Rippen und Wippen, welches Gewerbe unter Wilhelm mit der schamlosesten Frechheit getrieben wurde, auf die Hälfte seines Werthes gesunken; es gab im ganzen Königreiche nicht einen einzigen Beutel Silbergeldes von 10. 100, der, wenn er gezogen wurde, mehr als 10. 40—50 an Silber werth war; und da das Parlament sich schon lange mit Beseitigung dieser Plage beschäftigte, und die Meinungen eines Newton und eines Locke, die darüber zu Rathe gezogen wurden, dahin gingen, die Münze einzurufen, und neuausgemünztes, richtiges Geld an die Stelle zu setzen: so eilte ein jeder zur Bank, um sein schlechtes Geld gegen Noten umzusetzen, damit, wenn das schlechte Geld verrufen würde, er von der Bank gutes gegen Noten zu fordern berechtigt sei. Im Launel über das große Vertrauen, das, nach der Meinung der Bank, das Publikum zu ihren Zetteln hatte, behielt die Bank ihre Geschäfte aus, und gab überall Erleichterungen; denn es waren ihre Bankettel, die sie hingab. Aber bald zeigte sich die Ursache ihres eingebildeten Glor, als die ihrer Zerstörung. Das Parlament bestimmte die Ausmünzung einer bedeutenden Summe neuen Geldes, und sobald die Münze einen bedeutenden Vorrath davon hatte, wurde die alte geslippte und gewippte Münze ziemlich verrufen. Es wurde durch einen Parlamentbeschuß bestimmt, daß den 1. Jan. 1696 Niemand mehr solch altes Geld annehmen dürfe. In diesem Augenblicke waren alle sonst im Umlauf gewesene ginsttragende Schatzkammerinsche in den Hän-

den der Bank, in Umlauf waren aber nur Bankzettel, die keine Zinsen trugen. So wie aber im Jahr 1693 sich alles zur Bank drängte, um schlechteres Geld, bevor es verfallen wurde, gegen Noten umzusetzen, so drängte sich alles jetzt, um Noten gegen baare Geld umzusetzen. Jetzt fiel den Bankdirectoren der Schleier von den Augen. Sie erkannten nunmehr, worin eigentlich das eingebildete Vertrauen bestand, und erkannten auch die Gefahr, der sie unmittelbar ausgesetzt waren. Sie glaubten dieser entgegen und sich helfen zu können, wenn sie einen Theil der Schatzkammer-Coupons, die sie zu Paris gebracht hatten, wieder verkauften, und dagegen ihre Noten einlegten: die Schatzkammercoupons stiegen aber bald so sehr unter Paris, daß sie nicht mehr zu verkaufen waren. Sie forderten die 40 pro Cent ein, die die Subscribenten noch auf ihre Subscription für das Grund-Capital schuldig waren, indem die Regierung die 12. 1,200,000 nicht ganz in baarem Gelde, sondern in Bankzettel, erhalten; auch diese 400,000 12. hielten den Andrang nicht zurück. Sie borgen Geld auf Zins tragende Bankzettel zu 6 und 7 pro Cent, um nur die Masse andringender Noten zu vermindern; die Generalstaaten halfen ihnen mit einem Vorschuß von 300,000 12. gegen Sicherheit. Es war alles umsonst; der Andrang der Zettel, das Verlangen, sie gegen baare Geld umgesetzt zu sehen, die Furcht, daß die Bank es nicht werde ausführen können, die sich aller Gemüther bemächtigete, waren so groß, daß schon am dritten Mal die Bank sich gezwungen sah, nur 10 pro Cent baare Geld auf die vorgelegten Zettel zu zahlen.

und im July konnte nur noch auf 25. 100, drei Pfund Sterling gezahlt werden. Endlich sahe sie sich genöthigt, ihre Zahlungen ganz einzustellen, den 4ten December des Jahres 1696 den Schuß und die Hälfte des Parlaments anzufragen, indem sie zugleich demselben ihren Status überreichte, und um eine Commission bat, die ihre Bücher untersuchen und dem Parlament darüber Bericht erstatten möge.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit, dargestellt von Karl Heinrich Lud- wig Pölig.

Indem Richard Bacon die Hindernisse aufzählt, welche den Fortgang der Wissenschaften verzögert haben, endigt er im neunzigsten Paragraphen seines neuen Organon mit folgender Bemerkung:

„Unverkennbar ist es ferner, daß die Bedrücke und Einrichtungen auf Schulen, Akademien, Collegien und ähnlichen Versammlungen, die zum Wohnsitz der Gelehrten und zur Verbreitung des Unterrichts bestimmt sind, ihrer Natur nach, dem Fortgange der Wissenschaften entgegen arbeiten. Die Vorlesungen und Uebungen sind schon so geordnet, daß es so leicht Niemandem einfallen kann, etwas Anderes, als das Herkömmliche, denken und untersuchen zu wollen. Sollte es aber der Eine oder der Andere wagen, sein Recht zu selbststheigenem Urtheile geltend zu machen: so darf er zwar diese Mühe für sich selbst übernehmen, aber er hoffe ja nicht auf Beistand und Verschub von Anderen. Und ließe er sich auch diese Vereinzelung gefallen, so wird er außerdem noch die schlimme Erfahrung machen, daß diese Betriebsamkeit und Geistesstärke auf dem Wege des Glückes kein geringes Hinderniß für ihn ist; denn

an solchen Orten sind die Studien der Leute in die Werke gewisser Schriftsteller, wie in Gefängnisse, eingezengt; und wenn Jemand diese Schranken durchbricht, so wird er sogleich für einen unruhigen und unvernünftigen Kopf aufgeschrieben. Gleichwohl ist wahrlich ein großer Unterschied zwischen bürgerlichen und wissenschaftlichen Dingen; und man hat hier gar nicht dieselbe Gefahr von einer Aufklärung, wie dort von einem Aufstande, zu besorgen. Der Polnik ist eine Verbesserung, selbst wegen der damit verbundenen Ordnung, verdächtig, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Ansichts- und Uebereinstimmung, auf Ruf und Meinung, nicht auf Vernunftgründen, beruhen; in Künsten und Wissenschaften hingegen muß Alles, wie in den Bergwerken, von immer neuen Arbeiten und weiteren Fortschritten ertönen. Nach der richtigern Methode geht es auch so, allein man versteht nicht nach ihr, sondern die oben beschriebene Verwaltung und Polizei der Gelehrsamkeit war gewohnt, die Triebkraft der Wissenschaften unter ihrem bleiernen Scepter zu erdrücken.¹⁰

Die Zeit, welche gliebt und nimmst, hat dem Vaticanischen Urtheil über den Zausageist der Hochschulen — denn diese müssen dem vaticanischen Philosophen hauptsächlich vergessachtet haben — sehr viel von seiner Wichtigkeit entwendet. Welche Gebrechen ihnen auch in anderer Hinsicht anhaften mögen, so haben sie doch wenigstens aufgehört, dem faulen Knechte im Evangelium zu gleichen, der das ihm anvertraute Pfund in ein Schweißtuch hüllte und in die Erde vergräbt, damit nichts davon einkommen möge, und er, zur Rechenschaft

gefordert, zum wenigsten seine Ehrlichkeit beweisen könne. Es ist kein Verbrechen mehr, die Gränze irgend einer Wissenschaft erweitern zu haben. Die Regierungen selbst fürchten die wahre Aufklärung so wenig, daß sie dieselbe auf allen und möglichen Wegen bekämpfen. Lehrstühle sind errichtet worden, welche keinen andern Zweck haben, als den Anbau solcher Disciplinen zu befördern, die, indem sie die Natur der menschlichen Gesellschaft erschaffen, die richtige Behandlung derselben an feste Regeln binden. Seit etwa dreißig Jahren ist eine neue Wissenschaft entstanden, die, in ihrer allgemeinsten Bezeichnung, nur als die Wissenschaft der Gesellschaft benannt werden kann. Der Zweck, den sich dieselbe setzt, ist kein anderer, als das gesellschaftliche Leben, wo möglich, in gleicher Gesundheit und Kraft zu erhalten. Sie hat es darauf anlegen müssen, die Ursache für die Erscheinungen in der sittlichen Welt zu verzeichnen, weil dies das einzige Mittel war, sich der Erscheinungen selbst zu bemächtigen. Wie viel ihr gelungen ist — wenige ahnen, noch weniger wissen es. Gleich wohl ist nichts ausgemacht, als daß sie von einem Tage zum andern immer mehr in das gesellschaftliche Leben eingreift. Ganz unbekannt mit ihr zu seyn, ist Keinem erlaubt, der heutigen Tages in der Beamtenwelt etwas bedeuten will. Es fehlt noch viel daran, daß die Staatswissenschaften neben den Kreisen positiver Disciplinen als gleichberechtigt und gleichgeachtet erscheinen; denn auch den Wissenschaften steht ein Schurikabel an, der sich auf sein Alter stützt und nicht selten die Realität dem Scheine derselben aufopfert. Wenn die Fortschritte, die

jene in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit gemacht, und die Ausbildung, die sie gewonnen haben, sichert ihnen schon jetzt einen Platz, auf welchem sie einer täglich wachsenden Achtung gewiß seyn können.

Das ausgezeichnete Werk, mit dessen Inhalt wir unsere Leser bekannt machen wollen: führt den Titel: die Staatswissenschaften in dem Lichte unserer Zeit. Verfasser desselben ist Herr Karl Heinrich Ludwig Pölig, ordentlicher Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig: ein Mann, der, seinem Eingebundniß nach, sich seit acht und zwanzig Jahren mit diesem Gegenstand beschäftigt hat. Das Werk selbst zerfällt in vier Theile, von welchen der erste das Natur- und Völkerrecht, das Staats- und Staatsrecht und die Staatskunst, der zweite die Volkswirtschaft, die Staatswirtschaft mit der Finanzwissenschaft, und die Polizeiwissenschaft, der dritte die Geschichte des europäischen Staaten-Systems aus dem Standpunkte der Politik, die Staatskunde (doch nur im allgemeinsten Umriß) und das öffentliche europäische Staatsrecht, der vierte endlich das praktische europäische Völkerrecht, die Diplomatie und die Staatspraxis, in sich schließt. Von diesen vier Theilen sind bis jetzt die beiden ersten erschienen; sie allein können also ein Gegenstand unseres Urtheils seyn, wie wenig sich auch daran zweifeln läßt, daß die beiden letzten Theile jenen gleich seyn werden. Eine systematisch durchgeführte Gesamtschau aller Staatswissenschaften in dem Lichte der neueren Zeit, ist der Zweck des Verfassers. Je wissenschaftlicher aber das Princip ist, worauf die Staatswissenschaften

ten gegründet sind, desto leichter muß die Zurückführung jedes einzelnen auf dieses Princip werden.

Wir gehen jetzt auf den Inhalt des Werkes selbst ein, und es wird sich sogleich zeigen, wie wenig von dem Maße, den der Verfasser seinen Staatswissenschaften gegeben hat, indem er das Prädicat: in dem Lichte unserer Zeit, hinzufügte, zu befürchten ist. In Wahrheit, wer jemals über Gegenstände dieser Art gedacht und geschrieben hat, konnte darüber nur in dem Geiste seiner Zeit denken und schreiben: Plato, Aristoteles, Cicero, Dante Alighieri, Machiavelli, Bodin, Hobbes, Montesquieu und Filangieri, und wenn man sonst noch nennen mag, alle haben sich in diesem Falle befunden; und wenn der Verf. einen Werth auf die Zeit legte, in welcher sein Werk zum Vorschein getreten ist: so kann er dazu keinen anderen Beweggrund haben, als weil in eben dieser Zeit sehr viel von dem, was zum Besten der Staatswissenschaften gehört, zur Sprache gebracht worden, während in früheren Zeiten davon kaum die Rede war. Er sagt:

„Der Zusammenhang der Staatswissenschaften unter sich, wird durch ein gemeinschaftliches Princip bemittelt; und dies Princip heißt: Recht und Wohlfahrt. Beide sind die höchsten Bedingungen alles Staatslebens; denn in dem Staate sind vernünftig-sanftliche Wesen, vermittelst des Staats-Vertrages, zu einer Gesellschaft zusammengetreten, durch welche der Endzweck der Menschheit — Gerechtigkeit und Glückseligkeit in Harmonie — theils von dem einzelnen Menschen, theils von der ganzen Rechtsgesellschaft, so wie nach außen in der

Wechselwirkung mit andern Völkern und Staaten, erreicht werden soll. Das Recht steht höher als die Wohlfahrt, weil die geistige Natur der Menschen höher steht, als die sinnliche; und daraus folgt, daß das Recht nie, um der Wohlfahrt willen, verletzt werden darf. Sind aber Recht und Wohlfahrt die beiden höchsten Bedingungen des Staatslebens, so kann in den Staatswissenschaften nur gelehrt werden, theils wie diese beiden Bedingungen verwirklicht werden sollen und können; theils wie sie in den vormalig bestandenen, oder noch bestehenden Staaten verwirklicht worden sind und verwirklicht werden; — oder auch, wie und wodurch diese Bedingungen verletzt und nicht verwirklicht worden sind. Nach seiner allgemeinsten Einteilung schließt daher der Kreis der Staatswissenschaften theils philosophische, theils geschichtliche Staatswissenschaften in sich. In jenem wird gelehrt, wie, nach etw. gültigen Bestimmungen der Vernunft, Recht und Wohlfahrt verwirklicht werden sollen und können; in diesen wird nachgewiesen, ob und wie Recht und Wohlfahrt in den vormalig bestandenen und noch bestehenden Staaten verwirklicht worden, oder nicht. Allein man reicht mit dieser allgemeinsten Einteilung der Staatswissenschaften in philosophische und geschichtliche nicht aus. In ihrem Kreis müssen zwei Wissenschaften gezogen werden, ohne welche, obwohl der Grundbegriff des Staats in ihrem Mittelpunkt nicht vorherrscht, die eigentlichen Staatswissenschaften nicht vollständig begründet werden können: das Nat. und Völkerr. und die Volkswirtschaft. Dazu kommt noch, daß gewisse Staatswissen-

schaften nur durch die Verbindung von philosophischen Grundsätzen mit geschichtlichen Thatfachen ihre systematische Gestaltung und Haltung gewinnen können, wie z. B. die Staatskunst, die Staatswirtschaft und Finanzwissenschaft, so wie die Polizeiwissenschaft.

„Nicht aus dem Kreise der Erfahrung und Geschichte, und eben so wenig aus einem positiven, d. h. aus einem zu einer gewissen Zeit und für die Bedürfnisse eines gewissen Volkes gegebenen Rechte kann der Begriff des Rechts, so wie der letzte Grund desselben herkommen; er muß vielmehr in einer ursprünglichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes begründet seyn, wenn anders das Recht alle Wesen unserer Gattung ohne Ausnahme, wenn es alle Völker und alle Zeiten umschließt, wenn der Urbegriff des Rechts auf alles, was in der Erfahrung und Geschichte als Recht sich anbahnt, als höchster Maßstab angewendet, und überhaupt der Zweck aller äußern gesellschaftlichen Verbindung zwischen Wesen unserer Gattung, das erhabene Ideal der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden allmählich verwirklicht werden soll. Die ursprüngliche Beschaffenheit des menschlichen Wesens aber beruht auf drei unmittelbaren Thatfachen: des Daseyns, des Verschiedenseyns von allen anderen Dingen (der Individualität) und der Persönlichkeit und Freiheit. Diese unmittelbaren Thatfachen sind in einem Urgeföhle verbürgt, das wir Bewußtseyn nennen: das einzige Bleibende und Unveränderliche in unserem Wesen, über welches wir mit unserer Erkenntniß nicht hinaus können,

und in welchem jeder einzelne Zustand als unmittelbare Thatsache, deren wir uns bewusst werden, von uns wahrgenommen wird. Seyn und Handeln sind die beiden Hauptgattungen dieser Zustände. Durch das Seyn kündigt sich der Mensch als die innigste und ausfließlichste Verbindung einer sinnlichen und einer geistigen Natur zu dem Seyn einer Person an; und so entsteht für die theoretische Philosophie die Aufgabe, den Menschen nach dem, was er ist, d. h. nach der Gesamtheit und dem gegenseitigen Verhältnisse aller, in der ursprünglichen Gesammtheit seines Wesens enthaltenen, Vermögen und Kräfte darzustellen. Mit dem Kreise des menschlichen Seyns aber steht der Kreis des menschlichen Handelns, oder der äußern Aufbündigung menschlicher Thätigkeit, in Angemessenheit zu einer vorausgegangenen innern Befähigung und Triebfeder bei jeder äußeren Handlung in der genauesten Verbindung; denn jede äußere Thätigkeit setzt einen von dem handelnden Wesen gedachten Zweck voraus, der durch die äußere Thätigkeit erreicht werden soll. Die wissenschaftliche Darstellung der Gesamtheit aller innern Triebfedern und Zwecke menschlicher Handlungen, so wie der, aus diesen Triebfedern entspringenden Handlungen in Angemessenheit zu den beabsichtigten Zwecken, ist daher die Aufgabe der praktischen Philosophie. Er kann aber nur ein solches Wesen der innern Triebfedern, nach welchem es handelt, des Zwecks, den es beabsichtigt, und der Handlungen sich bewusst werden, welche es in Angemessenheit zu diesen Triebfedern vollbringt; und eben deswegen darf die praktische Philosophie der Freiheit in der unbedingt gebietenden Befolgung der

Vernunft das Ziel vorhalten, nach welchem sie streben und das sie verwirklichen soll.

„Die Vernunft nur kennt keine höhere Idee, als die des Sittlich • Guten, d. h. die Ausübung des Guten um des Guten selbst willen, ohne irgend eine Rücksicht auf die daraus hervorgehenden Folgen. Diese Idee, unabhängig von allen Naturgesetzen, weil sie aus dem innern Heiligtume des menschlichen Geistes, und aus der reinsten Thätigkeit seines höchsten Vermögens hervorgeht, stellt den Endzweck des menschlichen Daseyns auf, weil alle anderen Zwecke unter demselben enthalten sind, und sich immer nur auf ihn beziehen. Sie soll aber nicht bloß als Erkenntniß in dem Vorstellungsvermögen der Menschen enthalten seyn, sondern auch das höchste Ideal für alle seine Handlungen vermitteln, sofern Annäherung an dieses Ideal die große Aufgabe für alle vernünftig • sinnliche Wesen, so wie der Inbegriff der gesammten Zwecke ihrer Thätigkeit, in allen Zeiträumen ihres Daseyns seyn und bleiben soll.

„Das Ideal der Sittlichkeit aber zerfällt, nach der ursprünglich gesetzmäßigen Einrichtung unseres Wesens, in das Ideal für den innern, und in das Ideal für den äußern freien Willenskreis. Jenes umschließt die rein sittliche Güte der Triebfeder menschlicher Handlungen, oder die unbedingte Verbindlichkeit zu einer Thätigkeit für sittliche Zwecke; dieses die völlige Angemessenheit der äußern freien Handlung zur innern sittlichen Güte der Triebfeder, oder die Verwirklichung sittlicher Zwecke in der Verbindung und Wechselwirkung mit Wesen unserer Art. Das erste ist das Ideal der

Pflicht; das zweite das Ideal des Rechts: denn unter Pflicht verstehen wir die subjective Verbindlichkeit zu freien Handlungen, welche dem Sittengesetz angemessen sind; unter Recht aber die in unserem Wirkungskreise enthaltene Möglichkeit, sittliche Zwecke zu erreichen, und in der Rechtsverletzung mit anderen gekränk zu machen. Das Recht besteht daher in dem, was nach sittlichen Zwecken möglich ist. Beide Ideale (der Pflicht und des Rechts) stammen gleichmäßig und ursprünglich aus dem Ideale der Einsichtlichkeit, so wie dieses Ideal aus der höchsten Vernunft-Idee, der Idee des Sittlich-Guten. Da das Ideal des Rechts keine andere Forderung an den Menschen macht, als daß er das nach sittlichen Zwecken Mögliche in seinem äußeren freien Wirkungskreise leiste: so kann diesem Ideal nur ein solcher Verein freier Wesen entsprechen, in welchem die äußere Freiheit des Einzelnen mit der äußeren Freiheit aller anderen sittlichen Wesen in Gleichgewicht steht, wo also die äußere Freiheit des Einzelnen (die Sphäre seiner Rechte) vereinbar ist mit der Freiheit aller Anderen. Der höchste Grundsatz der philosophischen Rechtslehre ist daher: „Befördere das vollendete Gleichgewicht zwischen deinem äußeren Wirkungskreise und dem äußeren freien Wirkungskreise aller mit dir zur Gesellschaft vereinigten Wesen;“ oder: „Du darfst jedes in den Belagen, Vermögen und Kräften deines Wesens enthaltene und begründete Recht gekränk machen, durch dessen Verwirklichung du kein Recht irgend eines vernünftig-sittlichen Wesens hinderst oder verletzest.

„Da nun diesem höchsten Rechtsgrundsatz für alle

Wesen unserer Gattung, wegen der ursprünglichen Gleichheit der sittlichen Gesetzgebung der Vernunft, gleiche Gültigkeit zukommt: so wird auch durch diesen Grundsatz das Ideal der Herrschaft des Rechts der ganzen Erde zum Ideale der philosophischen Rechtslehre erhoben und als solches ausgesprochen. Demnach ist die philosophische Rechtslehre die Wissenschaft, welche lehrt: wie innerhalb des äußeren freien Wirkungskreises, in der Gemeinschaft und Wechselwirkung vernünftiger Wesen, das Ideal der Herrschaft des Rechts auf der Erde verwirklicht werden kann und soll. Der Werth dieser Wissenschaft braucht nicht erwiesen zu werden: er steht und fällt mit der Vernunft selbst, aus deren Heiligtume jener Begriff und dieser Zweck stammt. Ihrem Umfange nach zerfällt sie in das sogenannte Natur-Recht und in das Völker-Recht.

„In dem Naturrechte entwickelt die philosophische Rechtslehre alle einzelne, in der Natur des Menschen enthaltene, und aus dem Ideale des Rechts hervorgehende Rechte und rechtliche Verhältnisse des vernünftigen Wesens in seinem äußeren freien Wirkungskreise; in dem Völkerrechte die Bedingungen, unter welchen sowohl in der Mitte des einzelnen Volks, als in der Verbindung und Wechselwirkung mehrerer und aller neben einander bestehender Völker, die Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden verwirklicht werden soll. Die seit Jahrhunderten gewöhnliche Benennung: Naturrecht ist beizubehalten, sobald man darunter nicht eine auf Naturgesetze gegründete, oder den bloß sinnlich-thierischen Naturzustand entwickelnde Wissenschaft,

sendern diejenige systematische Darstellung verfaßt, welche sich auf die ursprüngliche Beschaffenheit der menschlichen Natur gründet, und in Angemessenheit zu dem Grundcharakter der Menschheit ein Ideal gesellschaftlicher Verbindung und Wechselwirkung freier Wesen aufstellt, wie dasselbe aus der Unermeßlichkeit der gesamten Anlagen, Vermögen und Kräfte des Menschen hervorgeht, wenn gleich dieses Ideal höher liegt, als die bürgerliche Gesellschaft, und in seinem letzten Punkte — wie jedes Ideal — nicht erreicht werden kann. Im weitesten Sinne kann auch das philosophische Staats- und Staaten-Recht zur philosophischen Rechtslehre gezogen werden; zum wenigsten kann der Zweck des Staats, so wie der Inhalt und Umfang des Staats- und Staatenrechts, nur durch die Anwendung der unverwandelbaren, aus der Vernunft selbst herkommenden Grundsätze des Natur- und Völkerrechts auf dasselbe wissenschaftlich begründet, und erschöpfend durchgeführt werden.“

Dies ist der Boden, auf welchem der Verf. das Gebäude seiner Staatswissenschaften aufführt. Natur- und Völkerrecht erhalten unter seiner Hand diejenige Entwicklung, wodurch ihr Verhältniß zu dem Staatsrechte und den übrigen Staatswissenschaften noch genauer bestimmt wird. Es giebt ein reines (absolutes) und ein angewandtes Naturrecht. Jenes stellt die ursprünglichen, aus der vernünftig sinnlichen Natur des Menschen unmittelbar hervorgehenden Rechte jedes einzelnen sittlichen Wesens auf; dieses entwickelt die erworbenen Rechte des Menschen, und zeigt die Art und

Weise, wie in der äußeren Rechtsgesellschaft Rechte auf Personen und Sachen durch Verträge erworben werden, woraus das persönliche und das Sachen-, oder das dingliche Recht entspringt. Nach dem Urrichte der Menschheit ist der Mensch Zweck an sich, weil er ein sittliches — ein mit Vernunft und Freiheit ausgestattetes — Wesen ist. Daraus folgt, daß er nie sich selbst als Mittel behandeln, noch sich von Andern als Mittel für ihre beliebigen Zwecke behandeln lassen darf. Die ursprünglichen im Urrichte der Menschheit enthaltenen Rechte sind: 1) das Recht auf äußere Freiheit; 2) das Recht auf äußere Gleichheit; 3) das Recht auf Freiheit der Sprache, der Presse und des Gewissens; 4) das Recht auf persönliche Würde und guten Namen; 5) das Recht auf Eigenthum; 6) das Recht auf öffentliche Sicherheit; 7) das Recht auf Abschließung und Faltung von Verträgen. Der Verfasser setzt aus einander, was jedes dieser einzelnen Rechte in sich schließt, und worauf die Gültigkeit der Verträge beruht. Weil in einer, auf das Ideal des Rechts gegründeten gesellschaftlichen Verbindung persönliche und dingliche Rechte bloß durch gegenseitige Uebereinkunft, also nur durch Vertrag erworben werden können; so enthält das angewandte Naturrecht zunächst die wissenschaftliche Darstellung der einzelnen Hauptgattungen und Arten von Verträgen und der aus diesen Verträgen hervorgehenden rechtlichen Verhältnisse zwischen freien Wesen. Solche Verträge sind: 1) der Gesellschaftsvertrag überhaupt; 2) der eheliche Vertrag; 3) das daraus hervorgehende Vatersrecht; 4) der Dienstvertrag; 5) der Arbeits-

und

und Miethsvertrag; 6) der Schenkungs-, Tausch- und Kaufvertrag; 7) der Leih-, Darlehen- und Pfandvertrag; 8) der Aufbewahrungs- und Verwahrungsvertrag, mit Einschluß der Vörschaft; 9) der Vertrag auf den Fall des Todes; 10) der Verfassungs- und Regierungsvertrag der Gesellschaft; 11) der kirchliche Verfassungvertrag; 12) das allgemeine Gesellschaftsrecht.

Das philosophische Völkerrecht umschließt in der Darstellung des Verf. das Ideal der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, nach der Verbindung und Wechselwirkung: der auf der Erde neben einander bestehenden, größeren oder kleineren, in sich vertragemäßig abgeschlossenen rechtlichen Vereine, die wir Völker nennen. Die Vernunft denkt sich unter dem menschlichen Geschlechte das ganze unermessliche Reich stürlicher Wesen auf dem Erdboden, getheilt in eine große Anzahl einzelner Völker, deren allgemeiner Verkehr unmittelbar auf der Idee der unbedingten Herrschaft des Rechts beruht, und deren besondere Rechtsverhältnisse gegen einander durch einzelne Verträge festgesetzt werden, doch so, daß alle besondere Bedingungen dieser Verträge ebenfalls dem letzten und höchsten Zwecke (der Herrschaft des Rechts auf dem Erdboden) untergeordnet sind, weil dieser Zweck in der Idee der Menschheit selbst enthalten ist, und weil durch dessen Verwirklichung alle Völker des Erdbodens zur Annäherung an das Ziel der Menschheit rascher fortzuschreiten, und unter sich zu einem unauflöslichen Ganzen verbunden werden sollen. So wie nun im Naturrechte das Recht der Persönlichkeit als Urrecht des Individuums darsieht, aus wel-

ihren die ursprünglichen Rechte unmittelbar herkommen: eben so setzt das philosophische Völkerrrecht ein Unrecht als Grundlage des ganzen Völkerrrechts. Dieses Völkerrrecht heißt Selbstständigkeit und Integrität der Völker; denn jedes Volk bildet, als ein vertragmäßig abgeschlossenes Ganzes, nach der Vernunft die Einheit einer moralischen und juristischen Person, in welcher alle Individuen des Volkes eben so wie die einzelnen Theile des Ganzen nach ihrem Verhältnisse zu dem Ganzen bestehen, wie die einzelnen Glieder einer Organisation. Die Selbstständigkeit eines Volkes aber beruht: 1) auf dem eigenthümlichen Besitze eines Gebietes; 2) auf der Unabhängigkeit seiner Bevölkerung von jedem andern Volke und dessen Regierung; 3) auf der Eigenthümlichkeit seines Namens, seiner Verfassung und seiner Regierung. Die Integrität eines Volkes beruht auf der Unterlegbarkeit seiner Bevölkerung, seines Gebietes, seiner Verfassung und seiner Regierung. Ob nun gleich, nach der Geschichte, die Verletzung der Integrität eines Volkes mit Rettung seiner Selbstständigkeit gedenkbar ist: so verlangt doch die Vernunft unumwandellich die Anerkennung und das Bestehen beider im Rechte der Völker wesentlich verbundenen Bestandtheile: der Selbstständigkeit und Integrität. Dem gemäß ist jedes Volk: 1) Zweck an sich, ein Mittel für andere Völker; 2) so dem Volke steht das Recht zu, seinen, ihm eigenthümlichen Zweck durch alle Mittel zu verwirklichen, welche ihren Grund in der Verfassung haben, von der Regierung des Volkes als die zweckmäßigsten anerkannt werden, und die Rechte anderer Völker weder bedrohen

noch verletzen; 3) jeder Angriff eines ausserordentlichen Volkes auf die Selbstständigkeit und Integrität eines andern Volkes ist widerrechtlich, weil die Vernunft keinen Fall kennt, wo irgend ein Volk berechtigt wäre, ein anderes Volk als Mittel für seine Zwecke zu behandeln. Mit den ursprünglichen und erworbenen Rechten eines Volkes verhält es sich in folgender Weise. Jene und diese sind: 1) die individuelle Freiheit eines jeden Volkes; 2) die rechtliche Gleichheit desselben mit andern Völkern; 3) die gegenseitige Oeffentlichkeit der Völker; 4) der Credit derselben; 5) der rechtliche Eigenthum- und Gebietsbesitz der Völker; 6) die äussere Sicherheit der Völker; 7) das Recht der Verträge zwischen den einzelnen Völkern; 8) das Recht der Vertretung des einen Volkes bei dem andern, oder das Gesandtenrecht. Von Retorsionen, Repressalien, Krieg und Frieden kann im philosophischen Völkerrechte nicht gehandelt werden, weil es auf einem Ideale beruht, das jeden Zwang ausschliesst. Erst wenn die Idee der Herrschaft des Rechts auf alle neben einander bestehende Völker, theils nach der festen Gestaltung ihres inneren Lebens, theils nach ihrer äussern Verbindung mit andern Völkern, übergetragen ist, denkt sich die Vernunft die gesamte Menschheit als vereinigt zu einem grossen Bunde des Rechts; und durch diese Erweiterung verbreitet sich das Völkerrecht zum Welcbürgerrechte, nach welchem jedes menschliche Individuum nicht blos nach seiner nächsten Stellung zu seinem einzelnen Volke, sondern zugleich auch dem unermesslichen Standpunkte seines Verhältnisses zur ganzen Menschheit sich betrachtet, an der Fortbildung der

Menschheit, als Gattung, zu dem gränzenlosen Ziele ihrer Erziehung auf der Erde durch die ewige Weltregierung, nach seiner ganzen Thätigkeit Antheil nimmt. Die Menschheit selbst wird, in der Idee, ein großes — durch die unauslöschliche Verbindung der Pflicht und des Rechts — unzerstrennlich vereinigtes und fest in sich zusammenhängendes Ganzes, dessen Theile die einzelnen Völker sind. Und aus dieser höchsten Idee der Vernunft für die ganze auf dem Erdboden lebende Menschheit geht das Ideal des ewigen Friedens hervor, welches die Philosophen auf die unbedingte Befolgung der sittlichen Vernunft, und auf die Verwirklichung der Gerechtigkeit in den einander gleich geordneten Kreisen der Pflicht und des Rechts gründen, die Dichter hingegen unter den Bildern des goldenen Zeitalters schildern.

Doch alle Forderungen der philosophischen Rechtslehre beruhen auf einer Voraussetzung, welche der Wirklichkeit fremd ist; das ist die Voraussetzung der sittlichen Mündigkeit. Im Kreise der Erfahrung bildet das menschliche Geschlecht eine gemischte Gesellschaft von sittlich-mündigen und sittlich-unmündigen Wesen. Die letzteren erscheinen, theils als physisch Unmündige, wozu alle in's irdische Leben eintretende Wesen unserer Gattung gehören, sofern sie einer Erziehung zur sittlichen Mündigkeit bedürfen, theils als sittlich Unmündige, die, obgleich zu den Jahren der physischen Reife gelangt, dennoch, bald wegen fehlerhafter Erziehung, bald wegen geistiger Schwäche, bald wegen aufsteigender Leidenschaft, bald wegen angenommenen Verfalls und Bosheit, eben so die Herrschaft des Rechts in

der ganzen Gesellschaft, wie die Rechte der Einzelnen, durch ihre Handlungen bedrohen und verletzen. Die Folge davon ist, daß in derjenigen äußeren Verbindung von Menschen, welche wir in der Erfahrung wahrnehmen, eine Anstalt bestehen und rechtlich gestaltet seyn muß, nach welcher, um die Herrschaft des Rechts zu sichern, der sanftlichen Macht des sitzlich - mündigen und verberbten Willens ein Gegengewicht entgegen gestellt wird, durch welches jedes rechtswidrige Wollen und Handeln erkannt, bedroht, gestraft und so der allgemeine Zweck der Gesellschaft aufrecht erhalten wird. Dies Gegengewicht ist der Zwang, der nicht seiner selbst wegen, sondern wegen der Herrschaft des Rechts innerhalb der Gesellschaft, vorhanden ist. Nur Mittel zum Zweck ist er; und schon daraus folgt, daß er, völlig rechtlich gestaltet, und nach allen denkbaren Rechtsverletzungen im Voraus berechnet, alle eintretenden Rechtsverletzungen mit unveränderlicher, durch das Strafgeschick ausgesprochener Strenge, ohne Aussehen der Person, an denjenigen Individuum abgeben muß, welche die Herrschaft des Rechts verhindert und gestört haben. Also — durch Aufnahme des rechtlich gestalteten Zwangs für die Aufrechterhaltung und Sicherstellung der persönlichen und öffentlichen Rechte, entsteht, gestützt auf die im Ideale des Naturrechts gebotene unbedingte Herrschaft des Rechts, die bürgerliche Gesellschaft oder der Staat; und dennoch wäre der Staat: „diejenige vertragmäßig gestiftete Gesellschaft freier Wesen, in welcher die Herrschaft des Rechts unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwangs begründet, erhalten und

gesichert wird.“ Das Ideal der Herrschaft des Rechts, wie es im Naturrechte entwickelt wird, bleibt im Staatsrechte dasselbe; nur daß die Verwirklichung dieses höchsten, von der Vernunft gebotenen Zweckes jeder vertragmäßig begründeten Gesellschaft freier Wesen, wegen der Willkür sittlich-mündiger und sittlich-unmündiger Individuen, unter die Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges gebracht wird.

Aus diesem Zwecke des Staats folgt: daß nur das Leben im Staate einen rechtlichen Zustand bildet; daß der Staat (wegen der erfahrungsmäßigen, ununterbrechenden Fortdauer des menschlichen Geschlechts auf der Erde) eine ewige Gesellschaft bildet, und niemals, wie Einige wollen, die Bestimmung erhalten kann, sich selbst entbehrlich zu machen; daß weiter die bloße äußere Sicherheit, noch die Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit als Zweck des Staats ausreichen; daß endlich zur Errichtung und zum Bestehen eines Staats zwei wesentliche Bestandtheile erforderlich sind: Land und Volk, d. h. ein Theil der Erde (sein Gebiet), welches dem darauf in einer abgeschlossenen Rechtsgesellschaft lebenden Volke als Eigenthum zusteht, und eine Zahl von Menschen, welche zu einem selbstständigen Volke auf diesem Theile des Erdbodens sich vereinigt haben. Da nun die Vernunft den Menschen in der Wirklichkeit nicht anders denken kann, als im Staate, indem der Staat die einzig rechtliche Bedingung ist, sich dem Ideale der Herrschaft des Rechts zu nähern; da ferner die gesetzlich begründete, und mittelst des rechtlich gestalteten Zwanges für immer gesicherte Einheit aller Staatsmit-

ger das Ziel ist, welchem der Staat in allen seinen Einrichtungen und Anstalten nachstreben soll: so bestimmt sich hiernach das Staatsrecht als die Summe derjenigen Mittel, wodurch der Zweck des Staats (die allgemeine Herrschaft des Rechts) erreicht werden kann. Allen diesen Mitteln muß der Begriff zum Grunde liegen, daß die bürgerliche Gesellschaft ein freies, lebendvolles, ein in allen Theilen innigst zusammen hangendes, und, nach dem Grundcharakter der Menschheit, ein zu höherer Vollkommenheit bestimmtes, und derselben sich näherndes Ganzes bildet. Daraus nun ergibt sich, daß unter der rechtlichen Form des Staats nur der gesammte Umfang aller der Mittel und Bedingungen verstanden werden darf, durch welche der Staat als ein in allen seinen Theilen rechtlich gestaltetes, lebendvolles und fortschreckendes Ganzes erscheint, und als solches in der Wirklichkeit wahrgenommen wird. Aus diesem Standpunkte gefaßt, gehören zu den Bedingungen der rechtlichen Form des Staats: 1) die Urverträge, auf welchen der Staat als Rechtsgesellschaft beruht; 2) die höchste Gewalt im Staat nach ihren einzelnen Theilen; 3) die aus den Urverträgen nach der Theilung der höchsten Gewalt hervorgehende rechtliche Form der Verfassung und Regierung des Staats.

Unter den Urverträgen des Staats, mögen dieselben nun bei der Entstehung der Rechtsgesellschaft förmlich abgeschlossen seyn, oder nach der Natur stillschweigender Verträge gelten, werden diejenigen verstanden, wodurch der Staat als Rechtsgesellschaft be-

geündet wird. Diese Uebertrge sind: der Vereinigungs-, der Verfassungs- und der Unterwerfungsvertrag. Die Herrschaft über Menschen von dem göttlichen Willen herleiten, und die Rechtmässigkeit von der natürlichen Ueberlegenheit der Macht abhängig machen — wie Herr von Haller es gethan hat — heißt, das Physische über das Eitliche setzen, das letztere so gut als ganz ausschließen, und die Arila, Dschingiskan, Timur u. s. m. zu rechtmässigen Regenten kempeln. Durch den Vereinigungsvertrag wird der Zweck des Staats als Grundlage der gemeinschaftlichen bürgerlichen Verbindung öffentlich ausgesprochen und unwiderrsslich festgesetzt; denn die eitlichen Wesen, die zu einer Rechts- gesellschaft sich verbinden, vereinigen sich über die Herrschaft des Rechts, vermittelt des vertragmssig begründeten und für immer gesicherten Gleichgewichts der aueren Freiheit Aller. Der Verfassungsvertrag bestimmt die Mittel und Bedingungen, durch welche der allgemeine Zweck des Staats innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden soll; die Gesamtheit dieser Mittel und Bedingungen zur Verwirklichung des Staatszwecks heißt die Verfassung (Constitution) des Staats. In dem Unterwerfungsvertrage wird bestimmt, wie innerhalb des Staats der Zweck desselben durch die in dem Verfassungsvertrage enthaltenen Mittel erreicht, und für immer gesichert werden soll; und da dies nur durch die Uebertragung der Gesamtmacht des Staats auf das Oberhaupt desselben geschehen kann: so beruht der Unterwerfungsvertrag auf der freiwilligen Anerkennung aller Staatsbürger der im Staate rechtlich

begründeten, und mit unübersehblicher Macht bekleideten höchsten Gewalt, welche dem Oberhaupt des Staats für immer übertragen wird. Daraus folgt, daß, obgleich die Gesamtmacht des Staats ursprünglich in Volke ruhet, sie von dem Augenblick an, wo der Staat entsteht, nicht mehr von dem Volke ausgeht werden kann; daß folglich alle sogenannte Volks-Souveränität ein Hirngespinnst ist, das nur aus der Verwechslung von nicht übertragener Gesamtmacht mit wirklich übertragener hervorgeht. Es folgt aber daraus ferner, daß, obgleich die Anwendung der Gesamtmacht nur durch den Regenten zu einer rechtlichen wird, der Regent, als sittliches Wesen, dem andere Wesen sich zur Unterwerfung des Staatszwecks unterwerfen haben, die Gesamtkraft des Staats nur für den in der Verfassung bestimmte ausgedehnten Zweck des Staats und in Beziehung auf die in derselben Verfassung enthaltenen Mittel und Bedingungen anzuwenden darf, sobald diese Anwendung rechtlich seyn soll. In dieser Darstellung wird der so unbestimmte als genutzbrauchte Begriff der Volks-Souveränität beseitigt und die höchste Gewalt im Staate erscheint als eine sittliche Kraft, bestimmt für die Leitung sittlicher Wesen, und rechtlich begründet durch die einzig rechtliche Form der Verbindung unter sittlichen Wesen: durch den Vertrag. In Wahrheit, höher kann das Staatsoberhaupt nicht gestellt werden, als wenn sich ihm freiwillig die Gesamtheit aller sittlichen Wesen im Volke unterwirft, und ihm für immer — unter der einzigen Bedingung der rechtlichen Handhabung — die Ausübung und Leitung der

Gesamtmacht des Volkes und des Staats überträgt.

Auf diese Bestimmungen folgt die Lehre von den einzelnen Theilen der höchsten Gewalt im Staate. Nach der Idee der Verfassung kann diese nur Eine seyn. Allein jede Idee läßt sich in ihre einzelnen Bestandtheile auflösen und nach ihren Merkmalen zergliedern; und bei diesem Geschäft macht man sehr leicht folgende Entdeckungen: 1) daß die höchste Gewalt im Staate keine blinde und mechanische Kraft ist; 2) daß, da sie nicht bloß über die physischen, sondern auch über die sittlichen und geistigen Kräfte aller Staatsbürger gebietet, alle Launen und alle Willkür, als den sittlichen Zwecken entgegen, von ihr ausgeschlossen werden müssen; 3) daß ihre Wirksamkeit, als die Wirksamkeit einer vereinigten, physischen, geistigen und sittlichen Kraft, an die Verwirklichung des Staatsbonds gebunden ist. Zwar wird die Gesamtmacht dem Oberhaupte des Staats für immer übertragen; allein die höchste Gewalt — dies Ergebniß der übertragenen Gesamtmacht — wird im Begriffe unterschieden nach ihren beiden wesentlichen Theilen, als gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Daraus folgt, daß die Verfassung im Staate zwar eine Theilung der höchsten Gewalt, nie aber eine Trennung dieser Theile gut heißen kann. Vertheilt denkt sich die Verfassung die höchste Gewalt, nicht als ob die sichtbare Repräsentation (Repräsentation) derselben im Staatsoberhaupte eine Theilung derselben zuließe, oder, als ob die vollziehende Gewalt noch einen andern Mittelpunkt haben könnte, als in

dem Staatsoberhaupt; wohl aber in sofern als zur gesetzgebenden Gewalt die Vereinigung der gesammten politischen Kraft im Staate erfordert wird; denn allwohine ist nur Einer, und die Allweisheit und Allgerechtigkeit dieses Einen liegt nicht im Bereich der Sterblichen. Die Theilung besteht daher in der Unterscheidung und erfahrungsgemässigen Wahrnehmung der in Einem Ganzen auf's innigste verbundenen einzelnen Bestandtheile; die Trennung hingegen in der völligen Absendung dieser Bestandtheile von einander, und in ihrer Entgegensetzung. Kein Staat wird auf die Dauer bestehen, oder in sich zur Eintracht kommen, wo die gesetzgebende Gewalt auf der Trennung und Entgegensetzung des Regenten und der Volksvertreter beruht; die Theilung der gesetzgebenden Gewalt aber zwischen den Regenten und den Volksvertretern wird die Vereinigung der gesammten Thätigkeit und der gesammten politischen Kraft zu einem Ganzen verbinden. —

Da es uns nur darauf ankommt, den Geist des vor uns liegenden Werkes kenntlich zu machen: so müssen wir es unsern Lesern überlassen, die Ausbildung, welche der Verfasser seinem Staats- und Staatsrechte gegeben hat, aus dem Werke selbst aufzufassen. Wir fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß kein wesentlicher Punkt mit Still Schweigen übergegangen ist, und daß dieselbe Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, die wir bisher an ihm kennen gelernt haben, in allen den Paragraphen, welche das philosophische Strafrecht und das philosophische Staatsrecht in sich schließen, niedergefunden wird. Dem Orthodaxen

im Staatsrechte nichten wir den Rath ertheilen, sich vor den Theorien des Verf. nicht allzu sehr zu fürchten, weil nichts darin enthalten ist, was der Vernunft und Erfahrung nicht vollkommen gemäß wäre. Was die letzten dreißig Jahre geleistet haben, um die Geltendmachung des Staatsrechtes zu vergrößern, wird man doch nicht darum zurückstoßen wollen, weil es nicht dem Herrschame angehört?

Nicht mit Unrecht glaubt der Verf., der Staatskunst (Politik) eine neue Gestalt gegeben zu haben. Er fordert alle Diejenigen, welche wissenschaftlich prüfen, auf, diesem Theile seiner mühevollen Arbeit ihre Aufmerksamkeit zu schenken; denn ihm selbst ist daran gelegen, zu wissen, ob er den rechten Weg eingeschlagen habe. Wir überlassen dies vorläufig Demen, die lieber tadeln, als sich belehren; denn wir sind der Meinung, daß man einem Manne, der sich acht und zwanzig Jahre hindurch, mit einem und demselben Gegenstande beschäftigt hat, einiges Vertrauen schenken müsse, wo es auf Bestimmung der Grundsätze und des Wesens einer Disciplin ankommt.

Die Staatskunst ist unserem Verfasser die wissenschaftliche Darstellung des Zusammenhangs zwischen dem innern und äußern Staatsleben, nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit. Wie das Naturrecht nichts von einem Zwange weiß, weil es eine allgemeine Mündigkeit voraussetzt; eben so weiß das Staatsrecht nichts von einer Klugheit, weil es nur auf die Vollbringung des Rechts dringt. Aber die Staatskunst nimmt die Klugheit in ihre Worte auf. Sie ist eine gemischte, d. h.

auf philosophischen Grundsätzen und auf geschichtlichen Thatfachen gleichmäßig gebildete Wissenschaft; denn während die Lehre von dem Unterschiede zwischen dem innern und dem äußeren Staatsleben, von der Wechselwirkung zwischen beiden, und von der Herrschaft des Rechts nur auf philosophischen Grundsätzen abgeleitet werden kann, gehen die Beispiele zur Veranschaulichung dieser Anknüpfung und Wechselwirkung des innern und äußern Lebens aus der Erfahrung und Geschichte hervor, und nur die Geschichte bietet die Regeln der Klugheit dar, nach welchen jedesmal die wirksamsten Mittel für die Zwecke des innern und äußern Staatslebens angewendet werden dürfen und sollen. So wie nun bei jeder irdischen Organisation das innere und das äußere Leben derselben als verschieden von einander aufgefaßt werden können, obgleich beide in ihrem Zusammenhange eben das Wesen der Organisation und die erkennbare Anknüpfung derselben vermitteln; so auch bei dem Staate. Jeder Staat kann und muß nämlich, als ein politisches Ganzes, in einer zweiseitigen Hinsicht betrachtet werden: nach seinem innern und nach seinem äußern Leben, und nach der Wechselwirkung beider auf einander, die aus dem Zusammenhange zwischen beiden hervorgeht. So wie aber, in der Regel, bei allen irdischen Organisationen das innere Leben derselben die Grundbedingung des äußeren ist; so auch im Staatsleben. Das innere Leben eines Staats nun wird zunächst erkannt an der Cultur seiner Bürger, an seinem Organismus nach Verfassung, Regierung und Verwaltung, und an den, in dem eigenthümlichen

Charakter des Volkes, so wie in der Verfassung, Regierung und Verwaltung enthaltenen, Bedingungen der rechtlichen Fortbildung des innern Staatslebens, will alles, was lebt, nie stillstehen kann, sondern entweder fortschreitet oder rückwärts geht. Das äußere Leben eines Staats hingegen wird erkannt an der Art und Weise, wie derselbe mit andern neben ihm bestehenden Staaten in Wechselwirkung und Verbindung steht, und wie er, im Falle eintretender Rechtsverletzungen, den Zwang gegen dieselben anwendet.

Bei dieser Ansicht der Staatskunst, als einer selbstständigen Wissenschaft, wird allerdings das im philosophischen Staats- und Staatenrechte aufgestellte Ideal der unbedingten Herrschaft des Rechts in jedem einzelnen Staate, so wie in der Wechselwirkung der gesondert neben einander bestehenden Staaten, vorausgesetzt; allein durchgehend verbindet die Staatskunst, theils in ihren Grundlehren mit dem höchsten Zwecke des Rechts, den Zweck der Wohlfahrt, sowohl der Individuen, als der ganzen Gesellschaft, theils stellt sie für die möglichste Verwirklichung beider Zwecke, die wirksamsten Mittel auf, wodurch die Vorschriften der Klugheit in die Mitte der Staatskunst aufgenommen werden. Da aber die Vorschriften der Klugheit, als solche, nicht aus der Vernunft, wie die heiligen Gesetze des Rechts, sondern aus der Erfahrung herkommen: so müssen in der Staatskunst die anwendbarsten und treffendsten Belege aus der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart entlehnt und mitgetheilt werden, um die Anwendung der wirksamsten

Mittel für die Erhaltung, Bewahrung und Erhöhung des Zusammenhanges zwischen dem innern und äußern Staatsleben zu verknüpfen und zu bereisen. In diesem Betrachte könnte man auch die Staatskunst als die Wissenschaft bezeichnen, wie das Ideal des Staats in der Wirklichkeit nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit dargestellt werden soll, obgleich in dieser Begriffsbeyzeichnung die beiden Hauptgegenstände des innern und äußern Staatslebens nicht mit Bestimmtheit hervortreten. Von selbst versteht sich hierbei, daß in dem Verhältnisse zwischen den Grundsätzen des Rechts und den Regeln der Klugheit die letzteren den ersteren so untergeordnet werden müssen, daß zwischen beiden kein Widerstreit entstehen kann.

Aus dem aufgestellten Begriffe der Staatskunst geht ihr selbstständiger Zweck mit Nothwendigkeit hervor. Dieser Zweck ist nämlich kein anderer, als die Verwirklichung des Zusammenhanges zwischen dem innern und äußern Staatsleben nach den Grundsätzen des Rechts und der Klugheit. Recht und Wohlfahrt sollen, im unausschließlichen Vereine, sowohl innerhalb des Staats, als in seiner Anknüpfung nach außen, durch die wirksamsten Mittel begründet, erhalten und für immer gesichert, und dadurch der Staat, als ein lebendiges, in sich abgeschlossenes und vollendetes, zugleich aber auch als ein, durch die Fülle seines innern Lebens zu immer höherer Kraft und Vollkommenheit sich ausbildendes, Organismus dargestellt werden.

Doch nicht bloß der Zweck, auch die Theile der Staatskunst ergeben sich aus jenem Grundbegriffe der

Wissenschaft; denn nach demselben zerfällt die Staats-
 kunft: 1) in die Lehre von dem innern Staats-
 leben, und 2) in die Lehre von dem äußern Staats-
 leben, nach allen zu beiden gehörenden wesentlichen Be-
 dingungen. Von jenem muß zuerst gehandelt werden,
 weil es die Grundbedingung von diesem ist: denn wenn
 gleich die Rückwirkung der äußern Verhältnisse eines
 Staats auf das Innere durchaus nicht abgelehnet wer-
 den kann, (eine Rückwirkung, welche, nach den Aus-
 sagen der Geschichte oft über alle Erwartung günstig,
 oft aber auch beissendes nachtheilig, sich ankündigt);
 so würde doch diese Rückwirkung von Außen nach Innen
 gewiß einen ganz andern Charakter gehabt haben, wenn
 nicht vorher die Mäandrigung und Richtung nach an-
 ßen durch das innere Staatsleben bedingt gewe-
 sen wäre. Nur aus der Ordnung, Festigkeit und Gleich-
 mäßigkeit in ihrer inneren Gestaltug läßt sich erklären,
 warum, nach dem Zeugnisse der Geschichte, nicht selten
 scheinbar minder wichtige Staaten in entscheidenden An-
 griffen noch außen eine Kraft entwickeln, die man
 ihnen vorher nicht zugestaut hatte, und die nicht nur
 für ihr eigenes politisches Schicksal, sondern auch für
 andere Staaten den Ausschlag gab. Durch diese Kraft
 des inneren Lebens widerstanden in der Welt des Alter-
 thums die griechischen Freistaaten dem Sturme der per-
 sischen Kaiser, sie unterlagen aber den Eroberungen der
 Römer, als diese Blüthe und Kraft ihres inneren Lebens
 verwelt und vermindert war. Unterstützt von dieser
 inneren Lebenskraft seines durch die Kirchenverbess-
 rung zur religiös-politischen Freiheit gebrachten Staats

nächste Reich von Sachsen den Kaiser Karl den Fünften zur öffentlichen Anerkennung der kirchlichen Freiheit der Protestanten. Es lassen sich aber noch unzählige andere Beispiele dieser Art anführen.

Die wissenschaftliche Darstellung der gesammten Bedingungen und Anknüpfungen des inneren Staatslebens bildet den ersten Theil der Staatskunst; zu diesen Bedingungen und Anknüpfungen aber gehören: a) die Cultur des Volks, das in dem Staate zu einem selbstständigen bürgerlichen Ganzen verbunden ist; b) der Organismus des Staats, nach den beiden höchsten Grundsätzen des Rechts und der Wohlfahrt, in sich schließend die Verfassung, die Regierung, die Verwaltung; c) die in der Cultur, Verfassung, Regierung und Verwaltung des Volkes gemeinschaftlich enthaltenen Bedingungen der rechtlichen Fortbildung des inneren Staatslebens (Lehre von den Reformen im Staate).

Die Lehre von dem äußeren Staatsleben zerfällt: 1) in die Darstellung der Grundsätze der Staatskunst für die Wechselwirkung und Verbindung des einzelnen Staats mit allen übrigen neben ihm bestehenden Staaten; 2) in die Darstellung der Grundsätze der Staatskunst für die Anwendung des Zwanges nach angedrohten oder erfolgten Rechtsverletzungen.

Da wir in diesem Aufsatze nichts weiter beabsichtigen, als unsere Leser aufmerksam zu machen auf die Erscheinung des vor uns liegenden Werkes: so können wir, ohne die Grenzen dieser Blätter zu überschreiten, nicht weiter eingehen in die Ausbildung, welche der

Bers. seiner Staatskunst, als Wissenschaft genommen, gegeben hat. Wir begnügen uns, zu sagen, daß ein durch richtige Grundbegriffe gehaltener Zusammenhang überall sichtbar ist, und sich des Verstandes siegreich bemächtigt. Nur um den Geist, in welchem der Bers. gearbeitet hat, genauer zu bezeichnen, wollen wir noch seine Gedanken über Reformen und Revolutionen im Staatsleben hieher setzen. Er sagt:

„Der unendliche Geist, den wir in der Sprache des Staates Gott nennen, fruchtete allen vernünftigen Wesen das Streben nach Glückseligkeit mit ihm und nach Annäherung an ihn, mithin das Streben nach gediegenem Fortschreiten ein. Die Philosophie nennt diesen Grund-Charakter der Menschheit, als Sattung, die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur. Sie liegt in jedem Individuum unserer Sattung; mithin in der ganzen Menschheit. Sie ist in der ursprünglichen Beschaffenheit unseres Wesens begründet; mithin unvernunftbar. Sie steht mit der Freiheit des Willens in der innigsten Verbindung, weil nur durch Freiheit entweder der Fortschritt zum Besseren, wegen wir bestimmt sind, oder der Rückschritt zum Schlechteren erfolgt; denn in der sittlichen Welt giebt es kein Drittes. Was aber für das Individuum als unveränderliches Gesetz der ewigen Weltordnung gilt, muß auch für die Völker des Erdbodens, als rechtlich gestaltete Ganze sittlicher Wesen, und für die Staaten gelten, in welchen die Völker leben. Sie sind zum Fortschreiten in der Cultur, d. h. in allen wesentlichen Bedingungen eines menschlichen Daseyns be-

kimmt, und alle Völker, welche in diesen Bedingungen — in der Cultur des Bodens, des Gewerbfleißes, des Handels, der Wissenschaft und Kunst — rasch fortschreiten, erscheinen, nach dem Zeugnisse der Geschichte, als kräftige, lebensvolle Ganze, deren innerer Organismus nach Verfassung, Regierung und Verwaltung in sich gleichmäßig gestaltet war, und die — nach der Kraft und Stärke dieses Organismus — jedem drohenden Sturm von außen zurückschicken und bändigten. Der Fortschritt des inneren Volks- und Staatslebens braucht daher zuerst auf dem Fortschritt der Cultur des Volkes, und dann auf dem von dieser Cultur abhängenden gleichmäßigen Organismus des Staats nach Verfassung, Regierung und Verwaltung. Wo also der Fortschritt des Volkes in den aufgestellten Bedingungen der Cultur unverkennbar wahrgenommen wird: da müssen auch die Formen seiner Organisation, d. h. seine Verfassung, Regierung und Verwaltung, gleichmäßig fortgebildet werden, d. h. es müssen Reformen eintreten, oder sie veralten unaufhaltsam.

„Ueber den Reformen im innern Staatsbetrieb werden, nach diesen Vorüberlegungen, die allmählichen Fortbildungen, Veredelungen und Nachhülsen in der Verwaltung verstanden, welche ihren letzten Grund in den Fortschritten des Volkes nach allen wesentlichen Bedingungen seiner Cultur haben. Nothwendig sind diese Reformen, sobald gewisse Unvollkommenheiten in den Formen der Verfassung, Regierung und Verwaltung so bestimmt hervortreten, daß die erhöhten geistigen Bedürfnisse des Volkes und die zu einem festen Cha-

rafter ausgebildete (nicht von einzelnen Tenangebern einseitig aufgestellte) öffentliche Meinung mit den veralteten Formen im entschiedenen Gegensatz erscheinen; willkürlich sind sie, sobald kein anerkanntes Bedürfnis in der Cultur des Volkes, und kein gegründetes und allgemeines Urtheil in der öffentlichen Meinung dieselbe verlangt.

„Die Reformen im Staate dürfen aber nicht vom Volke, als Masse, sondern nur von der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, als der vereinigten höchsten Macht im Staate, ausgehen. Daraus folgt, theils daß alle Reformen, von unten herauf und durchgeführt, eigenmächtig und widerrechtlich sind, theils daß in aristokratischen Staaten, wo die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in der Person des Regenten vereinigt sind, nur von diesem die Reformen ausgehen können, theils daß in Staaten, wo der Regent und die Stellvertreter des Volkes einen gemeinschaftlichen rechtlichen Theil an der gesetzgebenden Gewalt haben, den Stellvertretern des Volkes ein Stimmrecht an den Reformen in sofern zustehen muß, als sie entweder dieselben bei den Regenten in Vorschlag und Anregung bringen können, oder die von dem Regenten vorgeschlagenen und beabsichtigten Reformen zu prüfen und mit dem Cultur-Zustande des Volkes, so wie mit dessen anerkannten Bedürfnissen, zu vergleichen berechtigt sind.

„Beflüßt auf Erfahrung und Geschichte, kann man folgende allgemeine Grundsätze in Beziehung auf Reformen aufstellen:

„Sie werden Bedürfnis, sobald durch den Lauf der

Begebenheiten, und durch die Veränderung der Verhältnisse gewisse Formen des innern Staatslebens so veraltet sind, daß sie entweder von selbst verschwinden, oder daß ihre Beibehaltung mit einem allgemeinen Gefühl des Drucks derselben verbunden ist, und gegründete und unpartheische öffentliche Meinung für deren Abschaffung sich erklärt.

„Erkennt die höchste Gewalt in solchen entscheidenden Augenblicken des innern Staatslebens das Bedürfnis der Reformen an: so erfolgen sie naturgemäß, allmählig und ohne innere Erschütterungen.

„Die Reformen im innern Staatsleben können theils die gegenseitige Ausgleichung der allgemeinen Bedingungen der Cultur des Volkes, theils den Organismus des Staats treffen.

„Jene werden im inneren Staatsleben ausgeglichen, wenn z. B., Sklaverei und Leibeigenschaft da aufgehoben werden, wo sie noch bestehen, wenn der Landbau nach allen seinen Zweigen von lähmenden, aus der Vergangenheit stammenden, Befehlen befreit, wenn der Gewerbefleiß in Hinsicht des Zunft und Zunftzwangs verbessert, die Freiheit des Handels ausgesprochen, das Reich der Wissenschaften als ein Reich der geistigen Freiheit betrachtet und behandelt und der Kreis der Künste dem Kreise des wärllichen Lebens, zur Veredelung und Verschönerung desselben, angeschlossen wird.

„Im innern Staatsleben kann aber auch der Organismus des Staats selbst durch Reformen zeitgemäß fortgeführt und zu neuer Kraft erhoben werden. Das geschieht 1) in Betreff der Verfassung, wenn

1. S. da, wo noch keine geschriebene Verfassung bestand, durch eine Verfassungsurkunde das gesamte innere Staatsleben auf eine feste rechtliche Unterlage zurückgeführt, oder eine bereits bestehende Verfassung, nach den eingetretenen und anerkannten Bedürfnissen, in einzelnen Theilen verändert wird (z. B. wenn statt Einer National-Versammlung, zwei Kammern eingeführt werden); 2) in Betreff der Regierung, wenn eine unbeschränkte Regierungsform in eine verfassungsmäßig beschränkte, oder eine bis dahin beschränkte in eine unbeschränkte, oder eine Wahlmonarchie in eine erbliche, oder eine erbliche in eine Wahlmonarchie übergeht; 3) in Betreff der Verwaltung, wenn entweder in der Organisation und gegenseitigen Stellung der höchsten Verwaltungsbehörden völlig durchgreifende oder nur theilweise Veränderungen erfolgen. In dem Kerne eines jeden Volkes (von welchem Individuen genau unterschieden werden müssen) liegt, wie vielfältig auch das Gegentheil behauptet werden mag, ein Princip von Ständigkeit, welches die veralteten Formen eben so denickt, wie es die unvorbereiteten und nicht aus erklärten Bedürfnissen hervorgehenden ihm aufgedrungenen neuen Formen, entweder mit Gleichgültigkeit behandelt, oder mißbilligend erträgt, und, sobald es kann, zurückweist.

„Den Gegensatz der Reformen bilden die Revolutionen. Diese gehen von der rechtmäßigen Gewalt im Staate aus, und haben die Fortbildung, Verjüngung und Befestigung des innern Staatslebens zum Zweck; durch diese hingegen wird die rechtmäßige Gewalt im

Staat entweder erschüttert, oder gewaltsam umgestürzt. Die Reformen knüpfen das nothwendig gewordene Bessere und Neue an das Veraltete an, das bisher bestand, und haben also eine geschichtliche Unterlage; die Revolutionen vernichten gewöhnlich die ganze bisherige Grundlage des innern Staatslebens. Die Reformen wirken wohlthätig auf die Fortschritte der Völker in der Cultur und auf die theilweise Umbildung des Staatsorganismus ein, weil sie mit Umsicht verathen und ausgeführt werden; im Sturme der Revolutionen hingegen werden nicht selten wesentliche Bedingungen der Cultur unwiderrumblich zerstört, und brauchbare und unbrauchbare Bestandtheile des Staatsorganismus mit Einem Schlage vernichtet, weil die meisten Revolutionen die Gesamtheit der bürgerlichen Verhältnisse erschüttern. Dabei steht der Erfahrungssatz fest: daß den meisten, wo nicht allen Revolutionen durch zeitgemäße Reformen hätte vorgebeugt werden können, besonders sofern unter denselben eine gewaltsame Umbildung der bisherigen Grundlage des innern Staatslebens und des gesammten Organismus des Staats, nach Verfassung, Regierung und Verwaltung, verstanden wird¹¹.

Wir brechen hier ab; denn wir glauben genug gesagt zu haben, um dem Leser eine höchst vortheilhafte Meinung von dem hier vergliederten Werke beizubringen. Eben deswegen entsagen wir allen den Lobsprüchen, welche dem Verf. gehören: denn wo das Werk den Meister lobt, da sind alle Lobsprüche überflüssig. Wehaupten möchten wir indeß, daß dem, der diesen ersten Theil der Staatswissenschaften mit Aufmerksamkeit und

Andacht gelesen hat, nicht leicht irgend eine Aufgabe des gesellschaftlichen Lebens vorkommen könne, die sich von ihm nicht mit Leichtigkeit und Wahrheit lösen ließe. Wie viele Täuschungen, die eine wohlunterrichtete Zeit herbeiführt, fallen darüber in sich selbst zusammen! Eben deswegen aber wünschen wir, daß das Werk des modernen Pöbel in recht viele Hände kommen möge; wo immer retheliche Besinnung und gesunder Verstand ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, da verdient es Eingang zu finden. „Die bisherigen Weltweisen — sagt Bacon — waren entweder Empiriker, oder Rationalisten. Jene schleppten alles zum dereinstigen Gebrauch von außen zusammen, wie die Ameise; diese jagten ihr Gewebe aus sich selbst, wie die Spinne. Zwischen beiden in der Mitte liegt das Verfahren der Biene, welche ihren Stoff aus den Blumen der Edlen und Felder sammelt, aber ihn nachher durch eigene Kraft verarbeitet und umwandelt. In diesem Bilde zeigt sich das wahre Geschäft der Philosophie; sie läßt auf die Kräfte des Geistes nicht alles oder das Meiste ankommen; auch nimmt sie den, von der Naturgeschichte und von mechanischen Versuchen ihr dargebotenen Stoff nicht so roß, wie er ist, in das Gedächtniß auf, sondern sie legt ihn erst im Verstande zur Umarbeitung nieder.“ Mit diesen Worten hat ein großer Geist, der dem sechzehnten Jahrhunderte angehört, das von uns empfohlene Werk auf das Vollständigste charakterisirt; und wir bemerken nur noch, daß das Motto: *de te ipsum corpus, esse aliquid*, welches dem Titel beigesügt ist, in unserer Uebersetzung nicht passender gewählt werden konnte.

Berichtigungen für das sechste Heft dieses Jahrganges.

Seite 209 Zeile 2 von unten. Statt verachtet, lies: verachtet.

— 231 — 1 von oben. Statt durch. lies: daß durch u.

— 233 — 3 von oben. Statt ist, lies: ist.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsatz.)

Siebentes Kapitel.

Von den Wirkungen der Kirchenverbesserung in
England während des sechzehnten Jahrhunderts.

England, welches vom Schicksal bestimmt war, die
Früchte der Kirchenverbesserung im reichsten Maße ein-
zuernt, gelangte sehr spät zum Ziel; denn es verstrich
nicht weniger, als hundert und fünfzig Jahre, ehe
es in Beziehung auf die übernatürlichen Lehren, welche
die Grundlage des christlichen Kirchenthums ausmachen,
den Grundsatz der Duldung annehmen und fest-
stellen konnte. Den ganzen Zeitraum hindurch, den
die Regierungen der letzten Könige aus dem Hause
Tudor und der sämtlichen Könige aus dem Hause
Stuart ausfüllt, schwankte das britische Kirchenthum
hin und her: ein auffallender Beweis, daß man das
rechte Verhältniß zwischen Kirche und Staat nicht zu
treffen mußte, und Dinge vereinigen wollte, die,

so wie sie einmal aufgestellt waren, nicht verändert werden konnten. War die Vervollkommenung des kaiserlichen Gesetzes der letzte vernünftige Zweck der Kirchenverbesserung, so kann man mit Wahrheit sagen, daß dieser Zweck am wenigsten in England erkannt wurde; und vielleicht darf man hinzufügen, daß das stärkste Hinderniß der richtigen Erkenntniß in einer Verfassung lag, die, so lange sie die Oeffentlichkeit von ihrem Wesen ausschloß, nothwendig zur Tyrannei herausforderte.

Für Heinrich den Achten war die von ihm ausgegangene Kirchenverbesserung nichts mehr als nichts weniger, als eine Berechtigung zur höchsten Willkür. Die Vereiniung der päpstlichen Macht mit der königlichen diente nur, ihn zu einem eben so argen Geplänkel zu machen, wie Caligula es gewesen war. Dieser römische Imperator, welcher eben so sehr von dem Antonius, als von dem Octavian abstammte, pflegte zu sagen, daß er die Consuln bestrafen würde, wenn sie den Sieg bei Actium feierten, und daß er sie eben so bestrafen würde, wenn sie ihn nicht feierten; und als Drusilla, seine Schwester, gestorben war, und er ihre göttliche Ehren betwölgt hatte, war es in seinem Urtheil ein eben so großes Verbrechen, sie zu beweinen, weil sie eine Göttin war, als sie nicht zu beweinen, weil sie die Schwester des Imperators gewesen war. Heinrich der Achte empfand und dachte nicht menschlicher. Die Forderung, welche er an seine Unterthanen machte, war, daß sie in ihren Urtheilen über kirchliche Dinge weder über ihn hinauszugehen, noch hinter ihm zurückbleiben sollten. Wer das Eine oder das Andere that, galt

ihm für einen Widerspenstigen; den ersten bestrafte er als einen Regei, den zweiten als einen Pöbller. Ohne die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen, daß es unmöglich war, auf einer und derselben Stufe mit ihm zu stehen, betrachtete er es als Beweis unbedingten Gehorsams, wenn man darauf verzichtete, in Dingen, welche das menschliche Fassungsvermögen überstiegen, anderer Meinung zu seyn, als der König: und so mußte ganz England dafür haßen, daß Heinrich der Achte sich in dem ersten Abschnitt seines Lebens mit Theologie beschäftigt, und die Lehresätze des Thomas von Aquin als unumschließliche Wahrheiten mit seinem Gedächtniß aufgesaßt hatte. Die Ketzer wurden mit Mönchen angefaßt, deren angebliche Schuld auf ganz entgegengesetzten Gründen beruhete: man war ein Verboecher, weil man es mit dem Pabste hielt, und man war nicht minder ein Verboecher, weil man es nicht mit ihm hielt, und über das Maß von Freigeistern, welches Heinrich für das eben rechte hielt, in einer Kleinigkeit hinausging.

Indeß fühlte dieser König, daß die Ordensgeistlichkeit nicht für ihn vorhanden sei, und daß er sich ihrer entledigen müsse, wenn er die kirchliche Gewalt jemals mit der staatlichen vereinigen wollte. Ohne also von den Glaubenslehren, so wie sie durch ihn festgestellt waren, im Mindesten abzuweichen, fühlte er sich gleichwohl berufen, das zu zerstören, was die Hauptstütze dieser Glaubenslehren bildete: das Mönchtumwesen. Er machte den Anfang mit der Auflösung der ärmern Klöster; und als er sah, daß von Seiten des Volks

sein Widerstand erfolgte, scheint er zur Aufhebung der reicheren, welche nicht minder glücklich von Statten ging. Es scheint indeß, daß man im sechzehnten Jahrhunderte die nothwendigen Folgen einer solchen Maßregel sehr wenig in Anschlag brachte. In einem Lande, wo alles Landleigenthum Majorat war, und die Nachgeborenen so viel Mühe hatten, ein bürgerliches Daseyn zu gewinnen, war es in der That von der größten Erheblichkeit, Einrichtungen zum Vortheil dieser Nachgeborenen zu haben. Indem nun Quintich der Rechte die vorhandenen Einrichtungen persidete, ohne andere an ihre Stelle zu bringen, legte er den Grund zu Unruhen, die, wenn auch nicht auf der Stelle, doch ganz unschöbar unter seinen Nachfolgern zum Ausbruch kommen, und so lange vorhalten mußten, bis man sich darin gefunden hatte, die dem Dienste der Kirche entzogene Kraft dem Staate im Land- und Seediensie zuzuwenden.

Es geschah überigens damals, was sich auch in späteren Zeiten wiederholt hat: man beschäftigte zu wohlthätigen Zwecken, ehe aber diese erreicht werden konnten, war der Gegenstand verschwunden, den man nur zum allgemeinen Vortheil hätte verwenden sollen. „Es wurden — sagt Gilbert Burnet in seiner Reformation-Geschichte der englischen Kirche — dem Könige Entwürfe zu edlen Stiftungen vorgelegt; und es machte ihn damit voller Ernst seyn. Doch ehe er es sich versah, hatte er sich durch allzuweit getriebene Großmuth um die Mittel gebracht, irgend einen von diesen Entwürfen ins Werk zu richten. Indesß muß ich von Einen dieser Entwürfe reden, weil er die Seelengröße Desjenigen be-

zeichnet, den man als den eigentlichen Urheber desselben betrachten muß; ich meine Sir Nicolaus Bacon, der in der Folge einer der weisesten Minister wurde, die je in England gelebt und gewirkt haben. Der König wollte für das Studium des bürgerlichen Rechts und für die Reinheit der lateinischen und französischen Sprache ein besonderes Haus stiften. Dem gemäß trug er dem Nicolaus Bacon, und zwei Andern, namentlich dem Thomas Denton, und dem Robert Cary auf, einen vollständigen Entwurf zur Einrichtung eines solchen Hauses zu machen. Diese Herren nan überreichten ihm einen schriftlichen Entwurf, der noch immer vorhanden ist. Der Plan war, daß in diesem Hause, außer häufigen Disputationen, noch andere Uebungen in der lateinischen und französischen Sprache gehalten werden sollten; und wenn die Königs-Studenten — denn diese Benennung sollten die Zöglinge dieser Anstalt führen — es bis zu einer gewissen Reife gebracht hätten: so wollte man sie mit den Gesandten in fremde Länder schicken, um sich in der Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten zu üben. Das Haus war also wesentlich als eine Pflanzschule für Gesandten gedacht. Einige von den Zöglingen aber waren auch dazu bestimmt, die Geschichte aller Gesandtschaften, Botsräge und anderer auswärtigen Verhandlungen zu schreiben, so wie auch die Geschichte der Verhöre in Criminal-Sachen zu Hause; und ehe sie aus Welt gingen, sollte der Lord Kanzler sie schwören lassen, daß sie es mit Wahrheit, ohne Ansehen der Person und frei von irgend einer schlechten Absicht, thun wollten. Dieser edle Plan scheiterte, sagt

Turnet hinzu; wäre es aber ausgeführt worden: so begreift jeder, welcher große Vortheil daraus für das Aelgenreich hervorgegangen seyn würde.“

Wenn Heinrich der Achte die Kloßergüter dem Adel und den Hofleuten in einem so hohen Grade anpfehlte, daß er darüber seinen Lieblings-Idom entsetzte: so scheint sein Beweggrund dazu kein anderer gemessen zu seyn, als — die Nothwendigkeit, Anhänger und Vertheidiger zu haben. Wie konnte die Ordensgeistlichkeit die Freundin eines Fürsten seyn, der sich von Rom losgerissen hatte; sie war sogar zu einer geselligen Feindin geworden, vor welcher Heinrich auf seiner Eut zu seyn sehr viel Ursache hatte. Da nun ein König nicht aufhören darf, sich zum Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Verbindungen zu machen: so lag nichts mehr in der Natur der Dinge, als daß Heinrich, indem er die Ordensgeistlichkeit auf die Seite schob, die Güter derselben an Personen vergabte, die kein auswärtiges Interesse zu vertreten hatten. Heinrich aber war zu einer weitgetriebenen Freigebigkeit um so mehr verpflichtet, weil die Vereinigung der kirchlichen Macht mit der staatlichen ihn zu einem Tyrannen gemacht hatte, der, wenn er fortdauern wollte, alles ausbieten mußte, um die große Menge mit seinem Verfahren auszuföhnen.

Wahrscheinlich, die Umstände waren in diesen Zeiten in jedem Betrachter höchst schwierig. War die Ehe, worin Heinrich mit der Tochter Ferdinand des Fünften gelebt hatte, unrechtmäßig: so konnten die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder nicht für rechtmäßig gehalten werden. Heinrich selbst fühlte dies; und da er wegen seines Ab-

saß von dem römischen Stuhl nicht Unrecht haben wollte: so drang er darauf, daß alle seine Unterthanen, die hohe Geistlichkeit gar nicht ausgenommen, seine älteste Tochter Marie für unrechtmäßig halten und erklären sollten. Dies zu erhalten war indeß um so schwieriger, weil die Befehle der römischen Kirche nicht von einer solchen Beschaffenheit waren, daß der Papst nicht hätte davon lossprechen können, und weil die Erlaubniß zu Heinrichs Vermählung mit Katharina von Aragon zu einer Zeit erfolgt war, wo Niemand daran dachte, daß England sich durch seinen König von der Autorität des Papstes lossagen könnte. Es kam noch dazu, daß in dem Urtheil aller verständigen Leute, eine feststehende Erbfolge von so großer Wichtigkeit war, daß es zu einerbaren Thorheit wurde, dieselbe durch nicht zu beendigende Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit einer Ehe erschüttern zu wollen. Zu diesen verständigen Leuten gehörte auch Bissher, Bischof von Rochester, ein Mann, der durch Gelehrsamkeit und Sitten noch mehr ausgezeichnet war als durch die kirchlichen Würden, die er bekleidete.

Sein einziges Verbrechen war, daß er den Eid, welchen Heinrich in Beziehung auf die Thronfolge von ihm verlangte, nicht leisten wollte. Anstatt nun so viel Gewissenhaftigkeit zu ehren, brauchte der König die nächste Veranlassung, die sich ihm darbiet, den Streich aller seiner Einkünfte zu berauben, und ihn selbst in den Kerker werfen zu lassen. Insof Renard schwächte Bissher in demselben unter den härtesten Entbehrungen. Der römische Hof, von seinem Schicksal unterrichtet, hielt es für seine Pflicht, einem so ausgezeichneten Dul-

der Heiligsprechung; und da dieser Hof noch immer an seine Allmacht glaubte, so machte er einen Versuch zur Rettung des Bischofs dadurch, daß er ihm die Cardinal-Würde ertheilte. Dies war indeß nur das Mittel den nebenstehenden Papst, der auf dem englischen Thron saß, noch mehr gegen den unglücklichen Bischof zu erbittern. Heinrich beschloß seinen Tod. Die Anklage war, daß Bisher die Anerkennung des Supremats verweigert habe, und da der Bischof von Rochester dies weder leugnen konnte noch mochte: so wurde er verurtheilt und enthauptet. So schwierig ist es, dem Verderben zu entgehen, wenn Rührung sich mit Gewalt verbindet.

Durch Bisher's Hinrichtung glaubte Heinrich den gewesenen Kanzler Morus geschwändiger zu machen. Die Weigerung, den Supremat-Eid zu leisten und die Ehe des Königs mit Katharina von Aragon für eine unrechtmäßige zu erklären, hatte diesem wegen seiner Reichthumsheißung in England, wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in der ganzen europäischen Welt hochgeachteten Manne eine Unternehmung zu Wege gebracht, nachdem er das Staatsiegel freiwillig zurückgegeben hatte. Seine Freunde, zu welchen der Erzbischof von Canterbury und der Vögelbewahrer Cromwell gehörten, waren geneigt, in dieser Weigerung nichts weiter zu sehen, als die Wirkung des Werglaubens; es verhielt sich damit aber unstreikig anders. Wenn ein Mann, wie Morus, in dem gewöhnlichen Lhum und Treiben der Menschen nichts weiter sieht, als einen Gegenstand des Spotts und der Satyre, nebenher aber auf Pflicht und Ueber-

zeugung so erpfaßlich bringt, daß kein Glanz ihn blendet, und daß er jeden Augenblick bereit ist, die höchsten Staatsämter zurück zu geben: so muß man daraus schließen, daß weder Eigensinn, noch Aberglaube, noch irgend etwas Tadelnswerthes seine Handlungen bestimmte. Morus weigerte sich keinesweges, demjenigen als den rechtmäßigen Nachfolger Heinrichs anzuerkennen, den das Gesetz dazu bestimmen würde; allein er weigerte sich, den Supremat-Geld zu leisten. That er hieran Unrecht, so wie die Dinge unter Heinrich dem Achten lagen? Von Duldung konnte in diesen Zeiten nicht die Rede seyn. Indem nun der König auf der Grundlage übernatürlicher Lehren die kirchliche Gewalt mit der staatlichen verbinden wollte, und in jeder Abweichung von seinen religiösen Ansichten einen Hochverrath sah: wie hätte man ihm willfahren können, ohne die Auktorität des Königthums in die abscheulichste Tyrannei gut zu heißen! Vielleicht war Morus der einzige Mann im ganzen Königreiche, der dies durchschaute. Nicht aus Vorliebe für den Katholicismus, nicht aus irgend einem Aberglauben, sondern aus Vaterlandsliebe und aus tieferer Einsicht in die Natur der Gesellschaft widerstand der Edle den Forderungen, welche an ihn gemacht wurden. Heinrich schätzte seinen ehemaligen Kanzler vor Allen, die sich um seine Gesundheit bewarben; und in der That fehlte es selbst an einem Schatten vom Verdachte, daß Morus zum Hochverrath hin neige, er, der von Eigennutz und Ehrgeiz gleich weit entfernt war und immer nur das Rechte und Sittliche wollte. Allein Heinrich war allzu weit vorgegangen, als daß er hätte

wieder umkehren können; und da Morus eine höchst gefährliche Antecédent bildete, so mußte entweder gewonnen oder vernichtet werden. Der König schickte den General-Anwalt Nidh zu ihm in's Gefängniß. Welche Künste dieser anwendete, um Morus für die Sache des Königs zu gewinnen, ist unbekannt geblieben; nur das weiß man, daß er den Gefangenen zu der Erklärung bewog: „die Frage in Beziehung auf jene Privilegien sei ein zweischneidiges Schwert; denn, wie man sie auch beantworten möchte, immer laufe man Gefahr, entweder sein Gewissen zu verletzen oder sein Leben einzubüßen.“ Diese Erklärung wurde zur Grundlage einer Anklage gemacht, welche auf Hochverrath lautete; denn das Schwören des Gefangenen galt für heimtückisch, und was er zufällig gesprochen hatte, wurde für eine Verweigerung des Supremat-Eides gehalten. Proceßre waren unter Heinrich den Achten ledige Formalitäten. Die Geschwornen sprachen ihr Schuldig gegen Morus aus, der dies Schicksal lange erwartet hatte, und für den es keiner Vorbereitung bedurfte, um sich gegen die Schrecknisse des Todes zu stärken. Seine Standhaftigkeit verließ ihn in den letzten Augenblicken so wenig, daß er nicht einmal aufhörte, ruhig zu seyn. Als er das Blutgerüst bestieg, sagte er zu einem, der in seiner Nähe stand: „Freund, hilf mir hinauf; und wenn ich wieder herunter komme, so laß mich für mich selbst sorgen.“ Als der Richter ihn am Verzeihung bat, gewährte er diese mit dem Zusage: „übrigens wirst Du durch meine Entscheidung nicht an Ruf gewinnen; denn mein Roden ist sehr kurz.“ Er legte hierauf seinen

Kopf auf den Block, und hat den Richter so lange zu warten, bis er seinen Bart auf die Seite gebracht hätte; „denn dieser, sagte er, hat keinen Hochverrath begangen.“ Die ist ein Unschuldiger mit mehr Fassung gestorben; und wenn nicht alles täuscht, so gehört Thomas More zu den größten Charakteren der neueren Zeit, von seinen Landsleuten, die späteren Geschichtschreiber gar nicht aufgenommen, in dem, was seinen Eigenschaften, d. h. den Kern seiner politischen Ideen ausmachte, sehr schlecht verstanden; denn, was sie als Uberglauben gedeutet haben, war nichts mehr und nichts weniger, als lebendiger Abscheu vor einer königlichen Gewalt, die, ihrer Berechtigungen auf übernatürliche Lehren stützend, nachwändig schrankenlos und tyrannisch wurde. Man möchte daher Thomas More Bezeugeweise den Engländer nennen.

Der Erfolg zeigte, wie richtig dieser Mann die Zukunft ersehen hatte. Mit dem Supremat bekleidet, weil das Parlament in demselben seine Befehle abnete, führte sich Heinrich zu Handlungen der höchsten Willkür hingehen: zu Handlungen, welche ihn auf gleiche Linie mit dem ärgsten Tyrannen der Admiration stellten, und von einem christlichen König, der er seyn wollte, nichts in ihm übrig ließen, als die angemaßte Bezeichnung. Die letzten dreizehn Jahre seiner Regierung sind ein schreckliches Gewebe von Grausamkeiten, das man sich nicht vergegenwärtigen kann, ohne von Abscheu und Ekel durchdrungen zu werden: ein Gewebe, in welchem die EhestandsGeschichte Heinrichs den Hauptfaden bildet.

Kana von Welwyn blieb ihm nur so lange thener, als er die Einwirkungen des römischen Hofes gegen seine zweite Ehe zu bekämpfen hatte. Rühiger Rath, seinem leidenschaftlichen Herzen ungenügend, erfüllte ihn bald mit Ueberdruß gegen Diejenige, um derenwillen er die größte Untothlung nicht gesürchtet hatte; und verlegt in eine von den Hofdamen seiner zweiten Gemahlin, dachte er nur auf Mittel, sich wieder von dieser zu befreien. Die Vortheile der Hofleute kam ihm hierbei zu Hülfe. Kana von Welwyn, leichtem Sinnes, und durch ihre Erhebung zur Offenheit verleiht, hatte sich manche unvorsichtige Rede erlaubt, welche zu ihrem Nachtheil gedeutet werden konnte; und dies geschah, so bald der König zur Argberei herausgefordert hatte. Die Unglückliche konnte keiner Handlung überführt werden, wodurch die eheliche Treue von ihr wäre verletzt worden; allein sie wurde deshalb nicht weniger verurtheilt und hingerichtet. An ihre Stelle trat Johanna Seymour, ein Fräulein, das von den Geschichtschreibern dieser Zeit als höchst liebenswürdig geschildert wird. Heinrich fand für dies Verfahren von Seiten des Parlaments dieselbe Billigung, welche seiner ersten Ehescheidung zu Theil geworden war; und nicht genug, daß dieser Hofsenat die Nachkommenschaft der gemordeten Königin für eben so unrechtmäßig erklärte, wie die der ersten Gemahlin Heinrichs, ging er so weit, es für Hochverrath zu achten, wenn von dem König, der Königin und ihrer Nachkommenschaft nachtheilig geredet wurde. Johanna Seymour starb, indem sie dem Prinzen Eduard das Leben gab, und entging auf diese Weise

dem Schicksal ihrer Vorgängerinnen. Heinrich nun, zu dessen Eigenschämlichkeiten es gehörte, in einer Ehe leben zu müssen, vermaßte sich, auf das Zeugniß eines bloßen Gemáltes, mit Anna von Cleve; kaum aber hatte die Gegenwart dieser Prinzessin die vortheilhafte Meinung, die er von ihren Reizen unterhielt, verwischt: so erfolgte eine Scheidung, und Thomas Cromwell, welcher diese Verbindung betrieben hatte, wurde der Kegerel beschuldiget und hingerichtet. Die schöne Katharina Howard, welche zunächst das Unglück hatte, Heinrichs Aufmerksamkeit zu fesseln, gerieth, als seine Gemahlin, in den Verdacht, früher mit mehreren Männern in einem Liebesverhältniß gelebt zu haben; und mehr bedurfte es für den Tyrannen nicht, diese bedauernswürdige Frau aus dem Wochenbette auf das Schafot zu führen. Sie folgte als Genossin des königlichen Ehebetts, Katharina Parr, die Wittwe Lords Latimer. Auch ihr Ende würde tragisch gewesen seyn, wenn sie in ihrem Verstande nicht Mittel gefunden hätte, den mütterlichen Gemahl zu bereden, daß sein Unterricht in der Theologie ihr für ihre künftige Seligkeit unentbehrlich sei. Heinrich, den man nicht leichter gewinnen konnte, als wenn man ihn einen ausgezeichneten Vortragsgelehrten nannte, schonte sich aus mit einer Frau, deren Todesurtheil bereits von ihm gesprochen war; und so erwartete die lächerlichste aller Eitelkeiten ihm ein neues Verbrechen. Im Blattergießen geübt, gerade als ob das Königthum nicht ohne einen solchen Tribut besessen wäre, schriet er von Grausamkeit zu Grausamkeit, sein Gewissen durch die Wiederholung von Unmenslichkeiten

vertörend, bis sich endlich das Schicksal Englands erbarmte. Eine tödtliche Krankheit kam über ihn, als er ein Alter von sechs und fünfzig Jahren erreicht hatte. Niemand wagte Anfangs, ihm die Wahrheit über seinen Zustand zu sagen; denn nur sehr Viele waren hingerichtet worden, weil sie vorhergesagt hatten, daß der König nicht lange leben würde. Endlich faßte Anton Deeny den Muth, ihm seinen nahen Tod als wahrscheinlich anzukündigen. Heinrich vernahm dies Wort mit Ergebung, und befahl, daß man den Erzbischof von Canterbury rufen möchte. Doch ehe dieser Prälat anlangen konnte, hatte der König die Sprache verloren. Erammer that ihn, ein Zeichen zu geben, daß er in dem Glauben an Jesus Christus sterbe, und Heinrich bedruckte seine Hand. Unmittelbar darauf starb er, nach einer Regierung von 37 Jahren und 9 Monaten.

Ein System, wie das des verstorbenen Königs, konnte nicht fortgesetzt werden, weil es keine andere Haltung hatte, als die, welche aus der Persönlichkeit Heinrichs des Achten hervorging. An seine Stelle trat Eduard der Sechste, der, als er zur Regierung gelangte, erst neun Jahre zählte. Von Johanna Seymour geboren, war er durch das Testament seines Vaters zum Nachfolger ernannt worden; und zwar so, daß er den Prinzeßinnen Maria und Elisabeth voranziehen sollte. Heinrich hatte gesagt, daß Minister, welche sich bei seinem Lebzeiten so gefügig bewiesen hatten, auch nach seinem Tode nicht von einem Plaze abzuweichen würden, der keinen anderen Werth hatte, als von ihm herzufließen. Die Volljährigkeit seines Nachfolgers auf die Voll-

lung des achtzehnten Jahres sehend, hatte er sechs-
 zehnten Testaments-Vollzieher ernannt, denen für die nächsten
 neun Jahre die Regierung des Königreichs anvertraut
 war, und diesen Testaments-Vollziehern waren zwölf
 Rathgeber beigeordnet, welche, ohne irgend einen An-
 theil an der Gewalt zu nehmen, zur Ertheilung ihres
 guten Rathes in allen den Fällen verpflichtet waren, wo
 dieser von ihnen würde gefordert werden. Die Monar-
 chie war auf diese Weise aufgehoben, sie war es um
 so mehr, weil unter den Testaments-Vollziehern sich
 ein Mann befand, der durch seine Varnachlässigung und sei-
 nen leidenschaftlichen Ehrgeiz nur den Widerspruch der Uebri-
 gen reizen, und folglich nur eine große Verwirrung herbei-
 führen konnte. Dies war der Kanzler, Lord Brietche-
 sel, der, wie achtungswerth er auch von gewissen Sei-
 ten seyn mochte, dennoch nichts in sich trug, was die Be-
 mühen hätte gewinnen und zu einer freiwilligen Unterwer-
 fung bestimmen können. Der Erzbischof von Canterbury,
 dem unter den Testaments-Vollziehern der erste Platz ver-
 möge seines Alters gehörte, hatte weder Talent noch
 Neigung für Staatsangelegenheiten; und da er von die-
 ser Seite nur allzu allgemein gekannt war, so wurde
 gleich in der ersten Versammlung, welche die Sechzehn
 hielten, bemerkt: „daß die Regierung in dem Mangel
 eines Hauptes, an welches die anständigen Gesandten
 ihre Aufträge richten und die britischen Minister ihre
 Depeschen einreichen könnten, an Achtung verlieren
 würde.“ Man sagte hinzu: „ein solches Haupt sei für
 die Verwaltung des innern Königreichs nicht minder
 notwendig; und da der Wille des Königs in dieser

doppelten Begleitung gleich unvollständig wäre: so bleibe nichts anderes übrig, als einen Beschützer zu wählen, der, obgleich im Besitz aller äußeren Symbole des Königthums, genöthigt wäre, die Meinung der Testaments-Versäher in jeder Handlung öffentlicher Gewalt zu befolgen." Zwar widersetzte sich der Kanzler diesem Vorschlage; doch da er keine Unterstützung fand, und da sowohl die Testaments-Versäher als die Räte lauter Personen waren, welche Heinrichs Gunst erhoben hatte (nicht Männer von hoher Geburt und erstlichem Einfluß): so konnte es ihnen wenig Räthe, sich in der Wahl des Grafen von Hertford, mütterlichen Onkels des jungen Königs, zum Beschützer zu vereinigen: eine Wahl, die um so angemessener schien, da dieser Graf auch nicht die entferntesten Ansprüche auf die Krone hatte, und folglich nicht in die Versuchung gerathen konnte, Edwards Person oder Besitz in Gefahr zu bringen.

Zum Beschützer des Königreichs ernannt, nahm der Graf von Hertford den Titel eines Herzogs von Sommerset an, und verband mit demselben die Würde eines Marschalls und hoch Schatzmeisters. Eine seiner ersten Handlungen war den zum Grafen von Southampton so eben erhobenen Kanzler Beischefely von seinem Posten zu entfernen; denn er sah vorher, daß er in diesem Ehrgeizigen immer einen Gegner behalten würde. Die Sache selbst gelang durch einen Proceß, welcher dem Kanzler wegen Verräthung des großen Siegels an vier Nichtgelehrte, die sein Vertrauen hatten, gemacht wurde. Von diesem Hindernisse befreit, verschaffte sich der Herzog von Sommerset unter dem Vorwande, daß

daß die Wahl der Testament-Bezeuger und ihrer Räte seinem Ansehen nicht die nöthige Gewürze leiste, von dem jungen Könige ein Patent, wodurch er berechtigt wurde, nicht nur das Testament Heinrichs des Achten über den Haufen zu werfen, sondern sogar die Befehle des Königreichs zu verküren. Ihm war in diesem Patent das Protectorat mit unbeschränkter Gewalt beilegt; und obgleich die früheren Räte in ihrer Vereinigung mit den Testament-Bezeugern (bis auf Southampton) sein Conseil bilden sollten: so war er doch berechtigt, noch andere Räte zu ernennen, nur mit denen zu berathschlagen, welchen er für jeden einzelnen Fall den Vorzug geben würde, und nach seiner besten Einsicht zu handeln, ohne Rücksicht zu nehmen auf irgend ein Gesetz oder Statut, das ihn beschränken könnte. Bedenkt man, daß der König, von welchem diese Vollmacht ausging, kaum neun Jahr alt war: so muß man Sommerset's Protectorat für eine durch Erschleichung gewonnene Usurpation erklären, indem man sich zugleich gesetzt, daß Englands organische Gesetzgebung im sechzehnten Jahrhundert einen sehr geringen Werth hatte.

Wie unumschränkt sich aber Sommerset auch gemacht haben mochte: so war er doch von den besten Bestimmungen befeelt, und fast entschlossen, die angemessene Gewalt nur zum Vortheil Englands zu benutzen. Es leuchtete ihm ein, daß der Bruch zwischen diesem Königreiche und dem römischen Stuhl erwidert werden müsse, wenn jemals auf beiden Seiten Beruhigung Statt finden sollte; und da er nicht, wie Heinrich der Achte, durch ein zu weit getriebenes Studium der Theologie in

einzelnen Glaubenslehren befangen war: so wurde es ihm um so leichter, der Auserwähl zu entsagen, welche jener von einer halsstarrigen Behauptung einzelner unnatürlicher Lehren hergeleitet hatte. Den Anschauungen Calvins ergeben, fand der Beschützer des Königsreichs eine willsfähige Stütze in dem Erzbischof von Canterbury, der sich mit ihm in denselbe Halle befand, und nur aus Furcht vor Heinrich dem Achten mit seinen Ueberzeugungen zurückgehalten hatte. Eranmer war zugleich ein Mann von so guter Einsicht und von so vollkommener Willfügung, daß der Beschützer auf keine Weise Gefahr lief, durch ihn irre geführt zu werden. Beide vereinigten sich leicht dahin, daß, bei dem Stande der Parteien, nichts verderblicher sei, als Vertheilung durch eine unbesonnene Begünstigung der Protestanten. Diesem Grundsatz gemäß entwarf der Erzbischof von Canterbury einen Plan, nach welchem die Messe, die Ohrenbeichte, die Ehelosigkeit der Priester, die Mönchsgelübde und die Aenderung der Reliquien für immer abgeschafft, dagegen aber der Calvinismus zur Grundlage eines die Sinne und die Einbildungskraft des Volkes ansprechenden Gottesdienstes erhoben werden sollte: eines Gottesdienstes, der durch die Vertheilung hergebrachter Hierarchie Nachdruck und Stärke gewönne. Wie hätte ein freisinniger Erzbischof einen andern Plan entwerfen können! Das Parlament billigte mit eingelerner Willsfähigkeit dieses neue Kirchenthum. Indes zeigte sich sehr bald, daß die Parteien hierdurch nicht befriedigt waren. Den Katholiken war zu viel, den Protestanten zu wenig geschehen. Jene tadelten eine Freigisterei, von welcher sie vorhergesagt,

daß sie die Berechtigung zum Ansatze aller gesellschaftlichen Einrichtungen (die heilsamsten nicht ausgenommen) mit sich führe; an ihrer Spitze stand Gardiner, Bischof von Winchester, ein ehrenwürdiger Geist, der das System des verstorbenen Königs aus allen Kräften vertheidigte. Diesen war nichts so anstößig, als die Fortdauer der Hierarchie, in welcher sie nichts weiter sahen, als eine Krücke des Aberglaubens; sie wurden unterstützt von denen, die sich durch die Klostergeister bereichert hatten, und ihre raubhüchzige Hand auch über die Ausstattung der Weltgeistlichkeit auszustrecken wünschten.

Schmerzlich giebt es für Negroten eine noch gefährlichere Lage, als wenn sie in der Mitte von zwei Partheien stehen, welche die Masse der Bestrebungen sondern und ihr nur solche Richtungen geben, wodurch sie von dem allgemeinen Vortheil abgelenkt wird: denn in einer solchen Lage verschwindet die persönliche Gesinnlichkeit der Nachhaber, indem ihnen nichts anders übrig bleibt, als die Gesellschaft nach Bedingungen zu reguliren, welche dieser fremd sind. Der Herzog von Somerset, der sich genau in dieser Lage befand, glaubte den Verlegenheiten, welche der innere Zustand des Königreichs für ihn mit sich brachte, nicht leichter entgehen zu können, als wenn er die Leidenschaften für ein Rational-Unternehmen gedane, welches Heinrich der Vierte den Vorgesetzten seines Testaments aufs Dringendste empfohlen hatte. Dies war die Vereinigung Schottlands mit England: eine Vereinigung, auf welche Englands Könige seit Jahrhunderten hingearbeitet hatten, ohne sie zu Stande bringen zu können. Somerset fühlte,

daß er, um sich auf seinem erhabenen Posten zu behaupten, Verdienst erwerben müsse; und da die inneren Angelegenheiten des Königreichs von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie nicht ohne große Gefahr berührt werden konnten: so wollte er sein Talent in der Behandlung der auswärtigen an den Tag legen.

Höchst einladend waren die Aussichten, welche sich ihm darboten. In Schottland waren auf fünf kurze Regierungen eben so viel Minderjährigkeiten gefolgt, und die Folgen derselben waren die gewöhnlichen gewesen: Cabalen, Factionen, Erbitterungen der Parteien gegen einander, und Verwilderung des Volkes. Jacob der fünfte, König von Schottland, war bereits im Jahre 1542 gestorben, und hatte von seiner zweiten Gemahlin, Maria von Lothringen, eine Tochter zurückgelassen, auf welche die Krone fortwähren sollte. Der Name dieser Prinzessin war Maria. Da sie sich in gleichem Alter mit dem jungen Könige von England befand: so lag nichts näher, als der Gedanke, die Vereinigung Schottlands mit England auf dem Wege einer Vermählung dieser beiden Thronerben zu bewirken. Heinrich der Achzte hatte diesen Gedanken bis an sein Ende verfolgt; und wirklich fand ihn nichts weiter entgegen, als der Eigennutz des schottischen Adels, der, um seine Vorrechte mit Erfolg zu vertheiligen, sich einer Vereinigung beider Kronen nicht standhaft genug widersetzen zu können glaubte. Dieser Eigennutz war freilich von der schottischen Geistlichkeit unterstützt, die gleiche Vorrechte vertheiligte; allein der Geist des Protestantismus war bis nach Schottland vorgedrungen, und hatte seit

dem Jahre 1546 Austritte herbeigeführt, welche nur allzu sehr geeignet waren, den gesellschaftlichen Zustand in diesem Königreiche von Grund aus zu verändern.

Primas desselben war um diese Zeit der Cardinal Beaton, ein Mann, dem es nicht an Entschlossenheit fehlte, den Neuerern in kirchlichen Dingen die äußerste Strenge entgegen zu stellen. Unter diesen Neuerern zeichnete sich vor allen ein gewisser Wiffart aus. Was es auch mit seiner Ehrsamkeit auf sich haben mochte: die Art und Weise, womit er gegen den alten Aberglauben eiferte, verschaffte ihm den Beifall der Menge; und bedurfte es noch mehr, den katholischen Klerus vor einer Umrüstung im Kirchenthum besorgt zu machen? Von dem Grade der Aufklärung, die gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Schottland anzureifen war, macht man sich einen deutlichen Begriff, wenn man erfährt, daß die meisten schottischen Priester das Neue Testament für eine Erfindung Iuthers hielten, indem sie von dem Alten ausgingen, daß es allein das Wort Gottes enthalte. Durch diese Unwissenheit war dem Neuerer Wiffart nur allzu freier Spielraum gegeben; die Aufmerksamkeit der großen Menge konnte einem Manne nicht entstehen, der so viel Neues zu sagen hatte. Beunruhigt von den Fortschritten, welche er im Vertrauen des Volkes machte, versagte ihm die Obrigkeit von Dundee die Erlaubniß zu predigen; und Wiffart, hierüber aufgebracht, ermannte sich, nach dem Vorbilde der alten Propheten, die diese Stadt, welche ihn und Gottes Wort zugleich vernichten hatte, mit einem nahen Unglück zu bedrohen. Kaum nun hatte er sich

nach dem Westen gewendet und daselbst die Pöhl seiner Predigeren betruht, als im Thande eine Art von Pest ausbrach, die von dem abergläubigen Theile seiner Bewohner als die Strafe Gottes für die Verwerfung des frommen Predigers betrachtet wurde. Damit verband sich der Gedanke, daß die Pest nicht eher weichen würde, als bis dem Verkauften Genugthuung geschehen wäre. Wiffhart, hiervon unterrichtet, lehete nach Dundee zurück; und um die Ausbreitung zu verhindern, schlug er seinen Predigerstuhl über dem Thore auf. Drinnen blieben die Angestochten; draußen lauschten die Andern. Es war vielleicht nichts Lächerlicher, als diese Art von Erbauung; allein der Reuener erreichte seinen Zweck, der kein anderer war, als ein vorhandenes Uebel zu beseitigen, um seinen angeblich evangelischen Lehren Eingang zu verschaffen.

Der Cardinal Beaton, welcher diesem Unwesen Einem wollte, berechnete den Grafen den Vortheil, sich Wiffharts zu bemächtigen. Als dies gelungen und Wiffhart ausgeliefert war, führte ihn der Cardinal nach St. Andrews, wo er über ihn richten lassen wollte. Nichts lag mehr am Tage, als daß Wiffhart ein Keger war; nichts war also leichter, als ihn zum Feuerstode zu verdammen. Wie gefällig aber diese Strafe auch seyn mochte: so weigerte sich doch der Gouverneur Arran, an der Vollziehung derselben den mindesten Antheil zu haben, sei es, weil er ein kirchliches Gesetz, welches eine bloße Meinung mit dem Tode bestrafte, für unmenschlich hielt, oder weil er den Geist der Zeit zu fürchten angefangen hatte. So viel Unentschlossenheit

bestimmte den Cardinal, alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, auf dem freien Plage vor seinem Palaste einen Holzstoß schichten zu lassen, und die Hinrichtung des Rueters ohne den Beistand des weltlichen Armes zu vollziehen. Sobald nun Zeit und Stunde gekommen war, stieg er seine Rache an Wiffharts Qualen, indem er der martervollen Hinrichtung des Verurtheilten von den Fenstern seines Palastes aus zusah. Wiffhart litt mit der Schuld und Uacmpfindlichkeit, die allen Begeisterten eigen ist; als er aber den Cardinal frohlocken sah, konnte er sich nicht enthalten, vorher zu sagen: „daß noch wenigen Tagen sein Feind und Verräther eben so tief liegen würde, als er sich jetzt gegen wahre Frömmigkeit und Religion hoch erhoben hätte.“

Sehr wahrscheinlich war diese Prophezeiung die unmittelbare Ursache der Gebehrheiten, welche sie ankündigte. Die Freunde des Märtyers, voll Wuth über die grausame Hinrichtung, deren Zeugen sie gewesen waren, verschworen sich gegen den Cardinal, und bewachten ihr Geheimniß so gut, daß nichts davon verlautbart wurde. Sechzehn an der Zahl brangen sie eines Morgens in den Park verschlungen Palast, und ehe ihre Absicht errathen wurde, hatten sie die Leute des Cardinals entfernt, und die Thüren verschlossen. Erweckt von dem Lärm im Schlosse, sprang Beaton aus seinem Bette, und verrammelte die Thür seines Schlafzimmers. Vergeblich; denn die Blücher Wiffharts hielten sogleich Feuerbrände herbei, um sich so den Weg zu ihm zu bahnen. Wollte nun der Cardinal nicht in den Flammen sterben: so mußte er unterhandeln. Es sagt sich, daß man ihn

das Leben verheißten habe. Kaum aber war er herange-
treten und kaum hatte er die Verschworenen daran er-
innert, daß er ein Priester sei, als zwei derselben
mit entblößten Schwertern auf ihn eindrangen. Doch
ein dritter, Namens Jacob Melill, hielt sie zurück, in-
dem er ihnen zu Gemüthe führte, daß dies ein Gottes-
gericht sei, welches mit geheimer Ueberlegung und
höhem Ernste vollzogen seyn wolle. Hierauf die Spitze
seines Schwertes gegen Weston richtend, redete er
ihn also an: „Du gottloser Cardinal, bereue deine
Sünden und Bosheiten, vor allen aber die Ermordung
Whariss, dieses göttlichen Werkzeuges zur Bekehrung
dieser Lande. Sein Tod ruft jetzt die Rache auf dein
Haupt herab. Von Gott sind wir gesendet, die verdiente
Strafe an dir zu vollziehen. Und hier, in Gegenwart
des Allmächtigen, schwöre ich, daß weder Laß gegen
deine Person, noch Begierde nach deinen Reichthümern,
noch Furcht vor deiner Macht mich bestimmt,
dir das Leben zu rauben, sondern einzig der Umstand,
daß du ein harnächtiger Feind Jesu Christi und seines
heiligen Evangeliums gewesen bist und bleiben wirst.“
Auf diese Worte stieß er dem Cardinal sein Schwert
in den Leib, ohne ihm auch nur einen Augenblick Zeit
zur Reue übrig zu lassen; und Weston stürzte zu seines
Mörders Füßen nieder.

Den 23. May 1546 wurde dieser Mord begangen.
Versteckt durch ihre Freunde, verschlangen sich die Mör-
der in dem Palast des Peimac, und sandten hierauf
einen Boten nach London, der um Heinrichs des Achten
Beifall sehen mußte. Dieser König wollte eine so

günstige Gelegenheit, die Regelung Schottlands in Verlegenheit zu setzen, nicht wahrnehmen lassen. Er nahm also die Wieder in seinen Schut, obgleich Schottland in dem Friedens-Tractat begriffen war, den er mit Frankreich geschlossen hatte. Indes verstrich die Zeit bis zu Heinrichs Tode, ohne daß etwas Ernsthaftes wider Schottland unternommen wurde. Zwar dauerten die kirchlichen Unruhen in diesem Lande fort, und der Tod des Cardinals Beaton trug nicht wenig dazu bei, daß die Reuter immer mehr die Oberhand gewannen; doch indem die Königin Mutter (eine Frau von seltenen Gaben) den Eifer der Arian aus allen Kräften unterstützte, blieben die Dinge in einem erträglichen Verhältnisse, bis der Herzog von Somerset auf den Einfall gerieth, seine höchst mißliche Lage dadurch zu verbessern, daß er den Krieg mit Schottland in Gang brachte.

Der eigentliche Gegenstand desselben war — die Vereinigung Schottlands mit England durch die Vermählung des jungen Edwards mit der jungen Maria zu Stande zu bringen. Die Hauptschwierigkeit dieses Unternehmens lag in dem Bundesverhältnisse, worin Schottland seit Jahrhunderten mit Frankreich gestanden hatte. Diese Schwierigkeit nun wurde nicht wenig verstärkt durch die verwandtschaftlichen Bande zwischen der Königin Mutter und den Prinzen von Lothringen, und durch die Rolle, welche diese Prinzen am französischen Hofe spielten: eine Rolle, welche dem angegriffenen Königreiche den Bestand Frankreichs sicherte.

In welchem Aufschlag Somerset diese Hindernisse brachte, läßt sich nicht sagen. Er selbst stellte sich an

die Spitze des 18000 Mann starken Heeres, das in Schottland einrücken sollte. Dies Heer war von einer, aus 70 Regimen bestehenden Flotte unterstützt, welche zur einen Hälfte aus Kriegsschiffen, zur andern aus Großschiffen zusammengesetzt war. Ein Manifest kündigte den Schottländern an, daß die einzige Genugthuung, welche sie geben könnten, in ihrer freiwilligen Vereinigung mit den Engländern bestehe: eine Vereinigung, welche durch den Umstand, daß die schottische Krone auf eine Prinzessin übergegangen wäre, nicht wenig erleichtert würde, während es über allem Zweifel erhaben sei, daß Schottland sowohl für seine innere Ruhe, als für seine weitere Ausbildung dadurch nur gewinnen könne. Dies Manifest brachte indeß keine andere Wirkung hervor, als daß die Schotten sich zum Kampfe rüsteten; denn die verwittmete Königin war dem französischen Hofe und der katholischen Religion viel zu sehr ergeben, als daß die Vermählung ihrer Tochter mit einem lutherischen Könige jemals ihre Zustimmung hätte erhalten können. Beim Vorrücken kam Commerfet in den Besitz einiger festen Plätze. In der Schlacht bei Plover unterlagen zwar die Schotten; allein die verwittmete Königin und der Eudemir Arkan entkamen nach Eirking, wo sich die Flüchtlinge wieder sammelten, und Commerfet, der, wenn er seinen Vortheil verfolgt hätte, den Schotten beliebige Bedingungen hätte vorschreiben können, hielt es für angemessener, nach England zurück zu gehen, wo eine Cabale, an deren Spitze sein eigener Bruder stand, seinen Sturz bepredigte. Der Krieg wurde zwar während seiner Abwesenheit

von dem Grafen von Warwick fortgesetzt; doch kam es bald zu Unterhandlungen, in welchen von Seiten der Schotten nichts weiter beabsichtigt wurde, als Zeitgewinn. Des französischen Beistandes gewiß, wollten die Schotten, um die Feindseligkeiten von neuem zu beginnen, nur die Zukunft ihrer Bundesgenossen abwarten; und als diese wirklich angelangt waren, täuschte die Königin Mutter alle Hoffnungen und Erwartungen Commerfers dadurch, daß sie ihre Tochter, die Königin von Schottland, nach Frankreich sendete, um daselbst erogen zu werden.

Unmittelbar nach seiner Zurückkunft versammelte Commerfer ein Parlament, dessen Sitzung höchst wohlthätig für England hätte werden können, wenn die von derselben ausgegangenen Wirkungen nicht durch spätere Ereignisse wieder aufgehoben und verbannt worden. In der Natur der Sache lag, daß ein protestantischer König zu der Gesellschaft, an deren Spitze er stand, in ein anderes Verhältniß trat: denn, verlassen von dem kirchlichen Befehl, das sich für ein göttliches ergab, konnte er keine andere Bestimmung haben, als die Idee des Rechts zu vernichten, und diese Bestimmung schloß nur das Menschliche in sich. Commerfer, der dies sehr wohl empfand, legte es auf nichts Beringeres an, als alles Mitleidliche und Sympathische aus dem britischen Königthum zu verbannen, und folglich die Winterjähreigkeit Eduards des Sechsten zu dem eifrigen Uebervand zu benutzen, der sich je einem Beschützer darbieten konnte. Zurückgenommen wurden alle die Gesetze, welche das Verbrechen des Hochverraths über das Statut Eduards des Dritten hinaus dehnten; zurückgenom-

nien wurden ferner alle die Gesetze, welche, während der Regierung Heinrich des Achten das Verbrechen der Hohenverleumdung erwidert hatten; endlich auch die früheren Gesetze wider die Keterei. Bloßer Worte wegen sollte Niemand eher angeklagt werden, als einen Monat nachdem er sie ausgesprochen. Durch diese Anordnungen wurde die erste Morgensünde bürgerlicher und kirchlicher Freiheit für England heraufgeführt. Zwar blieb die Keterei noch immer ein Verbrechen, welches nur durch den Plümmersack geküßt werden konnte; doch da dies Verbrechen nicht näher bestimmt war, so hing es von der Einsicht der Richter ab, ob die öffentliche Sicherheit dabei gewinnen oder verlieren sollte. Abgeschafft wurde dagegen jenes Gesetz, nach welchem eine bloße Bekanntmachung des Königs die volle Kraft eines Statuts hatte: ein Gesetz, das man den Zerstörer aller Gesetze hätte nennen mögen. Und damit den neuen Anordnungen die Fortdauer gesichert werden möchte: so milderte man jenes Gesetz, wodurch der König verpflichtet war, jedoch, vor seinem vier und zwanzigsten Jahre zu Stande gekommene Statut zu vernichten; es wurde ihm gestattet, die Vollziehung desselben zu verhindern, allein er konnte die früheren Wirkungen, welche daraus hervorgegangen waren, nicht aufheben.

Wie groß aber auch die Verdienste seyn mochten, welche Sommerset sich um die Ausbildung des Königs erwarb: so wurden sie doch von Keinem mehr erkannt, als von dem eigenen Bruder des Verräthers, einem Manne der sich in den Kopf gesetzt hatte, daß er an seines Bruders Stelle zu sitzen verdiene. Dies war

Lord Seymour, der, nachdem es ihm gelungen war, die Hand der verwitweten Königin (letzten Gemahlin Heinrichs des Sechsten) zu erwerben, seinem Ehrgeiz und seiner Ambition keine andere Schranke setzt, als die Beherrschung Englands während der Minderjährigkeit Edwards.

Der Bruderkrieg ging auch diesmal von den Frauen aus. Eifersüchtig auf den Vorrang, den die Gemahlin Lord Seymours ansprach, benutzte die Herzogin von Somerset die Liebe ihres Gatten, um ihn gegen seinen Bruder einzunehmen; und als sie dies erreicht hatte, fand sie keine Schwierigkeit, den Bruch zwischen beiden unheilbar zu machen.

Der schattische Krieg ließ es nicht an Veranlassung zu nachtheiligen Bemerkungen über den Herzog fehlen. Laut wurde der Irthum getadelt, womit er denselben angefangen hatte; und je nachtheiliger die Wendung war, welche Englands Angelegenheiten nahmen, desto entschiedener trat Lord Seymour auf die Seite Derer, welche den Sturz des Beschüßers wünschten. Er stellte seinen Freunden vor, daß in früheren Zeiten das Amt eines Beschüßers des Königreichs von dem eines Subernades des minderjährigen Königs gesondert gewesen wäre, und daß die Vereinigung beider Posten dem Herzog von Somerset ein Ansehen gewähre, wodurch der Charakter eines Unterthans gänzlich verloren ginge. Da es nun nicht an Leuten fehlte, welche hierauf eingingen: so wurde der junge König vermocht, dem gerade versammelten Parlamente einen Befehl zu schreiben, worin er verlangte, daß Lord Seymour zu seinem En-

bernde ernannt werden möchte. Ehe aber dies Schreiben seine Bestimmung erreichen konnte, trat der Staatsrath gegen Lord Seymour auf, und brachte ihn theils durch Güten, theils durch Drohungen dahin, daß er seinem Entsatze entsagte, und mit seinem Bruder ausgeführt zu werden verlangte: eine Ausöhnung, welche wirklich erfolgte.

Doch diese Aene war nur allzu vorübergehend. Je aufrichtiger der Herzog versprochen hatte, desto mehr schloß sich Lord Seymour zu neuen Unternehmungen gegen ihn aufgelegt. Da seine Gemahlin im Kindbette gestorben war, und die Prinzessin Elisabeth, damals 16 Jahre alt, seine Bewerbungen um ihre Hand nicht zurückwies: so ging er bald in seinem Wahnsinn so weit, die ganze Regierung des Königs stürzen zu wollen, bloß weil er vorherseh, daß die Testaments-Vollzieher nie ihre Einwilligung zu einer Vermählung geben würden, welche ganz von ihm abhing, da in Heinrichs Testamente festgesetzt war, daß beide Prinzessinnen, wenn sie nicht vom Thron ausgeschlossen seyn wollten, nur mit Genehmigung der Testaments-Vollzieher heirathen sollten. Dies Hinderniß zu überwinden, fing er an, diejenigen zu besuchen, welche freien Zutritt zu dem Könige hatten. Er versuchte sodann den jungen Eduard für sich zu gewinnen, und fand Mittel, einen geheimen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Die Maßregeln seines Bruders wurden am stärksten von ihm getadelt; und da der Herzog sich gränztig gesehen hatte, deutsche Truppen in Geld zu nehmen, so verschrte er dies Verfahren als eben so gefährlich für das Ansehen des Königs,

wie für die Freiheit des Volkes. Durch Ueberrückungen und Verheißungen brachte er einen großen Theil des Adels auf seine Seite, und unterhielt auf diese Weise Verbindungen in allen Provinzen des Königreichs. Selbst die Freundschaft von Personen niedrigen Standes war ihm nicht gleichgültig; und gegen seine Vertrauten rühmte er sich, ein Heer von 10,000 Mann an Dienern, Anhänger und Freunden auf die Beine bringen zu können. — So war der Geist dieser Zeiten! Man wagte alles, was man durchsetzen zu können glaubte, ohne im Mindesten zu fragen, was die öffentliche Wohlfahrt bedingte. —

Commerfet, von allen Schritten seines Bruders unterrichtet, that, was in seinen Kräften stand, um ihn in eine bessere Bahn zu lenken; da er aber weder durch Bitten noch durch Wohlthaten etwas über ihn vermochte, so beschloß er, auf den Rath Dudley, Grafen von Warwick, ihn durch Gewaltmittel von seinen Tharheiten zu heilen. Die ganze Hölle des königlichen Ansehens gegen ihn richtend, beraubte er ihn gänzlich der Admirals-Würde, und ließ ihn sodann in den Tower bringen. Weiter wollte Commerfet nicht gehen; da aber Seymour jeden Antrag zu einer aufrichtigen Untersuchung von sich ließ, und seinen ehrgeizigen Entwürfen durchaus nicht entsagen wollte: so blieb nichts Anderes übrig, als eine förmliche Anklage wider ihn aufsetzen zu lassen. Sie bestand aus drei und dreißig Artikeln, von welchen jeder, wie man sagte, von den unverwundlichsten Zeugnissen unterstügt war. Es wurde nunmehr eine Commission in den Tower gesendet, um ihn

über jeden dieser Artikel zu vernehmen; denn die Absicht seines Braders war noch immer, ihn bloß zu schrecken. Doch Seymour, von der Erscheinung dieser Commission nicht im Mindesten überrascht, verlangte eine regelmäßige Untersuchung, wobei die Zeugen vorgeführt würden; und ohne auf irgend eine der an ihn gerichteten Fragen geantwortet zu haben, hat er, daß man die Anklage bei ihm zurücklassen möchte, damit er sich mit ihrem Inhalte vertraut machen könnte. Beide Forderungen blieben unerfüllt, ein Beweis: daß sich in der Anklage nicht alles der Wahrheit gemäß verhalten mochte. Die ganze Angelegenheit wurde der Entscheidung des Parlaments überlassen, das in diesen Zeiten der bequemste Richter war. Im Oberhause traten mehrere Lords gegen Seymour auf, und was sie von seinen verbrecherischen Aeußerungen und Handlungen aussagten, galt so sehr für Orakel, daß von seinen früheren Freunden keiner den Muth hatte, auf eine gesetzmäßige Untersuchung zu dringen. Gemüthlicher ging das Unterhaus zu Werke; sobald aber eine königliche Befehls des Gemeinen befohlen hatte, bei den Betheiligten sitzen zu bleiben, wodurch das Gewissen der Lords beruhigt worden war, stimmten vierhundert für den Tod des Angeklagten, und nur neun bis zehn gegen denselben. Dieses Urtheil wurde bald darauf vollzogen, und Seymour starb, auf Befehl seines Braders, auf dem Witzgerüste, bloß weil er sich den Anmaßungen desselben hatte widersetzen wollen.

Wo eine Regierung durch solche Mittel fortdauern will, da ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß sie ihren

ihrem Untergange sporadisch entgegen geht. Wie hätte Sommerset durch die Hinrichtung seines Bruders lebenswürdig werden können! Es kam dazu, daß sein Unternehmen gegen Schottland täglich mehr scheiterte; denn die Schotten eroberten eine Festung nach der andern zurück, und das britische Heer stand im Begriff, gänzlich aus dem Nachbarstaate vertrieben zu werden. Im meissen aber schadete dem Beschäfer die Empörung, welche in England selbst entstand: eine Empörung von so besonderer Art, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen müssen.

Man darf vielleicht behaupten, daß in der bürgerlichen Gesellschaft kein Mißbrauch so groß sei, daß sich nicht mancherlei heilsame Folgen damit verknüpfen könnten. Zum Wenigsten war dies der Fall mit dem Mönchthum in England. Wie nützlich es gewesen war, dies empfand man erst nach der Aufhebung der Stifter und Klöster. Indem die Mönche immer im Mittelpunkte ihrer Ausstattungen lebten, verzehrten sie ihr Einkommen unter ihren Pächtern und Leuten; und nicht genug, daß sie hierdurch einen gewissen Umlauf bewirkten, waren sie zugleich die Zuflucht der Dürftigen und Armen, deren Noth sie abhalfen, ohne irgend eine Gegenforderung an ihre Ehrlichkeit zu machen. Dabei darf man nicht unbedenkt lassen, daß eben diese Mönche, als Leute, deren Lebensweise an bestimmte Regeln gebunden war, keine Veranlassung zu starken Ueberrückungen hatten: sie wurden (wie noch immer in katholischen Ländern) als die nachsichtigsten und menschenfreundlichsten Grundbesitzer geachtet, und um so mehr geliebt, weil

sie immer auf lange Zeit verpachteten. Dies alles
 schadete freilich dem National-Reichthum; allein man
 leidet deshalb nicht minder zuwiechen unter dem Krumm-
 kade. Als nun die Kloßergüter in die Hände des Adels
 und der Gesele geiachen waren, hob sogleich eine andere
 Art von Genugung derselben an. Nicht genug, daß
 die neuen Grundbesitzer den Aufserhalt in der Hauptstadt
 dem unter ihren Pächtern und Leuten vorzogen, erhöheten
 sie auch die Pachtesummen, und setzten durch Beides ihre
 sogenannten Unterthanen in eine Verlegenheit, welche
 notwendig um so größer seyn mußte, da Englands
 Ackerbau während des sechzehnten Jahrhunderts weder
 durch Manufacturen von bedeutendem Umfang, noch
 durch einen lebhaften Handel unterstützt wurde. Es
 kam aber noch dazu, daß die neueren Besitzer, indem sie
 sehr viel Ackerland in Weideland verwandelten, weil sie
 sich von der Viehzucht größere Vortheile versprachen,
 die alten Inassen vertrieben: ein Verfahren, welches
 zwar schon früher üblich gewesen war, seit der Aufhe-
 bung des Mönchthums aber so überhand genommen
 hatte, daß Thomas Moreus, mit Anspielung auf dasselbe,
 in seiner Utopia bemerkte: „das Schaf sei in England
 ein weit reißenderes Thier, als Löwe und Wolf in an-
 deren Ländern; denn es verschlinge ganze Dörfer, Städte
 und Provinzen.“

Dies zusammen bildete den Grund zur Unzufrie-
 denheit des gemeinen Mannes in England; und diese
 Unzufriedenheit brach im Jahre 1549 in eine offene Em-
 pörung aus, welche sich in kurzer Zeit über die meisten
 Grafschaften verbreitete. Der Herzog von Somerset,

welcher sich gegen die Ursachen dieser betrübenden Erschürzung nicht verblenden konnte, wünschte, als Beschützer des Königreichs, den Unglücklichen, welche die Verurtheilung zu Rebellen gemacht hatte, Erleichterung zu verschaffen, und sendete zu diesem Endzweck Botschaften aus, welche ihre Klagen vernahmen und ihren Beschwerden abhelfen sollten. Doch dies war nur das Mittel, es mit dem Adel und dem zahlreichen Stande der Gutbesitzer gänglich zu verfahren. Alles wendete sich von ihm ab; und da zu eben der Zeit, wo die Empörung durch die Entschlossenheit einzelner Großen bewältigt wurde, das Unternehmen gegen Schottland gänglich scheiterte, und auch Boulogne, damals in den Händen der Engländer, an Frankreich zurück fiel: so wurde es dem Grafen von Warwick leicht, alle Stimmen gegen den Herzog von Somerset zu vereinigen, seine Entsetzung und Verhaftung zu erzwängen und — was lange in seinem Plane gelegen hatte — als Beschützer des Königreichs an des Herzogs Stelle zu treten. Somerset sah sich dahin gebracht, dem Staatsrathe auf seinen Knien bekennen zu müssen, daß die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen gegründet wären. Nachdem er einige Zeit im Tower gesessen hatte, gab Warwick, der ihn für hinlänglich gedemüthigt hielt, ihm nicht bloß seine Freiheit, sondern sogar eine Stelle im Staatsrathe zurück. Doch die Rivalität zwischen beiden erwachte von neuem, und erreichte eine solche Höhe, daß Warwick, um nicht das Opfer derselben zu werden, seine Rettung in einer zweiten Auflage suchte, und es dahin brachte, daß

der Oheim des Königs im Jahre 1552 das Blutgericht bestieg.

Nach Sommersfelds erstem Sturze hatte man, um den Schein zu retten, die Anordnung getroffen, daß das Amt eines Schatzmeisters auf den Herzog St. John, und das eines Heusen Marschalls auf Warton übergegangen war. Die überwiegende Macht eines Einzelnen schien auf diese Weise vermindert. Indesß fühlte Warton bald, daß er auf seinem Posten, als Stütze eines minderjährigen Königs, über die Gesamtmacht des Staats zu verfügen berechtigt seyn müsse. Dem gemäß erweiterte er seinen Wirkungskreis von einem Tage zum andern. Was Sommersfeld in Schottland angefangen hatte, wurde aufgegeben, theils weil die Erschöpfung des Schatzes sich nicht mit einer Fortsetzung des Krieges vertrug, theils weil Warton für die Behandlung des Innern freie Hand gewinnen wollte; die Ehre der Nation war in den Unterhandlungen, welche mit Schottland und Frankreich gepflogen wurden, ein untergeordneter Gegenstand, über welchen man leicht hinweg kam. Die Reformation der Kirche fand dagegen einen thätigen Beförderer in dem neuen Beschützer, nicht sowohl um ihrer selbst willen, oder wegen der glücklichen Folgen, welche mit der Zeit für die Ausbildung der gesammten Staatsverfassung daraus hervor gehen mußten, als vielmehr wegen der Gelegenheit, die sie zu neuen Plunderungen darbot; den mißbilligen Bischöfen ihr Einkommen zu entziehen, galt für Tugend, bloß weil es vertheidigbar war, so gegen sie zu verfahren. Unterstützt von seinen eifrigeren Anhängern, eignete sich Warton hier-

auf den Titel und die Würde eines Herzogs von Northumberland zu. Der letzte Graf von Northumberland war ohne Nachkommen gestorben; und da Thomas Maresch, sein Bruder, durch unüberlegte Theilnahme an einer Empörung in Perthesire unter Heinrich dem Achten seine Ansprüche an die Nachfolge verwirkt hatte, und folglich jener Staat an die Krone zurückgefallen war: so fand Warwick keine Schwierigkeit, Herzog von Northumberland zu werden. Weil Somerset im Unterhause eine große Parthei behalten hatte: so mußte der neue Herzog es vor allen Dingen darauf anlegen, diese Parthei zu verdrängen. Als ihm nun auch dies gelungen war, glaubte er für seinen Ehrgeiz die freieste Bahn eröffnet zu haben.

Die Gesundheit des jungen Königs war so vortheilhaft geworden, daß sich mit großer Sicherheit darauf rechnen ließ, er werde die Volljährigkeit nicht erreichen. Glücklich hatte Eduard der Sechste die Kinderkrankheiten überstanden; aber von einer Reize, durch mehrere Grausamkeiten gemacht, hatte er einen Fieber behalten, der, weil er die Folge einer Erhitzung war, auf eine schnelle Zerstörung schließen ließ. Wurde nun der Thron durch seinen Hintritt erledigt: so war nichts gefährlicher, als die Nachfolge der Prinzessin Maria, welche nicht aufgegeben hatte, eine eifrige Katholikin zu seyn. Northumberland, der dies beherzigte, gerieth also auf den Gedanken, die beiden Prinzessinnen Maria und Elisabeth gleichmäßig vom Throne abzuschließen, und eine Erbin zu wählen, die dem königlichen Hause auf dasselben zu stehen. Dies war keine andere als Johanna Gray, die Enkelin

juner Schwester Heinrichs des Achten, welche, als Wittwe Ludwigs des Erstten, sich zum zweiten Male mit einem Privatmann vermählt hatte. Eduard, welcher mit Johanna Bray erzogen war und ihr wohl wollte, gab mit Freuden seine Einwilligung zu dieser Abänderung des väterlichen Testaments; wie hätte ein junger Herr, der über die Wichtigkeit einer ununterbrochenen Thronfolge niemals nachgedacht hatte, anders handeln können! Sobald nun Northumberland seinen Hauptzweck erreicht hatte, ließ er den Titel eines Herzogs von Suffolk auf das Haus Dorsel (zu welchem Johanna Bray gehörte) übertragen, und berebere sodann den neuen Herzog von Suffolk, seine Tochter mit Lord Guisford Dudley (vierten Sohn Northumberlands) zu verbinden. Sein Gedanke also war, sein eigenes Geschlecht auf den Thron zu bringen; und dieser Gedanke, wie wertvoll er auch in jeder andern Hinsicht seyn mochte, fand seine Rechtfertigung in der besondern Lage, worin sich das Königreich durch eine Kirchenverbesserung befand, welche unvollendet geblieben war und eben deswegen leicht rückgängig gemacht werden konnte. Alle Bedenklichkeiten der Rechtskundigen wurden dadurch beseitigt, daß Northumberland den jungen Eduard erklären ließ: er sei entschlossen, die von ihm angeordnete Thronfolge von dem Parlament bestätigen zu lassen.

Doch ehe der König über diesen Punkt Wort halten konnte, starb er im sechshnten Jahre seines Alters und im siebenten seiner Regierung; und von diesem Augenblicke an kamen Northumberlands Entwürfe zum Schutern. Die Ansprüche, welche die Prinzessin Maria

auf die Nachfolge hatte, waren in dem Urtheile des Volkes nie zweifelhaft gewesen; und was auch die Protestanten von dem Fanatismus dieser Thronerin befürchten mochten, so gingen doch selbst die größten Eiferer unter ihnen in der Ungerechtigkeit nicht so weit, die Rechtsmäßigkeit ihrer Thronbesteigung zu bezweifeln. Gerade hierauf beruhete die falsche Berechnung Northumberland's. Die beiden Prinzeßinnen in seine Gewalt zu bekommen, forderte er sie auf, am Stierbelager ihres Bruders zu erscheinen. Doch Maria, von dem Hintritte Edwards unterrichtet, versammelte ihre Freunde, und an diese schlossen sich sehr bald alle Widersacher der Dudley's an. Northumberland, um seine Zeit zu verlieren, begab sich in der Begleitung des Herzogs von Suffolk, des Grafen von Pembroke und anderer Grafen nach Siead House, um Johanna Bray als Königin zu begrüßen; und wieviel diese bescheidene und höchst verständige Frau alles that, was in ihren Kräften stand, die gefährliche Ehre von sich abzulehnen: so wurde sie doch von ihrem Vater und Schwiegervater veranlaßt, der damaligen Sitte englischer Könige gemäß, einige Tage im Tower zu verleben, zum Zeichen, daß sie wirklich den Thron bestiegen habe. Johanna sollte hierauf im ganzen Königreich aufgerufen werden; allein dieser Befehl wurde nur in London und dessen Umgegend befolgt, und selbst hier vernahm das Volk die überraschende Kunde mit mehr Ersäunen, als Beifall. Noch immer verzeifelte Northumberland nicht an dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens; und indem er sich an die Spitze der vorhandenen Truppen stellte, glaubte er alle

Hindernisse leicht überwinden zu können. Wie groß aber war sein Ersauern, als er nach seiner Ankunft in Edmundsbury die Entdeckung machte, daß seine Feinde ihm selbst in der That bei weitem überlegen waren! Die Entscheidung war rasch und entscheidend; denn, als nach und nach alles von ihm abfiel, Johanna Grap einer Krone, welche sie zehn Tage hindurch getragen, mit Freuden entsagte, Maria aber nach London zog, um an der Stelle ihres verstorbenen Bruders zu regieren: da kam es nur allzu bald dahin, daß Northumberland sich an den Grafen von Arundel ergab. Und diese Uebergabe, war mit so viel Begierde für ihn verbunden, daß er, die Krone des Grafen umfassend, nur um sein Leben suchte.

Männern seiner Art zu versprechen, lag nicht im Geiste des Jahrhunderts. Als ihm der Proceß gemacht wurde, gehörten zu seinen Richtern Personen, welche noch vor Kurzem seine Rathgeber, seine besten Freunde, gewesen waren. Er wurde zum Tode verurtheilt; und als dies Urtheil am 20. Aug. 1553 vollzogen werden sollte, bekannte er sich zum römischen Kirchenthume, und sagte zum Volke, daß es seine Krone nur dann wiederfinden würde, wenn es zu dem Glauben seiner Väter zurückkehrte: eine Aeußerung, wodurch er sein ganzes bisheriges Verfahren brandmarkte.

Maria wollte beim Antritt ihrer Regierung das Vertrauen des Volkes durch einen Anschein von Güte und Großmuth gewinnen; allein je weniger in ihrem Innern irgend Etwas war, wodurch Güte und Großmuth zu nothwendigen Tugenden werden, desto schneller

mußte sie aus ihrer Rolle fallen, und zwar um so leichter, weil die Verfassung ihr keine Schranken setzte. Drei Dinge vereinigten sich, diese Königin zu einer Tyrin für England zu machen. Das erste war ihre Häßlichkeit, das zweite ihre Erbitterung, das dritte ihr Fanatismus. Vermöge ihrer Häßlichkeit mußte sie daran verzweifeln, daß sie jemals Beifall finden oder einem Manne gefallen werde; vermöge ihrer Erbitterung konnte sie sich nur aufgelehrt fühlen, daß an ihrer verstorbenen Mutter und an ihr selbst verübte Unrechte zu rächen; vermöge ihres Fanatismus sah sie, selbst in der Grausamkeit, eine gottgefällige Handlung. Rückwirkungen waren unter der Regierung einer solchen Königin um so unterwerflicher, weil alle Wißbegierigen sich zu ihr drängten, um der Welt zu zeigen, wie unwerth ihre Zurücksetzung gewesen sei. Zu diesen gehörten Gardiner, Bonner, Bonstal, Day, Heath, Wesey: lauter vornehme Geistliche, welche niemals aufgehört hatten, den Grundsätzen der römischen Kirche ergeben zu seyn. Nur allzu bald sah sich der alte Erzbischof von Canterbury (Cramer), weil er den Muth hatte, seinen kirchlichen Anschauungen treu zu bleiben, angeklagt, verhaftet und verurtheilt; doch wurde seine Hinrichtung noch aufgeschoben, weil man Zeit gebrauchte, um sie grausam zu machen. Wie weit die Verachtung des Hofes gegen die Gesetze ging, dies zeigte sich bei der Eröffnung des nächsten Parlaments; denn vor beiden Häusern wurde eine Messe des heiligen Geistes in lateinischer Sprache gesungen, und als Laplee, Bischof von Lincoln nicht niederzuknien wollte, wurde er aus dem Hause gestossen. Dabei hielt die Königin

noch immer den Titel eines Oberhauptes der anglikanischen Kirche fest; und es wurde allgemein behauptet, die Absicht des Hofes gehe nur auf Wiederherstellung des Kirchenthums in dieselbe Lage, worin Heinrich der Vierte dasselbe gelassen, so daß von Zurückführung der früheren Mißthathen gar nicht die Rede sei. Das Parlament, hiermit zufrieden, erklärte die Königin für rechtmäßig, bestätigte die Ehe Heinrichs mit Katharina von Aragon, und vernichtete dadurch die von Cranmer ausgesprochene Ehescheidung, ohne jedoch des päpstlichen Aufsehens, als hinreichend für die Gesetzmäßigkeit jener Ehe, zu gedenken.

Die nächste Sorge war, der Königin einen Gemahl zu geben. Zu diesem Endzweck wurden mehrere Männer in Vorschlag gebracht; vor allen Courteney, Graf von Devonshire, ein Edelmann von alter Abkunft, dem königlichen Hause verwandt und als Engländer dem Volke werth. Maria hatte gegen diesen Vermahl um so weniger etwas einzumenden, da Person und Sitten in ihm gleich annehmbar und verbindlich waren; allein Devonshire fürchtete sich vor einer Verbindung, die seinen Geschmack beleidigte, und um fernern Entdeckungen auszuweichen, bewarb er sich um die Liebe der Prinzessin Elisabeth: das sicherste Mittel, die Königin gegen sich einzunehmen, abgleich zugleich ein Mittel, eben diese Königin zu einer unversöhnlichen Feindin ihrer Erbschwester zu machen, wie dies wirklich der Fall war. Cardinal Pole war der Zweite, der in Vorschlag gebracht wurde; und da er nie die Priesterweihe erhalten hatte: so schien seine Verbindung mit der Königin Maria lei-

nen wesentlichen Hindernisse zu unterliegen. Doch Pöle war im Alter schon weit vorgedrückt und seinen Studien schon ergeben, als daß die Königin noch mehr, als einen Rathgeber in ihn zu besitzen hätte wünschen können. Dem Schicksal war es vorbehalten, Maria einen Gemahl zu geben. Karl der Fünfte, durch Moriz von Sachsen aus Deutschland, und durch den Herzog von Coisg von Neß vertrieben, wünschte die erlittenen Verluste zu ersetzen; und da dies nur durch Vergrößerungen möglich war, so hatte er laum Edwards des Sechsten Heirath vernommen, als er es darauf anlegte, seinem Hause die englische Krone zuzuwenden. Sein Sohn Philipp, um diese Zeit Wäthter, befand sich in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren; und ob er gleich zwölf Jahre jünger war, als Maria, so schien dieser Umstand doch nicht hinreichend, um an einer so theueren Hochzeitsgemeinschaft zu zweifeln. Die Königin, voll Vorliebe für ihr Stammhaus, wünschte nichts sehnlicher, als diese Verbindung; und da die latholische Parthei ihre Zwecke nicht leichter erreichen zu können glaubte, als wenn sie sich durch einen spanischen Prinzen verstärkte, so war der Erfolg von Karls des Fünften Bemühungen gewissermaßen unfehlbar. Zur Wiederherstellung des abgeschafften Kirchenthums geschahen seshert die entscheidendsten Schritte; sie schienen nöthig, um die Verbindung zwischen Maria und Philipp vollständig zu machen. Auf der andern Seite suchte man die Engländer für die bevorstehende Vermählung dadurch zu gewinnen, daß man die Heirathskonditionen nur zum Vortheil Englands abfaßte. Zwar sollte Philipp den Ab-

wigstrahl führen; allein die Verwaltung sollte der Königin verbleiben, kein Fremdling irgend ein Amt im Königreich bekleiden und keine Renerung in den Gesetzen, Gewohnheiten und Privilegien geschehen. Es wurde ferner festgesetzt, daß Philipp seine Gemahlin nie ohne ihre Einwilligung, und keine seiner Kinder ohne die Einwilligung des Abtes ins Ausland führen sollte; und nicht genug, daß der adelichen Nachkommenschaft Philipps und Maria's die Erbschaft von Burgund und den Niederlanden zugesichert wurde, enthielt der Ehe-Contract sogar die Bestimmung, „daß, wenn Don Carlos, Philipps Sohn aus früherer Ehe, ohne Erbenden zu hinterlassen, sterben sollte, die Nachkommenschaft der Königin, sie möchte männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn, Spanien, Sardinien, Mailand und alle übrigen Besitzungen Philipps erben sollte.“ Dieser Heiraths-Contract wurde den 15 Jan. 1554 abgeschlossen.

Doch der aufgeklärte Theil des englischen Volkes ließ sich durch diese Verheißungen nicht blenden; je größer sie waren, desto mehr Mißtrauen erregten sie. Ein spanischer Prinz auf dem englischen Thron erschien den Anhängern der Kirchenverbesserung als eine polnische Mißgeburt, und die Vernichtung aller Rechte als eine unabtreibliche Folge derselben. Nicht lange nach dem öffentlichen Bekanntwerden des Heirathsvertrages brach eine Empörung aus, welche dem Hofe viel zu schaffen machte. Selbst als sie schon unterdrückt war, dauerten die Folgen derselben fort. Die Prinzessin Elisabeth sah sich verhaftet und nach Westchester gebracht, wo sie auf's Strengste bewacht wurde. Ein gleiches Schicksal

hatte der Graf von Devonshire in Fotheringay - Castle. Fest eingeschlossen, nichts, was ihr Abbruch thun konnte, werden sich zu dulden, richtete Maria ihren ganzen Haß gegen Johanna Gray und deren Gemahl. Beide waren gleich unschuldig; aber ihnen wurde die Schuld des Verraths von Suffolk beigemessen, der in der letzten Empörung eine Rolle gespielt hatte. Johanna'n wurde der Tod angekündigt, ohne daß man es für nöthig hielt, irgend einen Grund hinzuzufügen. Sie vernahm die Nachricht mit dem Gleichmuth, der ihr immer eigen gewesen war; und als ihr Gemahl, dem dasselbe Schicksal bevorstand, sie noch einmal zu sehen verlangte, entschuldigte sie sich mit der Schwäche ihres Geschlechtes, die sich, an der Schwelle des Todes, nicht mit heftigen Erschütterungen vertrage. Sie sah den geliebten Gemahl zur Schlachtbank geführt werden, und gab ihm vom Fenster aus ein Zeichen ihrer Liebe; sie sah seinen Leichnam auf einem Karren zurückschren, und was man ihr von seiner Standhaftigkeit erzählte, befestigte sie in dem Vorsetze, mit gleicher Standhaftigkeit zu dulden. Als Jahn Sage, Constable des Towers, sie zum Tode führte und sie um ein Andenken bat, gab sie ihm ihre Schreibtafel, worin sie so eben drei Denksprüche, einen in griechischer, den andern in lateinischer, den dritten in englischer Sprache aufgezeichnet hatte; alle drei bezogen sich auf den Tod ihres Gemahls. Der Staatsrath der Königin hatte sich darin vereinigt, daß ihre Hinrichtung dem Auge des Volkes entzogen werden müsse. Diese erfolgte also im Tower. Als Johanna das Sengerüst bestieg, sprach sie zu den Umstehenden von ihrem Schick-

salt. „Nicht aus Ehrgeiz habe sie gehandelt, wohl aber aus Achtung für ihre Eltern, denen sie ihren Ehrensatz nicht habe versagen können. Nicht ungern empfangt sie den Todesstrich, als die einzige Sühne, welche sie dem verletzten Staate geben könnte. Die Geschichte ihres Lebens werde möglich werden durch den Beweis, daß Unschuld nicht beschütze, wenn Anklagen auf die Zerstörung des Gemeinwesens abzielen.“ Noch diesen Worten ließ sie sich von ihrem Brauen entkleiden, und legte mit heiterer Miene ihr Haupt auf den Block. Der Herzog von Suffolk, welcher nach ihr hingerichtet wurde, fand weniger Mitleid, weil seine Vermögenheit die Ursache des Todes seiner Tochter gewesen war. Noch ihr litten noch mehrere Andere um desselben Verbrechens willen; unter andern Lord Thomas Gray. Die Königin füllte den Tower und alle Gefängnisse mit hohem und niedrigem Adel, nicht weil alle diese Personen schuldig waren, sondern weil sie in dem Verdachte standen, es mit dem Volke und mit der Reformation zu halten; nur allzu gut fühlte sie, daß sie allgemein gehaßt wurde, und um der Gefahr zu entgehen, glaubte sie das Volk von denen trennen zu müssen, die seine Führer seyn konnten.

Unter diesen Vorzeichen kam den 19. Juli Philipp in England an. Die Vermählung geschah einige Tage darauf in Westminster. Ein Prinz, von Mönchen für eine Regierung gebildet, deren ausschließende Triebfeder die Inquisition war, schien nicht der Gemahl einer Maria werden zu können, ohne das blühendste Reich in einen Kirchhof zu verwandeln. Gleichwohl geschah dies nicht; und England athmete freier, seitdem Philipp der erste

Rathgeber der Königin geworden war. Glücklicher Weise hat die Natur ihre Einrichtungen so getroffen, daß eine Ehe nur da Statt finden kann, wo Ergänzung Bedürfnis ist. Philipp nun schloß sich von Marien um so weniger angezogen, weil sie durch ihre Häßlichkeit widerlich war. Die beste Stellung, die er als Gemahl nehmen konnte, um ihren Heißlosungen zu entgehen, war die, worin er ihren Blutdurst befähigte; ohne selbst menschlich zu fühlen, sah er sich durch den Widerspruchgeist zur Menschlichkeit gleichsam verführt. Die Prinzessin Elisabeth würde, wie alles Ausgezeichnete, ihr Ende auf dem Blatgerüst gefunden haben, wenn Philipp es nicht verhindert hätte. Ihm, der von Jugend auf zur strengsten Absonderung gewöhnt war, und der seiner Betheuerung in England treu blieb, mußte das Camerilla-Leben an der Seite einer abschreckend-häßlichen Gemahlin, die sich seiner vampgenäßig bemächtigen wollte, zur höchsten Marter werden; und so geschah es, daß er unter unablässigen Vespörungen, für sich selbst frei zu werden, dieselben Vespörungen auch in Andern weniger anstößig fand. Der Graf von Devonshire dankte ihm seine Freiheit und die Erlaubniß, ins Ausland zu gehen; und auf gleiche Weise wurden Andern durch ihn aus ihren Kerken entlassen.

Philipp hätte indeß nicht seyn müssen, was er war, wenn er es nicht auf eine Ausöhnung Englands mit dem römischen Stuhle hätte anlegen sollen; und was ihm in dieser Hinsicht durch Hofflässe gelang, war wenigstens in so fern bedeutend, als das Parlament zu einer Befestigung des seit zwanzig Jahren bestehenden

befandenen Schisma die Hand bot, und den Anordnungen des päpstlichen Legaten Fole, und des Bischofs Gardiner willig folgte. Allein es blieb ein Punkt übrig, über welchen man nicht hinaus kommen konnte: dies war der Eigenthum Dritter, welche seit der Aufhebung der Klöster in den Besitz der Kirchengüter getreten waren. Wirklichkeitem entscheiden im Leben. Indem die Lebendgeistlichkeit nicht wiederhergestellt werden konnte, blieb das römisch-katholische Kirchenrathum mangelhaft, der Geist des Protestantismus, allen Maßregeln der Befüggebung zum Troß, unerschüttert. Durch Befragung der Kegeri glaubte Gardiner nachhelfen zu können; allein er machte nur allzu bald die Entdeckung, daß er auf diesem Wege dem Handel verschlimmerte. Als fünf Bischöfe, ein und zwanzig Kirchenbeamte, acht Rathgeber, vier und achtzig Kaufleute, hundert Bauern, Tagelöhner und Knechte, fünf und fünfzig Weiber und vier Kinder in dem Zeitraum von drei Jahren in den Flammen ausgekommen waren, fand es um die Sache des Katholicismus nicht besser, sondern schlechter; denn der gesunde Menschenverstand sagte, daß ein Kirchenrathum, das durch solche Mittel fortdauern will, nicht fortdauern verdiene *). Das nächste Parlament,

wel-

*) Es ist bekannt worden, daß in den Niederlanden von dem Augenblick an, wo Karl der Fünfte seine Diktir gegen die Reformirten bekannt machte, nicht weniger als 30000 Personen, wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen, gehängt, geköpft, lebendig begraben oder verbrannt worden sind. In Frankreich war die Zahl dieser Unglücklichen noch größer. Gleichwohl nahen der Protestantismus in beiden Ländern mit jedem Tage zu.

welches Maria versammelte, bewies sich um so untreu-
fähiger, weil Paul der Dritte auf die Zurückgabe der
Kirchengüter gedrungen hatte. Es bildete sich im gan-
zen Königreich eine Opposition, von welcher sich voraus-
setzen ließ, daß sie einst den Sieg über die priesterliche
Partei des Hofes haben tragen würde.

Philipp selbst wurde seines Aufenthalts in England
bald überdrüssig. Vereinzelt, auf den Umgang mit seinem
Beichvater und einigen Mönchen beschränkt, von der
Nation, die von ihm regiert werden sollte, durch Sprache,
Sitten und Gesinnungen geschieden, zugleich aber an
eine Frau gekettet, deren zurückstoßende Höflichkeit noch
miderlicher wurde durch eine lächerliche Eifersucht und
durch die Täuschungen, worin sie wegen ihrer Schwam-
gerschaft lebte, — wie hätte er nicht wünschen mögen,
sobald als möglich nach Spanien zurückzukehren! Der
Entschluß, welchen Karl der Fünfte faßte, alle seine
Kronen abzulegen und sich zu St. Juste niederzu-
lassen, kam Philipps Wünschen zu Hülfe. Er ging im
Jahre 1555 nach Gröfnal, um die Regierung des spa-
nischen Königreichs zu übernehmen, und lebte seitdem
nur auf kurze Zeit wieder nach England zurück. Für Ma-
ria war seine Abwesenheit eine Zeltter, die sie nur durch
Verfolgung der Keterei in ihrem Königreiche erträglich
zu machen bemüht war. Mit finstlicher Grausamkeit
betrieb sie daher die Hinrichtung des Erzbischofs Cran-
mer, welcher zu Oxford in den Flammen starb, nach-
dem er mehrere Jahre im Kerker geschmächtet hatte.
Unbefähigt um die Wohlfahrt ihres Volks, erlaubte
sie sich jeden Dreck und jede Gewaltthat, um ihren, in

einem Kriege gegen Frankreich begriffenen Gemahl mit Geld und Truppen zu unterstützen, während dieser die Andankbarkeit so weit trieb, daß er nicht einmal ihre jährlichen Briefe beantwortete. Endlich gegen den Schluß des Jahres 1550 erbarmte sich das Schicksal des belagertenwerthen Englands. Maria starb den 17 Nov. dieses Jahres an einem schleichenden Fieber, nach einer unglücklichen Regierung von fünf Jahren, vier Monaten und elf Tagen; mit ihr aber starb das größte Hinderniß für die weitere Ausbildung der britischen Verfassung. Ihre Nachfolgerin war Elisabeth; und wir werden im nächsten Kapitel sehen, welchen Schwung sie dem Protestantismus gab, und welche Vertheile England von der Reformation der Kirche zu ziehen begann.

(Fortsetzung folgt)

Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der englischen Kornpreise.

(Fortsetzung.)

Dieser letzte Schritt vollendete die allgemeine Verwirrung. Nicht nur verloren wiederum die Banknoten 20 und die Schatzkammer-Coupon 30 pro Cent, sondern, was noch viel empfindlicher war, ein Theil der letzteren, von einem Belauf von fünf Millionen Pfund Sterling, die, auf Bewilligung des Parlaments, zur Zahlung des rückständigen Soldes der Land- und Seemacht, zur Deckung der Schulden des Transport-Amtes und für andere Gegenstände des öffentlichen Dienstes in Umlauf gesetzt worden, hatten gar keinen Werth, weil die Taxen, die das Parlament für die Zinszahlung und Capital-Ablösung bestimmt hatte, einen geringern, als den veranschlagten Ertrag lieferten, und überdies sich der Zeitpunkt näherte, den das Parlament als Ende ihrer Dauer vorausbestimmt hatte. Die Land- und Seemacht war in Hinsicht ihres Soldes — ein großer Theil war noch vom irländischen Kriege her rückständig — in einer höchst traurigen Lage, und auf dem Punkt sich zu empören. Nicht viel besser war im allgemeinen der Zustand der Nation. Ein allgemeiner Bankrott, vom Staate ausgehend und Alles mit sich fortreisend, schien nicht mehr vermieden werden zu können.

In einem solchen gefährlichen Augenblick, war es ein großes Glück, daß an der Spitze der Schatzkammer Sir Charles Montague (nachheriger Lord-Pollifax) stand: ein Mann, der, bei einem nicht gewöhnlichen Muth, und bei ausgezeichneten Talenten, auch noch die große Tugend besaß, nur die einfachsten, aber die ehesten Mittel zu ergreifen, alle Schwindel-Projekte aber — die, wie es in solchen Lagen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, durch die unbedarresten Menschen als wahre Arcane sich aufzubringen suchen, — von sich zu weisen, und hiezu mit seinen beiden Rathgebern auf das glücklichste übereinzustimmen *). Er sah ein, daß der Bank nicht geholfen werden könne, wenn nicht der Staatscredit auf eine sicherere Grundlage, als die bisherige, wieder hergestellt würde; daß aber auch der Staatscredit, ohne Wiederherstellung der Bank, nicht aufrecht zu halten sei. Diesemach betrug er das Parlament, in Hinsicht auf den ersten, neben den bereits bestehenden Layen, neue und reichlichere zu bewilligen; welche zusammen genommen einen einzigen Fonds unter dem Namen: General-Fond, bilden sollten, der nur einzig und allein zur jährlichen Zahlung der Zinsen und successiven Ablösung des Capitals angewendet werden, auch so lange

*) But Mr. Montague called to his aid Sir Isaac Newton from his mathematical, and Mr. Locke from his metaphysical Studies, knowing by his own experience, the ease with which men, possessed of talents and knowledge, can transfer them from one object to an another. And these three persons concerted an evil deemed to be above remedy, by applying the principles of common sense and and common honesty to it. *Dabynple. Memoirs etc. Thell 2. Seite 60.* Im Uebersetzt der geselligen Meinungen über die Herbringung des verurtheilten Geldes.

dauern sollte, bis das ganze darauf fundirte Capital getilgt seyn werde. Hierauf gründete er eine neue Anleihe, bei welcher die Theilnehmenden alle bis jetzt im Umlauf befindlichen Schatzkammer-Coupons als baare Zahlung angeben konnten. Da die Besitzer dieser letzteren dadurch eine zweifache Sicherheit in den alten bestehenden Papern, deren Fortdauer nunmehr festgesetzt wurde, und in den neu hinzugesetzten erhielten: so hatte diese Anleihe einen über Erwartung günstigen Fortgang. Um aber auch die Bank wieder herzustellen, bewirkte er die Erlaubniß, daß sie zur Vermehrung ihres Grundcapitalis eine neue Unterzeichnung abgeben der Theilnehmer bewerkstelligen könne, bei welcher von der geschnittenen Summe $\frac{2}{3}$ in Schatzkammer-Coupons und $\frac{1}{3}$ in Banknoten gezahlt werden konnten. Um die früheren Theilnehmer zu beruhigen, und mit ihnen auch Andere zur Unterzeichnung zu ermuntern, wurde der Freiheitsbrief bis zum 1. August 1710 verlängert. Man glaubte, die Unterzeichnung würde auf 3,600,000 Pf. sich ausdehnen; allein da die Staats-Anleihe schon große Capitalien an sich gezogen hatte: so beschränkte sich die Theilnahme nur auf 1,001,171. Pf. 10 Sch., die aber durch Eingabe von 800,000 Pf. Schatzkammer-Coupons, und 200,000 Pf. Bankettel hinreichend war, den Credit der Bank bald wieder herzustellen. Durch diese Unterzeichnung wurde das Grundcapital der Bank nunmehr auf Pf. 2,201,171 10 Sch. gebracht *).

*) Da die erste Ordination der Bankplanken der Bank von England zu welchem interessanten Vorgange mit dem hundert Jahre später erfolgten führen konnte: so haben wir geglaubt, hier etwas

Montague's Plan wurde von seinen Gegnern, bei aller Einfachheit desselben, und obgleich sie den günstigen

ausführlicher sagen zu dürfen, wenn auch die Geschichte der Entstehung stark seinen Procents nicht solche Wichtigkeit zu fordern berechtigt sein sollte. Denen nunmehr sehr auch seinen Verlust, die Differenz, die die Bank dem Parlament, zur Deckung ihrer Verbindlichkeiten dem damaligen Zustande, überreicht hatte, hier aufzuzeichnen, zumal sie bei einem englischen Schriftsteller, von aller die diesen Gegenstand behandelt haben, und noch weniger bei einem ausländischen, sich verliert. Die Vergleichung derselben mit den Ausgaben des Sir John Sinclair wird schon klarlegen, wie sie Ursache von seiner Verwirrung zu veranlassen.

Pfenn.	Thal.	Sch. P.	
Bauschatz, Zinsen tragend	853,800	—	—
Zinsen darauf	17,876	—	—
Bauschatz ohne Zinsen .	764,196	10	6
Der Staat von Holland			
Schuldig gegen Pfand .	500,000	—	—
		Thal.	Sch. P.
		1,075,876	10 6

Thaler.	
Barres Geld	45,300 15 11
Kaufmännische Wechsel	
mit Pfänder	42,150 — 6
Stückwährige Zinsen vom	
Staat	50,000 — —
Forderungen aller Art .	179,150 — 5
Schatzkammer-Coupon .	1,764,576 15 5
	<u>2,161,177 15 5</u>

Ueberschuß 105,305 6 11
wenn nämlich die Schatzkammer-Coupon nach ihrem Nominal-Werthe angenommen werden, und die übrigen Forderungen richtig eingelogen. Dieser Ueberschuß ist fürnehmlich eine geringe Summe, und zeigt deutlich genug, welche Gefahr die Bank beibringen könnte, um den sie beschworenen Unglück auszuweichen, und daß sie dem noch beschworenen nicht bei entgegen stehen. Die Bank hatte nämlich den größten Theil ihrer Schatzkammer-Geldes mit Verlaß an

Zettgang sehen, als eine glückliche Tollkühnheit (a happy temerity) verschrien; denn für den Augenblick brachte er nicht weniger denn elf Millionen Pf. St. Papier, größtentheils zinseutragendes, in Umlauf. Aber das größte Glück ging aus seiner Voracht in der Wahl der, dem Parlament zur Bildung des General-Bandes vorgeschlagenen Layen hervor. Diese gingen nicht nur richtig ein, sondern waren auch über alle Erwartung so sehr ergiebig, daß jährlich ein bedeutendes Capital von ihrem Ueberschusse getilgt werden konnte. Der öffentliche Credit wurde dadurch bald wieder hergestellt, und die Bank genoß um so mehr Vertrauen, als sie von der einen Seite eine größere Sicherheit durch die Vertheuerung ihres Grundcapitals gegeben, von der andern aber die Schatzkammerscheine und andere Staatspapiere, die sie besaß, durch ihren vermehrten Credit, auch die Sicherheit der Bank vergrößerten. In wenigen Jahren waren auch ihre Forderungen an den Staat bis auf das Grundcapital von 1,000,000 Pf. realisiert worden.

Die Regierung der Königin Anna, und die bedeu-

sich gekauft: sie hatte, während zwei Jahren, die Pfoten zu dem hohen Fuß von 2 per Cent jährlich gemessen (denn ihren Theilhabern gab sie nur, als Dividende, die von der Regierung auf das Grundcapital gezahlten Pfoten); sie mußte also ihren Ueberschuß von 6 bis 500,000 Pf. haben, und hatte dennoch nur etwas so geringes, der, wenn man die Schatzkammerscheine zu dem damaligen Parie ankündigt, die Deficit von vorhin ist 300,000 Liefert. Die Theilhaber sehen in zwei Jahren ihr Grundcapital auf 75 per Cent vergrößert! Was ist das, wenn man dem Miß die sich im Papstregulirungen nicht bei Böden zu widersprechen vermag!

tenden und leibbaren Kriege, in die sie verwickelt wurde, versetzte ihr Ministerium in große Geldverlegenheit. Da die Bank ihren Credit auf das glücklichste wieder hergestellt hatte, so sahen die Minister sie als die einzige Quelle an, aus welcher ihre Bedürfnisse befriedigt, wenigstens unterstützt werden konnten. Diesen Umstand benutzte die Bank sogleich, um an die von ihr erwartete Hülfe Bedingungen zu knüpfen, die neben den augenblicklichen Geldvertheilen, die sie daraus zog, auch noch dauernde haben, und ihr Dasera später begründen sollten. Sie erbot sich, das dem Staate bei ihrer Entstehung dargeliehene Grundcapital um 400,000 fl. zu vermehren, und für das auf diese Weise auf fl. 1,600,000 angewachsene an Zinsen und Verwaltungskosten nicht mehr als die Summe, die sie auf das frühere erhalten, zu nehmen, nämlich 100,000 fl. , d. h. an jährlichen Zinsen 6 pro Cent (hatt der früheren 8) und 4000 fl. jährliche Verwaltungskosten; ferner wollte sie die Summe von 1,775,007 fl. 17. Sch., in Schatzkammerscheinen, dem Staate gegen einen jährlichen Zins von 6 pro Cent. (abgleich sie nur bisher — um ihr Capital zu benutzen, 4½ erhielt) bis zu ihrer Ablösung creditiren. Dagegen verlangte sie: 1) die Verlängerung ihres Breiðlefs, der mit dem 1. August 1710 abließ, bis zum Jahr 1730; 2) — und hier benutzte sie den Umstand, daß die Miningadventurer Company, die, gleich nach ihrer Errichtung, Berggeschäfte zu machen unternahm, aber durch wilde und unglückliche Speculationen, zum größten Nachtheile der Theilhaber, zu Grunde gerichtet war, — die ausdrückliche Bewilligung des Parlaments, daß nur sie

allein und ausschließlich die Freiheit haben sollte, Bankgeschäfte zu machen. So hart diese Bedingungen waren, so laut auch im Parlament dagegen gekämpft wurde, zumal da die Bank in der letzten Zeit ein Streben zeigte, die Selbstangelegenheiten des Staats zu kontrolliren: so war die Geldverlegenheit der Minister doch so groß, daß sie es dahin brachten, das Parlament für die Annahme dieser Bedingungen zu bestimmen. Im Jahr 1706 wurde durch die 7. Acte Anna's, Cap. 7., die Verlängerung des Freiheitsbrieves bis 1. Aug. 1732 förmlich ausgesprochen; und in Hinsicht des ausschließlichen Rechts, Bankgeschäfte zu machen, wurde die Clausel: „daß es für jede Gesellschaft und für jeden Verein, der aus mehr als sechs Theilnehmern bestehe, gesetzmäßig sei, Noten oder Zettel auszugeben, die auf Verzeigung, oder auf eine längere Zeit als sechs Monat nach ihrer Ausfertigung, zahlbar lautenen“ *), bereits früher, im Jahr 1707, als die Bank ihre Bedingungen machte, zugesprochen. Sonderbar genug, daß in diese Clausel, die der Bank gewissermaßen das alleinige Vermögen, Bankgeschäfte zu machen, sichern sollte, der Keim niedergelegt wurde, der später sowohl der Nation als der Bank nachtheilig ward, nämlich in der Errichtung der vielen Privatbanken, die später sich über das ganze Reich verbreiteten.

Obgleich auch dieses Mal weder das Parlament,

*) To be lawful for any other company or partnership, consisting of more than six persons, to issue bills or notes payable on demand, or for less time than six months. 6 Anna, cap. 22. sect. 9.

noch die Minister daran dachten, legend eine Bestimmung über die Art und Weise, wie die Bank ihre Geschäfte führen solle, oder gewisse Beschränkungen derselben auszusprechen: so hatte doch die Erfahrung, welche die Bank an den Ereignissen vergangener Jahre gemacht hatte, sie zu der Ansicht geführt, daß sie die Ausdehnung ihrer Geschäfte nicht auf den Credit ihrer Noten allein unternehmen zu dürfen sich getraute. Da die mit der Regierung eingegangene Verbindungen ihr ursprüngliches Capital um die Hälfte überschritten, so erhielt sie die Erlaubniß ihr Grundcapital durch eine neue Subscription zu verdoppeln. In kurzer Zeit waren die Unterschriften zur Vermehrung ihres Grundcapitals auf 4,402,343. fl. vollständig; und als die Regierung immerfort für ihre Bedürfnisse die Bank ansprach, und derselben vortheilhafte Bedingungen zugestand: so forderte sie im Jahr 1709 von ihren Theilhabern einen neuen Zuschuß von 15 pro Cent. ein, den sie auch mit 656,204 fl. 1 Sch. 2 P. erhielt; im Jahr 1710 denselben aber nochmals durch 10 pro Cent Zuschuß mit 501,440 fl. 12. Sch. 11. P. vermehrte, so daß das ganze Grundcapital sich auf 5,559,993 fl. 14. Sch. 8 P. belief. Diese Verzicht war um so nöthiger, als der Geldbedarf der Regierung fortdauerte. Diese bestand sich in der Nothwendigkeit, der Bank, für die neuen Bedürfnisse im Jahr 1712, noch nachtheiligere Bedingungen zu bewilligen. Die Bank übernahm in diesem Jahre 1,200,000 fl. Schatzkammerscheine, wovon die hundert Pf. St. täglich zwei Pence Zinsen trugen, außerdem aber noch mit drei pro Cent. jährlich verpachtet wurden,

wobei die Bank außer diesem noch jährlich 8000 Pf. Verwaltungskosten erhielt. Der tägliche Zins von zwei Pence und der jährliche von drei pro Cent. machten im Ganzen nur einen jährlichen Zins von 6 pro Cent.; allein war diese Bedingung so sehr drückend mochte, war der Umstand, daß alle Tagn, aus deren Ertrag die Schatzkammerscheine eingelöst werden sollten, bereits verpfändet waren, und nur noch einen geringen Ueberschuß gaben; und da die Minister sich schreckten, dem Volke neue Lasten aufzulegen, und auf eine Vermehrung der Tagn bei dem Parlamente anzufragen: so gegen sie die harte Bedingung vor, wenn die Tagn nicht vierteljährig einen solchen Ueberschuß lieferten, daß die der Bank schuldigen Zinsen, Prämien und Verwaltungskosten damit getilgt werden könnten, so solle die Schatzkammer von dem Parlament ermächtigt werden, für diese vierteljährige Forderung neue Schatzkammerscheine, die denselben Zins und dieselbe Prämie, wie das Capital, trügen, anzufertigen und der Bank an Zahlungsbare zu überliefern, oder, mit anderen Worten, Zinsen, Prämien und Verwaltungskosten sollten vierteljährig capitalisirt werden. Da das Parlament hierin willigte, so läßt sich der Vortheil, den die Bank durch eine solche Capitalisirung von ihren Vorschüssen an den Staat jetzt leicht berechnen. Dennoch — so groß war die Geldnoth, und so schwer die Mittel der Minister, um es anzuschaffen — wurde diese Verhandlung mit der Bank als ein von ihr dem Staate geleisteter Dienst angesehen, gegen welchen sie eine anderweitige Begünstigung verdiene. Diese Begünstigung erhielt sie in der Ver-

längerung ihres Freiheitsbriefes auf weitere zehn Jahre, über die bereits bestimmte Zeit hinaus, d. h. bis zum 1sten August 1742.

Die Bank wurde durch die Ausbreitung ihrer Geschäfte, und durch den Credit, den sie täglich gewann, der Mittelpunkt des Geldinteresses in England; ihre Noten kreirten sich dermaßen aus, daß sie außerhalb des dem Staate gemachten unmittelbaren Vorschusse, eine Summe von viertheil Million Pf. St., in abzahlbaren Staatsschulden an sich kaufen konnte, und das, obgleich eine andere Gesellschaft ebenfalls dem Staate unmittelbar und mittelbar Vorschüsse zu machen anfing, nicht ohne bedeutenden Gewinn. Den Ministern war dies höchst bequem, und deswegen brachten sie es im Jahr 1714 zu dem Beschluß, daß künftige Staatsanleihen nicht mehr, wie bisher, durch die Schatzkammer, sondern durch die Bank gemacht werden sollten; daß sie aber nicht allein die Unterzeichnung der Theilnehmer an solchen Staatsanleihen annehmen, sondern auch sämtliche Zinsen für Rechnung des Staates durch sie gezahlt werden sollten. Dadurch erweiterte sich der Wirkungsbereich der Bank ungemein, und ihr Einfluß auf die Geldverhältnisse der Nation ward nun erst recht fest begründet.

Als, nach dem Ableben der Königin Anna, das Haus Hannover auf den englischen Thron gerufen wurde, fand dasselbe eine Staatsschuld von 55 Millionen Pf. St. vor; denn die Kriege und die Verwaltung der Königin Anna hatten sie, seit Wilhelm's Tode, um nicht weniger als 39 Millionen Pf. St. vermehrt. Diese Staatsschuld

theilte sich in zwei bestimmt verschiedene Theile. Der eine Theil war ablösbar; denn, wenn die Taxen den gehörigen Zetrag lieferten, oder dieser durch Hinzufügung neuer Taxen durch das Parlament vermehrt wurde, so konnte die Schatzkammer die Gläubiger zur Empfangnahme des Capitals und zur Tilgung der Schuld aufrufen, und diese konnten es nicht verweigern. Der andere Theil aber war unablösbar; wenigstens konnte er ohne Einwilligung der Gläubiger nicht getilgt werden; denn er bestand aus Leibrenten und Jahresrenten (Annuitäten), deren letztere größtentheils 80, 90 und 100 Jahre fortbauerten, und für den Staat eine höchst drückende Last waren, weil er sich bei Aufnahme des Capitals zu sehr harten Bedingungen versetzen mußte. In der großen Geldverlegenheit, worin sich die Minister zur Zeit Wilhelm's und Anne's befanden — denn Montague ging bald ab, und überließ dem Schatz schwachen Händen, — und bei dem gesunkenen Credit, borgten sie nicht allein, woher sie nur Geld erhalten konnten, sondern auch zu Bedingungen, wie sie die Gläubiger nur machen wollten, und man sann nur immerfort darauf, welche lockender Reiz diesen Bedingungen gegeben werden könnte, um sie den Geldleuten annehmbar zu machen. Domines auf 99 Jahre, deren erstere Reihe mit 10 und die zweite mit 7 pro Cent jährlich gezahlt wurde; Jahresrenten auf 16 fortlaufende Jahre zu 14 pro Cent, in Verbindung mit bedeutenden Lotterie-Einkünften; Leibrenten zu 41 pro Cent auf ein, zu 12 auf zwei, und zu 10 auf drei verbundene Leben, ohne irgend

das Alter der Leibrentennehmenden zu berücksichtigen^{*)}; Annuitäten zu 8 und 7 pro Cent. auf 99, 96, 93 Jahre: dies waren die gewöhnlichen Mittel, durch welche die Minister sich Geld zu verschaffen suchten, wenn die ablaufbaren Schatzkammerscheine so sehr im Credit gesunken waren, daß Niemand Geld darauf geben wollte^{**)}. Das durch vielfältige Intriguen getheilte und zerstückte Ministerium der Königin Anna, sorgte nicht weniger als 26 Millionen auf Leibrenten, Annuitäten, Renten mit Prämien-Lotterien u. s. w.; und so konnte es nicht ausbleiben, daß die bedrückenden Bedingungen, zu welchen die Administration sorgte, der Nation eben so viel, als der Krieg gekostet hatten.

Georg der Erste umgab sich bei seiner Thronbesteigung mit einem Ministerium, das nur aus Whigs bestand, und dieses mußte suchen, sich möglichst populär zu machen, um sich gegen eine Partei zu halten,

*) Wir sehen ein Beispiel an, das merkwürdig genug ist, um zu zeigen, wie sorglos die Administration mit den öffentlichen Einnahmen umging. Von 22,500 M. Leibrenten, die unter Wilhelm im Jahr 1694 ausbezahlt wurden, hatte die Nation im Jahr 1782 noch 22,500 jährlich zu zahlen! Der jüngste von den Inhabern mußte mindestens 65 Jahr alt sein!

**) Unter den Umständen, die Wilhelm gemacht wurden, mag wohl der nicht ganz ohne Grund gewesen seyn, daß er in Rücksicht auf Wohlstand sehr zu sehr dem Rathe seiner Holländer gefolgt sei. Wenn jedoch es wahr, die englische Nation zum Staatspapierschmelzer und zum Verkäufer in Staatspapieren zu verurtheilen, damit sie durch den Aufkauf, den ein Individuum solcher Art mit sich führt, vom Handel und jedem andern solchen Indusie-Beruf abgelenkt werde.

die um so wichtiger war, weil Georg sie gänzlich vernachlässigte, und von allen bedeutenden Stellen und Ämtern aufschloß. Schon in dem ersten Augenblick, wo er den englischen Thron in Besitz nahm, wurde ihm die Regulierung der Staatschuld und die Erleichterung der Last, die auf der Nation lag, als höchst dringend empfohlen, und es folgte nicht an Vorschlägen, die theils ihm, theils dem Parlament gemacht wurden, um es zu bewerkstelligen. Alle vereinigten sich dahin, daß eine Herabsetzung der hohen Zinsen der erste Schritt seyn müsse, der dahin führe.

Robert Walpole, der an der Spitze der Schatzkammer stand, und dessen Talente ein großes Vertrauen erweckt hatten, ergriff diese Angelegenheit mit Eifer; denn auch ihm war, große Popularität zu erwerben, sehr dringend. Er lag an, den legalen Zinsfuß von 6 auf 5 pro Cent. herunterzusetzen; allein der Nation konnte eine solche Herabsetzung in ihren Privat-Verhältnissen nur von geringem Nutzen seyn, so lange der Zinsfuß auf Staatspapiere noch 7 pro Cent. und darüber war. Bei einer, obwohl geringen, Anleihe von 100,000 Pf., die das Bedürfniß des Staats im Jahr 1713 decken sollte, betrug er nur 5 pro Cent. jährliche Zinsen, trotz er auch sogleich das Geld angeboten und von dem Parlament die Bewilligung es anzunehmen erhielt. Aber kaum war diese Bewilligung bekannt, als es ihm zu 5 pro Cent. angeboten wurde, wodurch das Parlament sich bewegen fand, seinen früheren Beschluß zurück zu nehmen, und durch einen neuen nur 5 pro Cent. jähr-

liche Zinsen zu bewilligen. Walpole, durch diesen Vortheil ermuthigt, fing nun an, ernsthafteste Schritte zur Herabsetzung der Zinsen zu thun.

Er wandte sich zuerst zu der Bank, nicht nur als dem Hauptgläubiger des Staats, sondern auch als demjenigen Institut, das den größten Einfluß auf das Selbst-Interesse des Landes hatte. Die Bank hatte, außer der dem Staate von ihrem Grundcapitale gemachten Darlehn von £. 1,600,000, an noch jene £. 1,775,007. 7. 10½ auf Schatzkammerschriete, die jährlich 6 pro Cent. trugen, und überdies 4,561,015 £., die sie theils durch unmittelbare Darlehen an den Staat, theils mittelbar durch Ankauf erworben, und für welche sie, durch die oben erwähnte vierteljährliche Capitalisirung der Zinsen und Umlösen, 7 £. 4 Sch. 4 P. jährlicher Zinsen vom Hundert erhielt, zu fordern. Walpole ließ die Zinsen des Grundcapitals, unangerrührt; für das zweite Capital reduzirte er die Zinsen von 6 auf 5 pro Cent, und von dem dritten bestimmte er die Bank, 2,000,000 £. bis zum Jahre 1727 dem Staate zu 5 pro Cent. zu lassen, die übrigen 2,561,025 £. aber, deren Ablösung durch den Ertrag der Steuern successiv geschehen konnte, um 3 pro Cent. jährliche, und einen Penny tägliche Zinsen, d. h. im Ganzen 4½ vom Staate verzinsen zu lassen. Die Bank häufte durch diese Uebereinkunft jährlich eine Summe von 130,000 £. ein: da sie aber einen großen Theil der Zinsen aus Nothm. zog: so machte sie, auf ihr Grundcapital berechnet, immerfort noch eine sehr hohe Zinse.

So wie Walpole'n die Unterhandlung mit der Bank

geglückt war, konnte ein eben so glücklicher Ausgang in der Unterhandlung mit den übrigen Staatsgläubigern nicht ausbleiben. In kurzer Zeit willigte derjenige Theil, dessen Forderungen ablösbar waren, in die Reduction, die nun im Ganzen sich auf 304,455 Pf. belief, welche der Staat jährlich gewann. Nun blieb noch der Theil übrig, dessen Forderungen ohne seine Einwilligung nicht abgelöst werden konnten, mit dem aber die Unterhandlung viel schwieriger war, weil er zu einem freiwilligen Opfer sich versehen sollte. Inzwischen war der Anfang mit der Capitalisirung eines Theils der kürzeren, noch 23 Jahr laufenden Annuitäten gemacht, so daß der Minister gegründete Hoffnung hatte, auch den noch fehlenden Theil auf eine ähnliche Weise umsetzen zu können. Dadurch wurde das jährliche Ersparniß der Nation sehr bedeutend. Walpole folgte hierin den bereits von Montague angewiesenen Weg, und wollte aus diesen Ersparnissen, und aus noch einigen Zuschüssen, einen stehenden Fond bilden, um die ganze Staatsschuld allmählig zu tilgen. Den 23. März 1716 beschloß das Parlament auf seinen Vorschlag, daß alle Ersparnisse, die durch Reduction der Zinsen auf die Staatsschuld gemacht wurden, einzig und allein zur Abtildung und Tilgung der Staatsschuld angewendet werden sollten. Allein, und höchst unglücklicher Weise, war Walpole der Mann nicht, der den, mit Georg herübergekommenen händerrischen Ministern, Bernierff, Voßmer, Robertson, und den beiden Maitreffen bequem war. Diese sahen die Selbachtung Georgs auf den englischen Thron nur als das Mittel an, sich persönlich zu herrschern; und da Tottenstend und er solchen Ansprüchen

(die öfter durch Ueberbürdung aller Kräfte ihre Geduld erschöpfen) eingegeben arbeiten mußten, so konnten sie es nicht vermeiden, endlich das Opfer der Intriguen dieser Partei zu werden. Den 10. April 1716 ausgenutzt das Ministerium verlassen, und Walpole's Anschläge und Pläne kamen in die Hand eines schwachen Nachfolgers.

Weniger war aber von der Ausführung des von Walpole niedergelegten Plans durch seine Nachfolger, den Lords Sunderland und Stanhope, reden, müssen wir der Südsee-Gesellschaft erwähnen, die auf diese Ausführung einen großen, aber höchst unglücklichen Einfluß gehabt hat. Nachdem die Minister für den Freihandelsbrief der East India Company erhalten hatten, sahen sie in Concessionen und Privilegien, absetzen des Staats, ein Mittel, wodurch sie auf eine leichtere Weise Geld hergen konnten. Solche Verträge gingen unter dem Namen einer Garantie, die eine solche Gesellschaft dem Staate gab, daß aus ihren Geschäften kein Nachtheil für das große Publicum entspre, und der Verlust nur von den Theilnehmern getragen werden solle.

So erhielten sie im Jahr 1699 von der neuen ostindischen Compagnie gegen den Freihandelsbrief, der ihr einen ausschließenden Handel nach Ostindien versicherte, ein Darlehn von £. 2,000,000 für die Zeit der Dauer dieses Freihandelsbriefes; und als im Jahr 1701 die per Zeit der Königin Elisabeth errichtete Handelsgesellschaft sich mit dieser vereinigte, und die Minister den Freihandelsbrief für die nunmehr vereinigte Gesellschaft bis aufs Jahr 1706 verlängerten: so erhielten sie noch einen Zuschuß von £. 1,000,000, beide Darlehen zu

6 pro Cent. Die große Geldverlegenheit im Jahr 1711, das Sinken der Schatzkammerscheine, die schon seit längerer Zeit abgelöst werden sollten, die Unmöglichkeit, die dazu nöthigen Fonds herbei zu schaffen, brachten den damaligen Minister Harley, Grafen von Oxford, zu dem Entschlus, mit einer Gesellschaft wegen Uebernahme einer Summe solcher Schatzkammerscheine in Unterhandlung zu treten, und ihr, außer den jährlichen Zinsen, irgend eine Concession zu machen, oder ein Privilegium zu ertheilen. Der Handel nach den spanischen Besitzungen in Amerika war schon lange ein Gegenstand, von dessen Vortheilen übertriebene und fabelhafte Gerüchte im Umlauf waren; als aber durch die Uebernahme Philipp's V. auch die Franzosen an diesem Handel Theil nahmen, und das Gerücht von ungemein großen Vortheilen, die sie daraus ziehen, sich erneuerte, wurden die Engländer neßisch, und ihr letztes Trachten war auf eine Theilnahme an diesem Handel gerichtet. Diese Einmischung des Lord Harley, indem er absichtlich das Gerücht verbreiten ließ, Spanien hätte, um zum Frieden zu gelangen, sich erboten, vier Sechsten an den Küsten von Peru und Chili an England abzutreten. Die Nachrichten von den siegreichen Fortschritten der allirten Waffen vermehrten den Glauben an eine solche Bereitwilligkeit Spaniens, und die Minen Potosi wurden nunmehr der Gegenstand, dessen Erzeugung man sich nicht schnell genug versichern konnte. Eine Gesellschaft erbot sich, dem Staat eine bedeutende Summe in solchen Schatzkammerscheinen vorzuschießen, worin sie, neben den jährlichen Zinsen, auch das ausschließliche Recht

des Handels nach Süd-Amerika erhielten. Harley nahm ihr Anordnen an; und da die Schatzkammerseine so sehr im Werth gesunken waren, daß sie mit bedeutendem Verlust verkauft wurden, so war die Theilnahme so groß, daß, in kurzer Zeit, die Gesellschaft dem Staate ein Capital von beinahe neun und eine halbe Millionen in schillingen einzahlen konnte. Sie erhielt vom Staate, für die Zeit der Dauer ihres Freibriefes, 6 pro Cent. jährliche Zinsen für dieses Capital, und das Parlament bewilligte für den Betrag der Zinsen außerordentliche Abgaben auf viele Handelsartikel, welche zugleich für perpetuirtlich erklärt wurden.

So entstand eine neue Gesellschaft unter dem Namen der Südsee-Compagnie. Allein sie erfüllte am wenigsten ihre Bestimmung: denn in dem Frieden von Utrecht wurden Spanien seine Besitzungen in Süd-Amerika garantirt, und England, anstatt der Abtretung von vier Seehäfen, erhielt durch den Dissenso nur die Erlaubniß, die spanischen Colonien während dreißig Jahren mit Negersklaven zu versehen, (eigentlich die Uebertretung der früher an Frankreich gemachten Bewilligung, bei welcher die französische Compagnie sich bereits ruinirt hatte) und neben diesem jährlich Ein Schiff von nicht größerem Inhalt, als 500 englische Tons (250 Schiffs-lasten), und einem bestimmten Werthe, nach Süd-Amerika senden zu dürfen; von dem Vortheil aber, den vierter Theil dem Könige von Spanien, und außerdem von den übrigen drei Vortheilen 3 pro Cent zu zahlen. Den Eindruck, den dieser unter aller Erwartung für England schlechte Friede machte, suchte Harley, in

Hinſicht auf den Handel, dadurch zu mildern, daß er verbreiten ließ, Spanien habe, durch einen geheimen Artikel, noch erlaubt, daß erſte Jahr neben dem einen Schiffe noch zwei andere nach den nördlichen Küſten des ſpaniſchen Amerika's ſenden zu dürfen; auch wurden eine Menge Häfen genannt, wo, nach derſelben Beſtimmung, die Engländer Factoreien anlegen dürften. Allein das Ganze bot nur noch einen geringen Vortheil dar, ſo daß erſt im Jahr 1717 die erſte Expedition dahin gemacht wurde, die aber gänzlich mißglückte, weil, bei dem Beuch mit Spanien im Jahr 1713, letzteres ſowohl Schiff und Ladung, als auch die Factoreien unter Verſchlag nahm.

Die Südſee-Geſellſchaft ſah dadurch ihre Beſchäfte auf die dem Staate gemachte Darlehne beſchränkt, und ſuchte von dieſen, ſo viel möglich, Vortheil zu ziehen. Als Walpole anſang, ſeinen Plan in Hinſicht der Zinſenherabſetzung auszuführen, verſtand auch ſie ſich dazu, und willigte ein, daß ſie, ſtatt der bisherigen 6 pro Cent, nur 5 pro Cent jährliche Zinſen vom Staate erhielt; auch war ſie die erſte, die den Zuſang mit Umſchaffung der unabkömmlichen Staatſchuld in eine abkömmliche machte, indem ſie eine Summe noch 23 Jahre zu laufen habender Anleihen an ſich brachte, und ſie dem Staat für die Hälfte, d. h. für die 11½ jährige Rente, capitaliſirte, dieſes Capital aber mit 5 pro Cent jährlicher Zinſen verzinſet erhielt.

Dieſer Verſuch ermunterte ſie, auf die gänzliche Umſchaffung der nicht abkömmlichen Schuld in eine abkömmliche bedacht zu ſeyn. Sie unterhandelte bedrungen —

und um seine Concurrenten herbei zu ziehen — im Geheim mit den Ministern; und als diese mit ihr über die Bedingungen einverstanden waren, brachte Mislavie, damaliger Kämmerer der Schatzkammer, ihren Vorschlag vor's Parlament, gleichsam als wenn er es damit überraschen wollte. Der Vorschlag bestand darin, daß die Salzsee-Gesellschaft dem Staat nicht nur das erforderliche Capital zur Anschaffung der nicht ablösbaren Schuld, sondern auch zur Eingiehung der ablösbaren verschleßen sollte, wenn der Staat ihre die Eingiehung beider überlasse; für das ganze Capital aber verlange sie nur 3 pro Cent. jährlicher Zinsen bis zum Jahr 1727, und von da an nur 4 pro Cent., und außerdem erböte sie sich, dem Staat für den Gewinn, der aus dieser Operation hervorgehe, die Summe von Fl. 3,500,000 einzuliefern, als um welche die Staatsschuld vermindert werden sollte. Die Minister complimentirten sich gegenseitig vor dem Parlamente über ihre Beschäftlichkeit in Befestigung eines solchen Planes, und Mislavie trug nun darauf an: daß, da bei einem solchen Vortheil, als dem angetragenen, das Parlament sich nicht lange bestimmen dürfe, ihn anzunehmen, desselbe nun auch bald die Annahme durch einen Beschluß verkünden möge. Allein, hier fand er einen ganz unerwarteten Widerstand. Die Opposition, namentlich die Jacobiten, setzten nicht nur Zeit zur Ueberlegung, sondern meinten auch, daß man ihn ohne Aufforderung von Concurrenten nicht annehmen könnte, und Vorschläge, die Andere machen dürften, anhören müßte. Walpole stimmte hierin mit der Opposition, und seine Meinung war gegen den Vor-

trag der Minister entscheidend. Die Bank hatte sich bisher ganz lebend erhalten; doch als sie sah, daß das Parlament auf dem Wege war, den Antrag der Südssee-Gesellschaft anzunehmen, trat sie als Wüthender auf, und machte einen viel vortheilhafteren Antrag, nämlich von dem Gewinn 5,500,000 Pf. Staatsschuld zu tilgen. Die Südssee-Gesellschaft, dadurch erregt, beschloß in einer General-Versammlung, das Geschäft um keinen Preis fahren zu lassen, und so trat Biddle im Parlamente auf, und bot, im Namen der Gesellschaft, eine Summe von Pf. 7,567,500 zur Tilgung der Staatsschuld, als Gewinn des Staats an dieser Operation, an. Walpole war unter allen Parlaments-Mitgliedern der Mann, der im Stande war, das Ganze mit Klarheit zu durchschauen, da keiner, so wie er, sich so vielseitig damit beschäftigt hatte. Er trat daher auf, und zeigte, worin das Verführerische und Gefährliche dieses Vorschlages liege; wie unendlich schädlich, sowohl für die Inhaber der unablösbaren Schuld, als für den Staat, der von der Bank eingereicher Vorschlag sei, und wie es, ohne das Publicum zu blenden, der Südssee-Gesellschaft unmöglich sei, ihr Wort und ihre Verpflichtungen zu halten. Mit so eindringlicher Kraft hat Demosthenes nicht zu den Athenern, hat keiner der Alten zum Volke geredet, wenn es galt, es vom Abgrund zu retten, wozin sein Leichtsin es unweiderstehlich zog. Unwiderstehlich bewies er, daß die nächste Folge einer solchen Vereinbarung ein Schwindelhandel mit Staatspapieren und Actien seyn würde; und hier zeigte er ihnen das gräßliche Bild eines Volkes, das sich von einem

solchen hinreißen läßt. Mit treffenden Farben schilderte er die furchtbaren Fortschritte der Demoralisation in einem solchen Volke, wenn es den täglichen Erwerb, wenn es Eigenthum und Besitz auf Spiel setzt, um einer maßlosen Neigung sich hinzugeben, und der Spielsucht sich zu überlassen. Als ein warnendes Beispiel zeigte er Frankreich, das einen solchen Wahsinn, in welchen Rame's Blendwerk im vorigen Jahre es geführt, schwer büßen müsse. Er entwickelte den Nachtheil, der daraus entstehen würde, wenn die Compeigne nicht Wort halten könnte, und die Gefahr, wenn sie ihrem Plan durchführte. Allein es war umsonst. Minister und Opposition — die letztere im Geheim nachsehend, daß Walpole's Voraussagungen eintreffen, und eine Katastrophe die Stuards auf den englischen Thron zurückrufen möge — stimmten hier überein; und der Mann, bei dessen Rede im Parlament gewöhnlich eine heilige Stille zu herrschen pflegte, damit auch kein Wort verloren gehen möchte, konnte, selbst nach allen Anstrengungen des Sprechers, kaum zu Wort kommen. Mit einer überlegenen Mehrheit wurde der Vorschlag der Eddes-Beihilfe angenommen. Walpole's Freunde riefen ihn Tross zu, daß es seinen Worten nie denen der Cassandra ergehen werde, und im Oberhause, wo die Debatten eben so heftig waren, schloß der Graf Comper seine, ganz im Sinne Walpole's, aber ohne Erfolg gehaltene Rede, mit den Worten: Er sehe nun ein, wie nutzlos es gewesen sei, Niemand leichtsinziges Volk zu warnen, das Unglückschwangere Noth nicht innerhalb seiner Mauern aufzuwecken.

Kaum hatte, nach diesem Beschluß, das Parlament

der Gesellschaft die Erlaubniß ertheilt, die Subscriptionen für die etwaigen Theilnehmer zu eröffnen, als die Directoren derselben, an deren Spitze Sir Richard Blunt stand, (ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, der aber für solche Schwindelgeschäfte das erforderliche Talent hatte,) Gerüchte von unermesslichen Gewinnen, die die Gesellschaft machen werde, verbreiten ließen. Spanien sollte ihr nicht allein für den tractatenwidrigen Beschlag ihres Schiffes und ihrer Fortereien in Süd-Amerika eine bedeutende Entschädigung bar zahlen, und ihren Handel weit über die Bestimmungen des Vrients hinaus ausdehnen glauben, sondern es sei im Begriff, dem größten Theil Peru's gegen Vikealtar und Peet-Machen an England abzutreten, wodurch die Gesellschaft erst recht eigentlich zur Benutzung ihres Privilegi's gelangen und bedeutende Reichthümer erwerben würde. Andere eben so eingebildete Vortheile, die endlich darauf hinaus gehen würden, die Actien der Gesellschaft zu einem Werth zu erheben, den man bis jetzt noch nicht gekannt hätte, wurden ebenfalls zur Erhöhung der Genußtheil erfinden und verbreitet. Wenn die Gesellschaft, meinten die Ruhigern, sich vernünftiger Glaubenden, von diesem Geschäfte dem Staate einen so bedeutenden Gewinn abgeben könne, um wie viel größer müsse nicht der seyn, den sie für sich reservirt habe. Unter solchen Bewegungen wurde eine Subscription eröffnet; in den ersten Tagen zu 300, d. h. 300 fl. in Staatspfeulden, abzahlbares oder abzählbares Capital für eine Actie von 100 fl. Der Andrang war so groß, daß die Subscription zu 340 erhöht wurde, und doch war in wenigen

Legen die ganze Summe gleichet, und die Aktien galten schon das Doppelte, d. h. 6 bis 700! Eine zweite Subscription wurde zu 700 eröffnet; auch da waren die Aktien vergriffen. Auch bei einer dritten: sie stiegen auf 1000 bis 1200. Die Directoren, die durch aufgesprengte Verträge, durch Festsetzung von Dividenden von 30, 40, 50 pro Cent, die Gemüther so sehr erheizt hatten, daß man alles hingab, um eine Actie zu erhalten, spielten dabei auch den größten Betrug, indem sie bei Eröffnung der Subscription den größten Theil für sich und ihre Freunde nahmen, und sie nachher, als eine Subscription vollständig war, zu hohen Preisen mit bedeutendem Gewinn verkauften, wobei sie, um die Leichtgläubigen zu verführen, unter der Hand etwas aufkaufen ließen, um den Preis immer hoch zu halten. Das Schädlichste bei diesem Betruge war, daß die Minister Theil daran hatten, und den bedeutenden Gewinn mit ihnen theilten, und sich bereicherten. Bei der strengen Untersuchung, die das Parlament über diese betrügerischen Umtriebe anstellen ließ, ergab sich, obgleich die Cassier der Gesellschaft entwichen, und in den Büchern der Gesellschaft die Namen der Minister entweder durch Notizen ersetzt oder durch Verschreibung unbekannt gemacht waren, daß nicht nur Sunderland, Stanhope, die Erzogs, Willschies, sondern auch die holländischen Minister, die holländischen Damen, und sogar die Wöchner der letzteren, ganz bedeutende Summen als Gewinn aus diesem Betrug gezogen hatten.

Dies konnte nur eine kurze Zeit dauern. Einem Volke, das von dem Wahnsinne ergriffen wird, glauben zu stehen, ohne Arbeit und ohne Anstrengung reich zu

werden, kann, wenn man es hat dahin kommen lassen, daß die Wuth ausbrechend geworden, augenblicklich nicht, und am wenigsten durch Mittel von außen gehoben werden. Nicht das Project der Südpac.-Gesellschaft war es allein, dem es sich hingab; es entstanden unzählige andere, die alle in kurzer Zeit die Theilnehmer, wie durch einen Zauberstrich, reich machen wollten. Andersen zählt deren mehr denn zweihundert auf, die um diese Zeit im Gange waren, worunter eine große Anzahl ist, bei welchen man nicht weiß, ob man mehr über den Wahnsinn des Erfinders oder über den der Leute, die ihr Vermögen dazu hingaben, ersäuen soll. Dieser allgemeine Schwindel fing an, die Directoren der Südpac.-Gesellschaft zu belästern, indem mancher Gläubiger, durch diese Projekte geleitet, dem andern abtrünnig ward. Sie durften den Eifer nicht erkalten lassen, und hielten deswegen bei dem Parlament an, daß es einen Einhalt thun, und solchen Umtrieben durch ein gänzlichcs Verbot steuern möge. Das Parlament willigte ein; das Verbot aber machte Aufsehen. Viele fingen nun an, nachzudenken. Man entdeckte den Trug und den Wahn; aber das Nachdenken verbreitete sich auch über die Operationen der Südpac.-Gesellschaft. Man fing an zu zweifeln, man fing an zu fürchten; dem Zweifel und der Furcht folgte schnell die Angst, daß auch hier Betrug abzuwarten könnte, man wollte sich durch den Verkauf der Actien retten. Der Wahnsinn ging nun hinüber auf den Gegenseit: man fürchtete Alles zu verlieren, und schlug die Actien zu allen Preisen los. Vergebens versuchten die Directoren, den Preis durch einen Ankauf unter der Hand aufrecht

zu halten: die mit ihnen im Geheimniß waren, wollten ihren Versinn testen, arbeiteten im Geheim entgegen, vernichteten die Anzahl der Verkäufer, die Aktien fielen schnell auf 200, noch schneller auf 120, Niemand wollte sie kaufen. Nun fiel Unglück und Verwirrung auf's höchste. Unzählige Bankerotte, der Ruin unzähliger Familien, die große Anzahl solcher, die nicht von einem eingebildeten, sondern von einem wirklichen Reichtum und Wohlstand in wenigen Tagen an den Bettelstab gekommen waren, gaben ein solches herzerreißendes Schauspiel, daß auch die Gefühllosen nicht kalt dabei vorbeigehen konnten. Man klagte laut den König an, der in Allem nur seinen hannoverschen Ministern und seinen Günstlingen Gehör gäbe; die german Junta wurde mit Verwünschungen verfolgt; man mußte mit jedem Tage den Ausbruch von Unruhen und Aufruhr fürchten.

Georg der Erste, welcher abwesend war, und sich in Hannover aufhielt, wurde mit Eilboten herbeigerufen und kam schnell nach England zurück. Die Gefahr war groß, die aus dieser Stimmung der Nation hervorging, und für ihn von mehreren Seiten drohend. Seine Ankunft brachte die Aktien plötzlich zum Steigen, sie gingen auf 200; aber in wenigen Tagen fielen sie wieder auf 135. Alles war auf die Zusammenkunft des Parlaments, die den 25. November Statt finden sollte, gespannt; aber die Minister, die höchst verlegen waren, und die Sache anzurühren sich nicht getrauten, suchten die Zusammenkunft des Parlaments bis zum 8. December zu protargiren, und diese Protargation verursachte nur neue Unruhe. Dem fremden König, und seinen fremden

Rathgebern, und der fremden Umgebung, wurden die bittersten Vorwürfe gemacht. Unglücklicher Weise war der König durch diese Umgebungen mit dem Prinzen von Wales in höchst gespannten feindseligen Verhältnissen; die jetzigen Vorfälle waren geeignet, die Partei des kühnbedachten zu vergrößern: denn von ihm erwartete man, daß er nun englisches Interesse haben werde. Die Verwickelungen wurden mit jedem Tage größer, so daß kein Ende abzusehen war.

Die hannoverschen Minister riethen zu raschen und gewagten Maßregeln. Der König sollte, wie Wilhelm es einmal versucht hatte, mit Abdankung drohen; oder er solle sich der Armee zu versichern suchen, von der man gewiß war, daß sie, anstatt zur Republik zurückzukehren, oder einen Katholiken auf den Thron rufen zu wollen, lieber ihn mit unumschränkter Gewalt zu bekämpfen geneigt seyn würde; er solle bei Oestreich um eine Unterstützung an Truppen ansuchen. Allein die Whigs zeigten das Gefährliche dieser Maßregeln, und welch gewagtes Spiel die, auch nur als Drohung ausgesprochene, Abdankung sei; und Georg selbst fand sich zwischen den Parteien in großer Verlegenheit: er wußte nicht, sich selbst zu raten. Glücklicherweise stand Walpole da, auf den alle Augen sich richteten. Es war die Cassandra, der man Abhürte thun mußte für den Reichthum, sie nicht gehört zu haben. Er, der voraus gesagt hatte, was kühnlich eintreffen war, er meinte, man müsse das Volk von diesem Uebel befreien können; auch war er wieder in Verhältnisse getreten, die es ihm zur Pflicht machten. Sunderland und Stanhope waren, seitdem sie die ersten

Erst im Ministerium eingenommen, den händelischen Ministern in so weit günstig gewesen, als sie ihnen alle Mittel verschaffen, reich zu werden: aber noch hatten sie ihren Hauptwunsch nicht erfüllen und das Parlament zur Aufhebung des Act of Settlement bewegen können. Die Herren nämlich wollten gern englische Pairs werden und Sitz und Stimme im Oberhaus haben; die Damen wollten englische Duchesses und Peeresses werden; denn daß die Eine Duchess of Kendal, und die andere Countess of Darlington in Irland geworden war, das genügte ihnen nicht. Diesen Wünschen aber stand der Act of Settlement geradezu entgegen; denn er wurde absichtlich gegen solche Einschuldungen gemacht. Sunderland war ehrlich genug, zu bekennen: als er ihnen versprochen, dieses Hinderniß im Parlament hinweg zu räumen, habe er geradezu auf Walpole's Wirkung und auf dessen bedeutenden Einfluß gerechnet; der sei aber mit der Entfernung des Mannes aus der Administration für ihn gänzlich verloren. Dieser letzte Umstand machte die hantabesante Walpole's, wie unadequaten sie ihn auch sonst finden mochten, gerechter, und Sunderland bemerkt es, ihn wider das Ministerium, obgleich auf einen untergeordneten Posten, als Zahlmeister der Arme, zu rufen. Jetzt konnte der König ihn um so leichter auffordern, die unglückselige Verwirrung zu lösen. Walpole machte verschiedene Pläne, bei welchen er auf die Unterstützung der Bank und der Ostindischen Compagnie rechnete: jede sollte 9 Millionen von den der Krone gehörigen Staatsschulden übernehmen.

men, und die Actioninhaber dafür besichtigten. Allein beide zeigten keine besondere Neigung dazu; auch das Parlament, das alle diese Unterhandlungen functioniren sollte, mochte große Schwierigkeiten, und war höchst erbittert, theils über die Betrügereien, an welche die Minister Theil genommen, theils über die eigenen Verluste, die jedes Mitglied für sich, für seine Familie, für seine Bekannten, mehr oder minder, zu tragen hatte, theils aber auch, weil die Lerne und Jacobinen den Augenblick für günstig hielten, ihre Gegner, die Abges, zu stürzen. Lang und heftig waren die Debatten darüber in beiden Häusern, weil man andere Dinge mit hineingab, wie die strenge Untersuchung über die Theilnehmer und ihre Verbrechen. Endlich vereinigte man sich dahin, daß die Südssee-Gesellschaft, als Schuldiger für die Staatsschuld, nach folgendem Verhältniß fest besetzen solle. Der Verlauf ihres Capitals aus den angezeichneten Notizen, oder das was die Theilnehmer wirklich zu fordern hatten, war 24,500,000 Pf. Dagegen hatte sie, durch den Verkauf dieser Aktien an ablösbare und nicht ablösbare Staatsschulden, (die letztere capitalisirt) sich ein Vermögen erworben von 37,000,000 Pf. — (so bedeutend war nach allen Defraudationen der Gewinn bei diesen Subscriptionen!) mithin einen Ueberschuß von 13,500,000 Pf. Von diesem sollten noch 4,000,000 Pf. zu dem ursprünglichen Capital geschlagen und über sämmtliche Action-Inhaber vertheilt werden, so daß die ganze Forderung der Gesellschaft an dem State 28,550,000 Pf. bliebe. In dem Ueberschuß kam noch hinzu der Betrag

des consolidirten Vermögens der schuldigen Directoren, Cassirer und anderer mit der Verwaltung beschäftigten Personen, so wie der der mitschuldigen Minister, namentlich der der beiden Eraggs und Miallards, der sich auf 1,650,000 Pf. belief, so daß der ganze Ueberschuß 9,800,000 Pf. unter sämtlichen Aktien-Inhabern zu gleichen Theilen vertheilt wurde, was ungefähr 40 Pf. auf jede Actie einen Pf. ausmachte.

Stanhope und Sunderland sollte noch besonders der Proceß gemacht werden; — der erstere aber erlebte ihn nicht, und Sunderland suchte Walpole auf Befehl seines eigenen Rufes und Credits zu retten. Er mußte das Ministerium verlassen, und Walpole konnte Townshend wieder hincinrufen, und durch diesen eine Billigkeits-Gesetzgebung eine bedeutende Ernte, sowohl im Ministerium als im Parlament, verschaffen.

Walpoles Vorschlag war zuerst, von dem Gewinn, den die Gesellschaft gemacht hatte, sieben Millionen für den Staat zurückzubehalten, und für so viel die Staatsschuld zu tilgen. Später als er dem Andrang der mitunter sehr betrogenen Actionnaire nicht widerstehen konnte, wollte er nur den Vortheil des Staats auf zwei Millionen beschränken: allein auch diese gab er ihnen auf ihr abermaliges Bitten hin, und begnügte sich für den Staat mit dem Vortheil, daß in diese die Summe, welche die Süddeutsche Gesellschaft zu fordern hatte (535,352 Pf. lange und 97,335 kurze Annuitäten), capitalisirt, und der allergrößte Theil der Staatsschuld abzahlbar gemacht würde, wodurch der Staat einige Jahre später eine jährliche Ausgabe von 340,000 Pf. ersparte, die zu dem

dem bestehenden sinkenden Fond hinzugesetzt werden konnten. *).

Die Bank hat während der Zeit dieser Untriede sich ganz leidend verhalten; auch scheint es, daß sie mit großer Vorsicht ihre Geschäfte betrieben hat, und von allen Verlusten, denen, bei einer solchen Umwälzung, kaum zu entgehen möglich war, frei geblieben ist. Nachdem die Geschäfte wieder in Gang gekommen, und der Credit einigermaßen wiederhergestellt war, bewog Walpole sie, von dem Schatzkassier Vier Millionen zu übernehmen. Die Bank forderte hierauf von ihren Theilnehmern einen neuen Einschuß, welcher auch mit 3,400,000 £l. vollständig wurde. Auf diese Weise stieg ihr Grundcapital auf 8,949,995 £l. 14 Sch. 6 P., und ihre Forderung an den Staat auf 9,375,027 £l. 17 Sch. 10½ P. Im Jahr 1727 nahmen die Minister von dem überschüssigen Geld am Markte, und mit Rücksicht auf das von der Schatzk.-Gesellschaft ursprünglich gemachte Anerbieten, die Gelegenheit wahr, die Zinsen aufs Neue zu reduciren. Auch die Bank willigte herein, und begnügte sich damit, daß sie für das ursprüngliche Capital von 1,500,000 £l. 6 pro Cent, für ihre übrige Forderung

*) Es ist merkwürdig zu sehen, wie der größte Theil der englischen Schriftsteller, wenn sie davon zu reden genöthigt sind, über die Fataleproph. welche die Schatzk.-Gesellschaft herabgerichtet hat, voll einem sie schrecklichen Herakles herabgewandeln suchen, und sich beschreiben, auf die in damaliger Zeit erschienenen Schriften, als auf etwas sehr Bedeutsames, hinzuweisen. Um so nöthiger aber wird es für den Leser, für den diese Schriften, größtentheils ungenügend, so gut wie verloren sind, und einzelnen Nachrichten und Winken das Ganze wiederherzustellen, und zur Anschauung zu bringen.

aber nur 4 pro Cent erhielt. Dies verminderte ihr jährliches Einkommen um 77,750 Pf., welches dem Staate als ein Zuwachs zu dem sinkenden Fonds zu Gute kam.

Walpole's Administration stellt von dieser Zeit an ein höchst sonderbares Schauspiel dar. Sie ist der gerade Gegensatz von dem, was sie bisher gewesen. Er ist das traurige Bild eines Premier-Ministers, der seinen Rufm überlebt. Nicht mehr vermögend, einer mächtigen und talentvollen Opposition zu widerstehen, versucht er, anstatt männlich zu resigniren, alle Mittel, selbst die Kleinlichkeiten, seine Ehre gefährdend, und alle nur erdenklichen Kunstgriffe, um sich zu behaupten. Er ahnet nicht, daß gefällige Lüge, durch welche er sich eine Partei schaffen und vermehren will, ihm den Reich des bitteren Unbaths bis zur Uebersättigung bereitet, und daß, einmal auf diesem Wege fortgerissen, er schnell sein Ziel findet, wo die Wunden des Staats, die mit jedem seiner Schritte schmerzlicher werden, seine Entfernung oder seine Unthätigkeit laut fordern. Mit leichtsinniger Hand stürzte Walpole das eherner Denkmal um, das für Jahrhunderte er sich in dem Tilgungsfonds errichtet hatte. Um den Landbesitzern gefällig zu seyn, setzte er die Grundsteuer herab, indem er ihren jährlichen Ertrag aus diesem Fond ersetzte, und die Tilgung der Staatsschuld nicht mehr beachtete. Um die Geldleute sich zu Freunden zu machen, widersetzte er sich aus allen Kräften den Anforderungen des Parlaments, daß die Friedenszeit, die das Geld überflüssig hatte und es dem Staate zu 3 pro Cent Zinsen darbot, benutzen wollte, um die Zinsen der gesammten Staatsschuld herabzusetzen; und

was er endlich auf diesem Wege nicht erlangen kann, suchte er durch einträgliche Stellen, oder durch beautes Geld zu erlangen.

Von jetzt an stellen die englischen Finanzen nur ein fortwährendes Geldbedürfnis und eine Reihe von Staatsanleihen dar, die zuletzt eine Höhe erreichen, wohin selbst das kühnste Auge sich den Blick versagt hätte. Die Bank folgte ihnen nach Zeit und Umständen; doch bieten ihre Geschäfte nichts Auffallendes dar, und wir haben bis zu der großen Katastrophe nur diejenigen Momente anzudeuten, wo sie um die Verlängerung ihres ablaufenden Zinsbriefes sich bemühte.

Der Krieg, worin England im Jahr 1742 verwickelt war, wurde für sie günstig, indem sie die Verlängerung zu äußerst billigen Bedingungen erhielt. Sie verpflichtete sich, von ihrer Forderung 1,600,000 £l. dem Staate, für die Dauer der neuen Verlängerung, zinsenfrei zu lassen, wodurch sie freilich um 64,000 £l. ihr jährliches Einkommen schmälerte; allein wenn man berechnet, daß sie für die ersten 1,600,000 £l. ihres Grundcapitals 6 pro Cent zu einer Zeit erhielt, wo der Staat Geld zu 4 pro Cent haben konnte, und daß es vor kurzem eine Zeit gegeben, wo sie selbst ihr Capital dem Staate zu 3 pro Cent Zinsen gelassen hatte; daß sie selbst noch gerne dem Staate zu 4 pro Cent so viel zuschoss, um ihr Capital auf 10,700,000 £l. zu erhöhen: so ergiebt sich, daß sie nicht nur die zwanzigjährige Verlängerung umsonst erhielt, sondern auch noch einen bedeutenden Vortheil von der Aufrechterhaltung des Zinsfußes zog, trotz dem, daß sie jene 1,600,000 £l. zinsenlos hingab.

Sie erhielt diese Erlaubniß auf 30 Jahre; und um das Verhältniß zwischen ihrem Actien-Capital und dem der Regierung vorgeschossenen herzustellen, forderte sie von den Theilnehmern einen Zuschuß, der ihr Actien-Capital auf 9,300,000 Pf. brachte.

Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Parlament ausgesprochen, „daß die Gesellschaft der Bank von England, für beständig, als ein öffentlicher und politischer Verein bestehen, und nur solchen Bestimmungen und Beschränkungen, als in ihrem jetzdmaligen Freiheitsbrief ausgesprochen wären, unterworfen seyn soll“).

Im Jahr 1745 hatte sie einen gefährlichen Augenblick zu übersehen. Durch die in Schottland ausgebrochene Rebellion, zu Gunsten des Pretendanten, verbreitete sich über England die Angst, daß jene auch hier ausbrechen, oder die Rebellen einen Einbruch tragen könnten. Die Inhaber der Bankpapiere strömten in Scharen zur Bank, um sie gegen bare Geld anzusetzen; allein die Bank wußte so schnell zu operiren, theils durch Auszahlung bedeutender Summen, die alle Hände beschäftigten, und die Noth ihr heimlich wieder zugeführt wurden, theils dadurch, daß sie den Andrang durch Zahlung in Silber, in Schillingstücken, leistete, bis daß sie die Zeit erreichte, wo die gemonnene Schlacht von Culloden sie aus aller Verlegenheit zog. Die Regierung sprach sie um eine Million als Hülfe an, als notwendig, die Trup-

*) That the Governor and Company of the Bank of England should remain a body corporate and politic for ever, subject to such limitations and regulations, as were contained in the Acts and charters then in force, 25 George II. cap. 13. sect. 3.

pen zu bezahlen. Sie willigte ein; aber doch mit großer Vorseht, indem sie dieses Geld in vier Terminen, einen jeden von 250,000 Pf., wenn die Regierung ihr jedesmal vier Tage vorher die Nothwendigkeit angezeigt hätte, zu zahlen unternahm. Im Jahr 1746 regulirte sie auch diesen Vorschuß mit derselben, indem ihre Forderung an den Staat auf 11,606,800 brachte. Dagegen verlangte sie einen neuen Zuschuß von den Leuten. Inhabern von 10 pro Cent, wodurch ihr Grundcapital auf 10,780,000 Pf. stieg.

Nach dem Aachener Frieden genoß England eine siebenjährige Ruhe, und diese benutzte der damalige Staatsminister Pelham, die Staatslasten durch eine weitere Herabsetzung der Zinsen zu erleichtern. Es glückte ihm, besonders für die ältere Schuld; und in dem Betrage einer Staatschuld von mehr an 50 Millionen, deren Zinsen von 4 auf 3 pro Cent herabgesetzt wurden, war das Capital der Bank mit einbegriffen. Seit dem ist es dem Staate zu 3 pro Cent, da der Freibeief immerfort verlängert wurde, geblieben.

Im Jahr 1763 suchte sie unter dem Grenvill'schen Ministerium eine weitere Verlängerung nach. Sie erbat sich für diese Bewilligung, 110,000 Pf. zur freien Disposition des Parlaments, als ein freiwilliges Geschenk, zu stellen, und außerdem für den Staat, für die Dauer von zwei Jahren, 2,000,000 Pf. Schatzlammerscheine zu 3 pro Cent jährlicher Zinsen zu circuliren. Gegen diese Bedingungen wurde ihr Freibeief auf 50 Jahre verlängert. Obgleich die 4 pro Cent tragenden Schatzlammerscheine unter Parl. standen, und der Staat bei

dieser Anleihe auf 3 procentigen, neben der baaren Summe von 110,000, offenbar gewann: so glaubte man doch, die Verlängerung des Freiheitsbriefes wäre der Bank zu wehlfahl gegeben worden, und die Minister wurden deswegen getadelt. Allein sie fanden ihre Entschuldigung in den großen Diensten, welche die Bank um diese Zeit dem Handel geleistet hatte. Die zahllosen Bankrotte, die auf dem festen Lande ausgebrochen waren, droheten den englischen Handelsstand mit hinein zu ziehen; die Bank aber schützte ihn durch mächtige Unterstützung, und beugte dadurch bedeutenden Unglücksfällen vor.

Die Geldverlegenheiten der Minister, während des amerikanischen Krieges, waren für die Bank eine günstige Veranlassung, die Verlängerung ihres Freibriefes einige Jahre früher, und schon im Jahre 1781, nachzusuchen. Die Minister erhielten diese vom Parlament auf 27 Jahre (bis 1808), und machten dafür nur die Bedingung, daß die Bank 2 Millionen Schatzkammerscheine auf drei Jahr zu drei pro Cent jährlicher Zinsen übernehme. Da die Schatzkammerscheine zu 5 pro Cent *Pari* standen, so war der ganze Gewinn, den der Staat dabei hatte, achtzigtausend Pfund Sterling: eine höchst geringe Entschädigung für ein solches Privilegium auf eine so lange Zeit. Es fehlte daher auch nicht an Bemerkungen über die Sorglosigkeit der Minister, und den mächtigen Einfluß, den das Geldinteresse über den Staat gewonnen. Die Bank, die nun ihren Wirkungskreis auf dreißig Jahre gesichert sah, nahm Veranlassung, ihr Grundcapital mit demjenigen, das sie dem Staate dar-

gelichen, ins Gleichgewicht zu setzen. Sie forberte von den Action-Inhabern einen Zuschuß von 8 pro Cent, welcher auch mit 362,400 Pf. geleistet wurde, wodurch ihr Grundcapital sich auf 11,542,400 Pf. erhöhte, dagegen ihre Forderung an den Staat auf 11,585,800 Pf. blieb.

Wir haben bisher nur von dem einen Verhältniß zwischen der Bank und dem Staate geredet, nämlich von den Darlehen, die sie dem Staate gemacht, die, wenn sie auch mitunter auf kurze Zeit waren, doch bald, durch gegenseitige Vereinbarung, in das Darlehn sich verwandelten, dessen Rückzahlung die Bank von dem Staate nur bei Aufhebung ihres Privilegies fordern durfte. Um aber den ganzen Wirkungsbereich der Bank kennen zu lernen, ist es nöthig, einen Blick auf ihre übrigen Geschäfte zu werfen. Außer dem dauernden Darlehn hat die Bank dem Staate fortwährend Vorschüsse geleistet auf diejenigen Einnahmen, die das Parlament entweder für dauernd erklärt, oder jährlich bewilligt hatte. Namentlich waren es die Landsteuer und die Molzsteuer, die für dauernd bestimmt waren, und auf deren jährlichen Ertrag die Bank einen jährlichen Vorschuß leistete; zumal da diese Einnahmen erst spät im laufenden Rechnungsjahre eingingen, oft auch im zweiten und dritten Jahr noch Rückstände ließen. Dem etwaigen Ausfall dieser Einnahmen deckten die Minister durch neue Bewilligungen des Parlaments, und die Zinsen des Vorschusses, so wie die Verwaltungskosten, wurden nach einer Uebereinkunft bestimmt, die sich, mehr oder minder, nach dem Marktpreis richtete. Neben diesen besorgte die Bank

die Anleihen für Rechnung des Staates, d. h. sie nahm die Terminal-Zahlungen der Theilhaber an, und leistete nicht nur zuweilen dem Staate einen Vorschuß darauf, sondern die Theilnehmer, wenn sie einen oder mehrere Termine eingezahlt hatten, konnten von der Bank einen Vorschuß erhalten, um ihre Verpflichtungen für die übrigen Termine zu erfüllen. Sie erhielt von dem Staate für die Verwaltung der Staatsanleihen 4 Pf. 10 Sch. von jedem Tausend; und wenn man annimmt, daß seit dem Jahre 1740, bis zum Schlusse des Pariser Friedens im Jahr 1814, nur achtshundert Millionen Pfund Sterling von dem Staate angeleihen worden sind: so hat die Bank in sechszig Jahren nicht weniger als 2,600,000 Pf. Verwaltungsgelder für diesen Gegenstand gezogen. Sie zahlte alle Zinsen und Dividenden auf die Staatsschuld, wobei sie den Vortheil hatte, daß der Staat ihr den ganzen Betrag ablieferte, viele Zinsen und Dividenden aber oft längere Zeit in ihren Cassen ruheten und gar nicht abgefordert wurden. Sie war beinahe ausschließlich im Besiz des Handels mit ungemünztem Gold und Silber und spanischen Piastern, und besetzte das Ausmünzen der englischen Münze. Endlich wandte sie auch ein Capital zur Discontirung kaufmännischer Wechsel in London zahlbar an, die letzteren saß mit geringen Ausnahmen zu 5 pro Cent jährlicher Zinsen, wenn die Wechsel nicht länger als 60 Tage zu laufen hatten, und erleichterte dadurch den kaufmännischen Verkehr.

Doch ihre Verzweigung erstreckte sich noch weiter. Sie war der Mittelpunct des Geldumlaufes im ganzen

Reiche, und die Sätze desjenigen, der mit Credit-Zettel beschaffen wurde. Jenes ausschließliche Privilegium zur Zeit der Königin Anna, welches jeder andern Bank das Geschäft untersagte, hat gerade in der Bestimmung, daß es keiner, aus mehr als sechs Theilhabern bestehenden vereinigten Gesellschaft erlaube seyn solle, Noten auszugeben, im Laufe der Zeit mehrere hundert solcher, nur aus 6 oder aus weniger Theilnehmern bestehenden Gesellschaften gebildet, die das vortheilhafte Geschäft, Credit-Zettel auszugeben, betrieben, und die sich über das ganze Königreich unter dem Namen von Landbanken (Country-Banks) verbreitet haben. Die Zettel dieser Banken circuliren in der Gegend, wo sie etablirt sind, als baared Geld, und ihre Geschäfte bestehen hauptsächlich darin, daß sie den Fabrikanten Vorschüsse leisten, auch Darlehen machen, und mitunter auch in Staatspapieren ihr überflüssiges Geld anlegen. London ist für sie der Mittelpunkt ihres Geschäfts, weil es der einzige, mit allen Handelsplätzen Europa's in Verbindung stehende Wechselplatz ist, wohin sie nicht allein die Tratten, die sie von den Fabrikanten für Waaren, die ins Ein- und Ausland geschickt werden, zur Realisation senden, um sich mit Geld von daher zu versehen; sondern sie stehen mit dortigen Häusern in Verbindung, auf die sie, wenn Geld von ihnen gefordert wird, oder eine größere Summe ihrer Zettel, als ihr baarer Vorrath ist, ihnen zur Realisation präsentirt werden, Wechsel ziehen, die sie bei der Bank in London discountiren lassen, um baared Geld zu erhalten. Dessen haben diese Banken auch ihren Cassavorrath nur in Zettel der Londoner Bank,

die sie, wenn baare Geld von ihnen gefordert wurde, oder sie solche Forderungen erwarteten, entweder als baare Zahlungen ausgaben, oder nach London sandten und baare Geld von dorthier kommen ließen. Die Anzahl dieser Banken belief sich vor dem Jahre 1793 auf beinahe 400. Die Unglücksfälle, die dem englischen Handelsstand um diese Zeit heimsuchten, brachten auch unter ihnen viele Bankerotte vor, die ihre Anzahl um Einhundert verminderte. Später vermehrte sich ihre Anzahl so sehr, daß die von ihnen in Umlauf gesetzte Noten höchst nachtheilig und beunruhigend wurden, worauf wir weiter unten zurückkommen werden.

Alle diese Geschäfte wurden in dem weiter gedehnten Wirkungskreise der Londoner Bank größtentheils durch sein anderes Kapital, als das aus ihrem Credit durch Umlauf ihrer Papiere hervorgegangene, gemacht. Wir sagen „größtentheils;“ denn es läßt sich wohl nicht läugnen, daß sie auch die bei ihr deponirten, mitunter auch gegen Zinsen aufgenommene Gelder, so wie den Ueberschuß des Gewinnes, der ihr jährlich nach Auszahlung ihrer Dividende blieb, mit dazu angewendet hat. Der jährliche Gewinn, den sie durch alle diese Geschäfte machte, war so bedeutend, daß sie ihren Theilnehmern eine jährliche Ausbeute gab, die über das Doppelte des Ueberschuß der Zinsen, die der Staat ihr für das Grundcapital zahlte, stieg. In einer langen Reihe von Jahren, nachdem der Staat die Zinsen auf 3 pro Cent reducirt hatte, hat sie nur ein einziges halbes Jahr die Ausbeute auf den Fuß von $4\frac{1}{2}$ pro Cent jährlicher Zinsen gezahlt, in allen übrigen aber 5, 6, und von 1788

bis 1802, 7 pro Cent. Die letztgenannte Dividende überstieg ihr jährliches Einkommen von ihrem Grundcapital um 460,000 £l. und darüber; und da sie dennoch jährlich ein Bedeutsames, zur Bildung eines Reserve-Fonds, zurücklegte, auch von Zeit zu Zeit außerordentliche Dividenden, über den jährlichen, unter die Theilhaber vertheilte: so kann dieses zusammengekommen hinreichen, um einen Begriff von dem jährlichen Gewinn zu geben.

Als zur Zeit ihrer Zahlungseinstellung im Jahr 1797 der Verlauf ihrer in Circulation gesetzten Zettel zur Untersuchung kam, fand es sich, daß er zu keiner Zeit den Verlauf von zwölf Millionen £l. überschritten hatte, öfter unter dieser Summe geblieben war. Auffallend ist es, daß sie oft Jahre lang die Hälfte (öfters darüber) dieses Belaus in ihrer Cassa in baarem Gelde liegen gehabt, und nicht nur von der Hälfte der ausgegebenen Zettel Nutzen gezogen hatte. Obgleich nie etwas Bestimmtes darüber ausgesprochen worden ist, so scheint es doch, als wenn ein unüberbrückliches Gefähr, nicht mehr Zettel anzugeben, als das dem Staate dargeliehene Capital beträgt, zu den Geheimnissen ihrer Verwaltung gehört habe, und daß sie dadurch den Zettel-Inhabern eine Garantie hatte geben wollen. Da sie überdies, nach dem Inhalt ihres ersten, unter Wilhelm und Maria erhaltenen Freibriefs, ihre Darlehen an den Staat nur auf die vom Parlament bewilligten Fonds machen durfte: so hatte sie bei allen übrigen Vorschüssen und Hülfsleistungen an denselben ebenfalls die Garantie der Nation, und ihre Vorsicht bei Discontirung kaufmännischer Wechsel,

die einzig und allein ihrer Ausmaße überlassen blieben, gaben ihrem Geschäft einen hohen Grad von Solidität, daß ihr Ruf als einer der solidesten Institute nicht allein in England, sondern auch außerhalb desselben, sehr allgemein verbreitet mußte.

Allein, bei dem allem läßt es sich doch leicht erkennen, daß diese Solidität gänzlich von der der Staatshandhaltung abhängig wurde, und daß von dem Augenblick an, wo sie in solche Verwickelungen und Verquickungen mit dem Staate trat, ihr Credit und der Staatscredit identisch geworden sind. Alles hing von der Treue ab, die der Staat in Erfüllung seiner Verpflichtungen beobachtete, so wie von seinem Vermögen und seiner Fähigkeit, sie beobachten zu können. So lange die Summe der von der Bank ausgegebenen Papiere in einem richtigen Verhältniß mit dem erforderlichen Umlaufcapital im Lande blieb, vorzüglich wenn sie ihrem Grundsatz, einen bedeutenden Cassen-Vorrath stets bereit zu halten, treu war: so lange konnte sie ihren Geschäften sich ruhig hingeben. Allein von dem Augenblick an, wo dieses Verhältniß verrückt wurde, sei es durch Unachtsamkeit, sei es, weil sie ihrem Credit, dem Reichtum des Landes und ihren eigenen Kräften zu viel vertraute, trat die Gefahr für sie ein. Wenn das Verhältniß zwischen ihren ausgegebenen Papielen und ihrem baaren Cassen-Vorrath einmal — durch irgend einen Zufall — sehr so gestellt hat, daß letzterer für die wahrscheinlichsten Aufforderungen nicht mehr ausreichen kann, was hilft es ihr dann, eine solche Forderung an den Staat zu haben, wenn dieser den Theil, den sie augenblicklich noth-

wenig bedarf, — da ihr Zettel, bei Vorzeigung zahlbar lautet, keinen, auch nicht den allerhöchsten Aufschub erlaubt — ihr nicht baar zu zahlen im Stande ist? Will sie aber, um sich zu helfen, den realisablen Theil, den sie auf kaufmännische Wechsel aufgegeben, angreifen, d. h. den Verlauf der Wechsel einziehen, und ihr Disconto-Geschäft einstellen, so wird bei der Einstellung, die sie dadurch plötzlich verursacht, eine Vermittlung entstehen, die zuletzt ihr nicht minder gefährlich, als dem ganzen Handelslande seyn wird. Das Unglück, das, bei aller gepriesenen Solidität, die Bank von London erfahren hat, muß zu einem ewig warnenden Beispiele dienen, daß eine Zettel-Bank nie und zu keiner Zeit auf den Staats-Credit fundirt werden darf, ja, daß selbst das Verhältniß zu ihm dem Krankheitsstoff zu vergleichen ist, der in einem gesunden Körper sich ansetzt, und dessen Vernachlässigung früher oder später eine Festschleimung herbeiführt. So lange das Project zum ewigen Frieden Project bleiben wird — und in dieser saturnarischen Welt bleiben muß, — wird kein Staat, wie streng auch sein Haushalt geführt werden mag, die Gewißheit geben können, daß er nicht Zusallen ausgesetzt werden könnte, die, bei dem besten Willen, bei der unverbrüchlichsten Treue, und bei der strengsten Rechtlichkeit, ihn abhalten, seine Verpflichtungen gegen seine Gläubiger zu erfüllen. Die Art, den Krieg zu führen, wie ihn Europa seit dreißig Jahren kennen gelernt hat, kann in dieser Hinsicht die Staaten des festen Landes in gefährtere Gefahr bringen, als eine bloße Demonstration des Feindes gegen England, dessen insularische Lage

Ich doch unüberwindliche Hindernisse entgegen gesetzt hatte, für dasselbe herbeigeführt hat; und dennoch bedurfte es nur einer solchen, um eine Katastrophe herbeizuführen, die in ihren Folgen höchst drückend und nachtheilig geworden ist.

Doch, es ist Zeit, daß wir uns dieser nähern. Ihre Darstellung wird und oft auf diese Betrachtungen zurückführen, und so dürfte das Voraufgehen derselben hier einen schicklichen Platz gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung und die wahre Beschaffenheit der griechischen Revolution.

(Nach dem Französischen des Herrn von Pradt.)

Griechenland ist zu seiner Revolution durch Gründe gebracht worden, von welchen man sagen kann, daß sie der ganzen Welt gemein sind; zugleich aber ist es durch Umstände dazu aufgeführt worden, welche ihm ausschließend eigen waren, und welche wir hier aufzählen wollen.

Das Schicksal der Griechen war das Schicksal Völker, die keine andere gesellschaftlichen Rechte genossen, als — das Leben. Und welches Leben! Ein Leben, das erbeitelt ist, und abhängig von den Einfällen ungebügelter Menschen, denen es an Erleuchtung fehlt; ein Leben, das für geringer geachtet wird, als das Leben des Verworfenen der herrschenden Nation, und in keine Vergleichung gebracht werden kann mit dem irgend eines Gelehrten. Dann kein Recht im Staat! Ein, von den Großen schlecht gesichertes, von der Obrigkeit schlecht vertheidigtes Eigenthum, war alles, was den Griechen zu Gute kam. Wurden sie zur Theilnahme an den Geschäften berufen, so geschah es bloß, um der Trägheit oder der Unwissenheit der Türken abzuwehren; und um auf untergeordneten Posten angestellt zu werden, bedurfte es einer Erziehung, wie die Türken sie nie erhielten. Zwar wurde den Griechen der Handel überlassen, doch nur so, wie barbarische Völker,

die nur die Waffen ehren, zu versehen pflegen, d. h. als ein niedriges Gewerbe, gut genug für die Griechen, aber unwürdig des Muselmannes. Um den bürgerlichen Zustand der Griechen mit einem einzigen Worte zu malen, will ich mich auf die Frage beschränken: wenn sich Niemand von uns das türkische Joch als bloßer Unterthan gefallen lassen möchte, welchen Antheil er auch an den Vortheilen desselben hätte, — wie könnte man Elend der Türken bleiben wollen? Dies aber war der Zustand der Griechen. Sie empfanden nur das Schlimme ihrer Lage; sie hatten keinen Theil an dem wenigen Guten, das sich in einem türkischen Vereine finden kann. Und nun blage man mit irgend einem Schmeichele der Gerechtigkeit die Unglücklichen an, die sich bewaffnen, um von einem solchen Joch befreit zu werden, vorzüglich da sie es mit Schülern zu thun haben, mit welchen über Widerung und Abhülfe zu reden nicht gestattet seyn würde! Widerung und Abhülfe sind Wörter, die nur für unseren Gesellschaftszustand passen; denn dieser läßt Vorstellungen und tausend andere Mittel der Erleichterung zu. Bei uns militirt alles zum Vortheil dieses Reiches; in der Türkei hingegen bildet gerade die Gesellschaft das Hinderniß: denn um von ihr Abhülfe zu erlangen, müßte man damit anfangen, sie gänzlich umzuformen.

Die Ungleichheit der Bevölkerung und Civilisation zwischen Griechen und Türken, hat auch sehr viel zur griechischen Umwälzung beigetragen.

In der europäischen Türkei hat die griechische Bevölkerung immer den Ausschlag gegeben über die tür-

lische; und auf den Inseln des Archipelagus ist das Verhältniß zum Vortheile der Griechen noch auffallender gewesen. Wenn in einem bevölkerten Lande Eroberungen gemacht werden, dann bilden die Eroberer die Hauptbevölkerung nur unter der Bedingung, daß sie vortilgungsmäßig zu Werke gehen. In der Regel ist sie auf Seiten der Eroberten. Diese Ungleichheit zwischen zwei Bevölkerungen aber hält sich vorzüglich dadurch, daß sich das eine Volk nicht mit dem andern durch Heirathen vermischt. Dies nun thun die Türken, welche das Gesetz von jeder Vermischung mit Nicht-Mohamedanern entfernt. Die Türken lagern noch immer in Griechenland. Ihnen gehören die Anhöhen, die festen Schlösser, als Sicherheitsposten für sie, und als Mittel, das Land zu beherrschen. Die Griechen wohnen in den Ebenen und in den Städten, wo sie den Handel und die übrigen Arbeiten der Gesellschaft verrichten. Das griechische Geschlecht gedeihet und vermehrt sich; das türkische hingegen, obgleich stark, und von dem kirchlichen Gesetz begünstigt, steht in der Abnahme, und vertracket gleichsam. In Hinsicht der Civilisation ist das Verhältniß beider Nationen noch unvortheilhafter. Die der Griechen befindet sich in steigender Progression, die Türken in abnehmender; denn die Civilisation der Türken ist stätig geworden, und alles, was nicht mit der übrigen Welt fortgeht, weicht zurück. Die Türken der gegenwärtigen Zeit unterscheiden sich wenig von den Türken aus den Zeiten Bajazets und Amurat. Ihre Unveränderlichkeit kommt vom Orient, aus welchem sie herkommen, und von der Religion, welche zugleich ihr bürgerliches Gesetz ist.

Ist das bürgerliche Gesetz zugleich das religiöse, dann nimmt es die Unveränderlichkeit der Religion an. Um es zu verändern, müßte man die Religion selbst verändern; und wenn diese Veränderung gelingen sollte, so müßte man die Gesellschaft in ihrem Wesen angreifen. Die türkische Unveränderlichkeit rührt von dieser großen und mächtigen Ursache her. Die Griechen, als christliche und abendländische Völker, sind frei von diesem Hemmschuh, welcher, so zu sagen, die Schritte der Tüirken an den Ostern fesselt, wo sie stehen geblieben sind. Bei den Griechen geht alles in der bürgerlichen Ordnung vor; und da die Veränderungen außerhalb des Wirkungskreises der Religion geschehen: so gehen sie von Statten, ohne daß diese einen Widerstand leistet. Die Tüirken, wie die Orientalen, kennen nur das innere und Privat-Leben. Nur selten entschließen sie sich, ihren Geburtsort zu verlassen, und nie gehen sie aus dem Vaterlande, um Kenntnisse zu suchen, welche dieses ihnen nicht gewähren kann; abgesondert und vereingelt zu leben, ist ihr Glück und ihr gewöhnlicher Zustand. Die Griechen hingegen treten in die große Gemeinschaft der übrigen Völker, unter denen sie sich gern ausbreiten. Als Freunde der Wissenschafft, besuchen sie fremde Schulen, und errichten dergleichen in dem eigenen Vaterlande. Dem Handel ergeben, dessen Vortheile die Tüirken ihnen in ihrer Blödsinnigkeit überlassen haben, werden sie, sogar in Kraft dieses Gewerbes, zur Verbesserung hingezogen; denn wie wollten sie ihren Handel ohne Kenntnisse führen, und wie könnten sie bei dem Handel ohne Kenntnisse bleiben? Unterstügen und besessigen sich

diese beiden Dinge nicht gegensätzlich? Werden die Hauptstädte Europa's mit ihren Schulen nicht von den jungen Griechen besucht, welche Europa ungefähr eben so von Seiten seiner Aufklärung im Anspruch nehmen, wie, im Alterthum, ihre Väter in Creta und Aegypten Besuche suchten? Die Bibliotheken, die Schulen, die kostbaren Sammlungen, welche auf Selo und an vielen anderen Orten von der Hand der Türken vernichtet worden sind, geben einen angemessenen Begriff von den geistigen Reichthümern, welche die Griechen gesammelt hatten; sie übersteigen bei weitem denjenigen, den man bisher in Europa von den unter den Griechen verbreiteten Belehrungsmitteln hatten.

Die Ursachen der griechischen Revolution dürften also sehr natürliche sein, die nicht leicht mißverstanden werden können. Oben an steht die Unentraglichkeit des türkischen Joches; dann folgt die Ueberlegenheit in Bevölkerung und Civilisation. Die Griechen fühlten, daß sie stärker wären, als die, denen sie sich nur als die Schwächeren unterworfen hatten. Zwischen ihnen und den Türken gab es kein anderes Band, als das der Stärke. Sie haben es zerissen. Sobald die rechte Stunde geschlagen hatte, haben sie gethan, was ihre neue Stärke ihnen als thöulich offenbarte. Hier sehen wir den Auftrieb zwischen Amerika und Spanien nach Griechenland verlegt, nicht etwa durch Auswanderung, sondern durch die Gewalt der Dinge selbst. Die Indier übertreffen an Anzahl die bei ihnen herrschenden Engländer; denn die Gesammtheit der englischen Bevölkerung in Indien erhebt sich nicht auf 40,000 Menschen. Wer

blieben die Indier mit dieser Ueberlegenheit der Zahl die Gleichheit der Civilisation: so ist klar, daß Indien sogleich aufhören würde, den Engländern anzugehören. Die Vereinigung beider Ueberlegenheiten macht also die schließliche Ueberlegenheit des einen Volks über das andere aus. Eine einzige reicht dazu nicht hin, wie man in dem Beispiel Indiens sieht, wo einige tausend durch Civilisation überlegene Engländer achtzig Millionen Indier in Zaum zu halten vermögen. Man erhebe die letzteren zu einem Civilisations-Grade, wodurch sie den Engländern gleich kommen, und beide Triebfedern, in natürlicher Tharheit wirksam und sich gegenseitig unterstützend, werden sogleich der heimischen Herrschaft ein Ende machen. So verhält es sich mit der Theorie des Ungehorsams von Volk zu Volk.

Man hat die Griechen Rebellen genannt. Würde es nicht menschlicher gewesen seyn, wenn man sie als Muster des Muthes gepriesen hätte? Denn wenn dieser nach den Befehlen, denen er treibt, gedrückt werden muß — wo wären diese Befehle wohl größer, als im Kampf mit Feinden, da, wie die Türken, alle Befehle der Menschlichkeit und der Ehre unter die Füße treten? Welcher Behandlung haben sich die Griechen nicht freiwillig ausgesetzt, als sie den Banner gegen die Türken erhoben, und als Rebellen und Christen zugleich ihre Muth herausforderten? Und welche abscheuliche Behandlung haben diese, von einer doppelten Muth entflammten Horden den Vriegen erspart? In blutigen Jügen wird die Geschichte das Andenken daran verwirren. — Dies also sind die Opfer, welche die Griechen auf sich nah-

men, um zur Freiheit zu gelangen. — Was sind die Gefahren eines Angriffs auf die Regierungen im christlichen Europa, dessen Religion und Sitten gleich sehr zur Mäßigung einladen, verglichen mit den Gefahren eines Angriffs auf Menschen, welche die Religion verhärtet, und deren Koffheit durch nichts gemäßiget wird?

Geht man von diesen ersten Betrachtungen zu einer Untersuchung über den Ursprung der griechischen Empörung über: so wird man finden, daß sie so sichtbar in der Natur der Dinge lag, daß sie seit mehr als einem Jahrhunderte von den mächtigsten Weisern Europa's hervergerufen und angekündigt ist. Peter der Große, welcher die osmanische Größe zuerst untergrub, hatte seine Blicke auf Griechenland, als auf den innern Feind des türkischen Reichs, gerichtet, d. h. auf denjenigen, der es am allererfassensten schwächen konnte. Katharina nahm seine Entwürfe wieder auf: sie forderte die Griechen zur Empörung auf, unterstützte sie mit ihren Flotten, ihren Schätzen, ihren Heeren, und erfüllte Griechenland mit ihren Agenten. Man weiß, welche Zuschriften sie auf die Triumpfbogen setzen ließ, welche den Weg nach Constantinopel bezeichnen; man erinnert sich der prophetischen Namen, welche sie ihren Entschlüssen gab, um den Griechen die nahe Zukunft ihrer neuen Heilande ankündigen. Zu gleicher Zeit erfüllte Voltaire's harmonisierendes Sinnen Europa mit ihren lieblichen Tönen, um Griechenland zur Freiheit zu rufen und den mächtigen Arm der größten Unterdrückung des Nothleid für sie zu gewinnen. Wenn sie nicht so gleich ins Werk gerichtet wurde, so geschah es bloß, weil Griechenland's

Stunde noch nicht geschlagen hatte; die Türkei war damals noch zu stark, und Griechenland noch zu schwach. Sobald sich aber alle Verhältnisse veränderten hätten — sobald Griechenland fühlte, daß es im Besiz aller Mittel sei, die seine Befreiung erheischte, hat es dieselbe durch sich selbst bewirkt. Seine Stunde hatte geschlagen, wie die Stunde Amerika's; und so wie nichts im Stande gewesen war, sie zu beschleunigen, eben so hatte auch nichts sie zurückhalten können. Darin besteht das Vorrecht des Werks der Natur: überall bewahret sie ihre Unabhängigkeit; immer wirkt sie zur rechten Stunde, ohne sich an die Wünsche der Menschen zu kehren. Die Umwälzung Griechenlands ist ihr directes Werk; denn alle Kennzeichen desselben finden sich an jener wieder. Ist sie es denn nicht, welche gewollt hat, daß die Herrschaft der Kleinern Anzahl über die größere, des Schwachen über den Starken, des Unwissenden über den Einsichtigen von keiner Dauer sei? Ist die Umwälzung Griechenlands noch etwas anderes, als die Rückkehr der natürlichen Herrschaft, welche die Ueberlegenheiten immer über Menschen ausgeübt haben, und ausüben werden? Weiset man nicht, indem man diese Ueberlegenheiten kränzlich macht, immer auf die Schieber der Gesellschaft hin? Jede, Griechenland betreffende, Frage läßt sich hierauf zurückführen.

Der Stand der Türken gegen die Griechen war eine Art verkehrter Welt, in welcher das, was lebendig und stark ist, von dem Schwachen und Abgestorbenen beherrscht wurde. Dieser Zustand konnte nicht Heilend seyn, und indem die Umwälzung seine Endschafft ver-

kündigte, gab sie einer vorhandenen Thatsache nur das Organ, wodurch sich diese ausdrücken konnte. Nicht vermundet den Menschen dieser, nicht reißt ihn mehr, als das Gefühl der Unterdrückung, wenn sie von Demjenigen ausgeübt wird, in welchem er einen Geringeren erkennt. Eine Herrschaft dieser Art verlegt ihn in dem empfindlichsten Theil seines Wesens, in seinem Stolz, und macht, daß diese Herrschaft ihm unerträglich wird. Von dieser Seite fehlte nichts an den Qualen, welche die Herrschaft der Türken den Griechen auferlegte. Nicht durch langes Tragen waren die Fesseln der Griechen abgenutzt und erleichtert; nur die Hand der Türken war zu schwach geworden, um sie zu halten. So sind diese Fesseln abgefallen. Was hätte sie zusammenhalten können? Die Griechen rüttelten daran, und die Türken konnten sie nicht zwingen, noch länger Sklaven zu seyn.

Einige Umwälzungen haben mit Risigabeln und Knütteln begonnen und mit vergoldeten Waffen geendigt; der Sieger ist — nicht der müthmaßliche, sondern der wirkliche Erbe des Verlegten. Alexanders und Karls des Großen Soldaten gingen mit Eisen bedeckt aus Macedonien und Schwaben, und kamen mit Gold bedeckt aus Persien und Sachsen zurück. Die Griechen sind noch nicht so prächtig ausgefattet; allein dies steht mit dem Erfolge in keiner Verbindung. Es braucht nur ausgemittelt zu werden, ob sie besitzen, was ihnen fehlt, als sie sich in die neue Laufbahn werfen; ob sie

stark und muthwillig stärker sind, als die Türken. Dies ist jedoch eine Wahrheit, die in die Ordnung derer gehört, denen man Eiden; zuschreibt.

Wo hat die Ummäzung Griechenlands sich gebildet, wo ist sie ausgebrochen? Am äußersten Ende der Halbinsel, im Innern des Peloponnes. Wo befindet sie sich gegenwärtig? In Thessalien, in Epirus. Folgen wir ihrem Gange! Begonnen hat sie in dem mittäglichen Theile der Halbinsel; sie hat sich hierauf, noch und noch, gen Norden erhoben, und bestudet sich jetzt auf der Höhe der mittlernächlichen Provinzen des türkischen Reichs. Das platte Land gehört den Griechen; eben so die berühmten Engpässe, welche die beiden Theile Griechenlands verbinden und durch ihre Triumphe in der Geschichte verherrlicht sind. Die Griechen haben die besetzten Plätze der Türkei entweder genommen, oder halten sie belagert; Coron, Modon, Patras, Tropano gehören dahin, so wie auch die Enklave von Korinth. Diese ganze Ummäzung der Halbinsel wird von den Griechen blockirt. Da sie Herren zur See sind, so können die Türken diese Blockade nicht stören. Zugleich ist ihnen der Eintritt in den Peloponnes verwehrt, wie sie ihn im August des Jahres 1822 zu Stande zu bringen gedachten. Ihr Heer kam auf diesem Wege an, und was man gegenwärtig in Korinth belagert, sind die Trümmer desselben. Alle diese Plätze werden nach kurzer Zeit in den Händen der Griechen seyn. Die Einnahme von Napoli di Romania ist eine Waffenthat, der besten Zeiten des alten Griechenlands würdig. In diesem Zustande der Dinge haben die

griechischen Kräfte sich ausdehnen und mit mehr Vertrauen nach den mittlernadischen Gegenden richten können: sie umschloßren Larissa, sie besetzten Missolonghi und viele andere Punkte. Da sie in ihrem Rücken nichts zu fürchten haben, so werden sie sich nach Norden hin immer weiter ausdehnen, und die äußersten Besitzungen der Türken in Europa erreichen.

Dieses Ergebniß ist notwendig nach allem, was geschehen ist. Die Griechen, obgleich Keutlinge in der Kriegeskunst, haben die Türken bei jedem Zusammenstoß geschlagen; die Heere der letzteren sind zerstreuet und aufgerieben worden. Die Albanesen, welche ihre Hauptstärke ausmachten, haben sie allmählig verlassen, ganz nach Sitten dieser Völkerschaften, welche keine andere Bande kennen, als die des Eigennutzes, und sich daher leicht von denen lossagen, welche das Glück mißhandelt. So lange sie Herrschaft und Geldte auf Seiten der Türken wahrnahmen, blieben sie diesen zugethan; allein sie haben sie verlassen, seitdem jene ihren Gegnern zugesallen sind. Dies ist ein großer Verlust für die türkischen Heere, und ein großer Gewinn für die Griechen. Aufgerieben sind die freibaren Truppen der Türken; gefallen die am mindesten unwillkürlichen Anführer derselben, wie Eurschid Pascha und einige weniger bekannte; denn unter Weaschen dieses Schlages findet keine andere Vergleichung statt, als die, welche durch die verschiedenen Grade der Unwissenheit gebildet wird. Man bemerkt auf Seiten der Türken weder Heer, noch Anführer. Dieser Krieg ist in einen Parteykämpfer-Krieg, in einen trappen Guerrilla-Krieg ausgeartet, wo weder

Ordnung, noch Berechnung, noch Plan zu entdecken ist. Die Zahl, das Ganze, der Zweck ist auf Seiten der Griechen. Sie haben in eben dem Verhältniß gewonnen, worin ihre Feinde verloren haben. Während also die türkischen Armeen sich auflöseten und zusammenschmelzen, bildeten und errichteten und verstärkten sich die griechischen. Im ersten Anfange waren sie schwach in Zahl, Wissenschaft und Bewehrungsmitteln; sie theilten die Schwäche der Umwälzung selbst, die noch im Entstehen war. Gegenwärtig besitzen sie die ganze Stärke, welche die Umwälzung errungen hat: die Soldaten haben sich gebildet, wie sich die Obergkeiten unterrichtet haben; neben den Gesetzbüchern sind Militärschulen entstanden; und indem Verordnungen erschienen sind, haben sich zugleich die Zeughäuser gefüllt. Mit Einem Wort: die regelmäßige Organisation, welche das Princip aller dauerhaften Stärke ist, hat sich in allen Theilen Griechenkandl eingestellt, und ist für die Türken verschwunden.

Diese umgekehrte Gradation muß man wohl in's Auge fassen; denn sie ist es, die jene, welche Anfangs unten standen, empor gebracht, und die, welche Anfangs oben waren, heruntergestellt hat. Dies geschieht in allen Revolutionen, welche bestimmt sind, sich fest zu stellen und fortzudauern: gewinnen sie nicht die Oberhand über ihre Feinde, so verläummern sie. Ihre Schwäche fällt in die Zeit, wo sie anheben. Dies ist also der kritische Augenblick für sie. Einmal darüber hinaus, gewinnen sie die Oberhand, oder sie verschwinden. Es war es mit Marat, mit Robespierre, mit der

Schweiz. Alle diese Länder, wie schwach sie auch im ersten Anfange seyn mochten, haben zuletzt die Oberhand gewonnen, und dadurch die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit erzwungen. Die Griechen und die Türken befinden sich also in einer Lage, welche den Gegensatz von derjenigen bildet, worin der Kampf zuerst anhub. Zu Wasser sind die Angelegenheiten der Türken noch weit mehr zurückgegangen, als zu Lande. Kühn, gewisse Felsen, deren Namen man in Europa wenig kannte, entronnen, haben schwimmenden Festungen getroßt, welche von den Arsenalen Constantinopels ausgelaufen waren: sie haben Brand, Tod und Verwüstung in Flotten gebracht, vor welchen sie, nach der Behauptung gewisser Schriftsteller, sich zu zeigen niemals wegen würden. Zweimal ist das türkische Ufer von dem Brande türkischer Schiffe erleuchtet worden; zweimal hat es wiedergehallt von dem Knall, den die verworrenen Hände der Griechen in Explosionen herbei geführt hatten. Auf türkisches Land hat das Meer den Leichnam jenes Capudan-Pascha ausgespien, der den Halbmond schützen sollte; es wollte seinen Schoß nicht zur Grabstätte des Verwüsters von Eolo werden lassen. Gegenwärtig schaut der Archipelagus keine andere Flagge, als die des Kreuzes; die osmanische Flagge muß ein Asyl in denjenigen Vertiefen suchen, deren Zugang Natur oder Kunst vertheidigen. Die Griechen leiden, wie es unvermeidlich ist, Mangel an dem, wovon vollständige gebildete Regierungen unterläßt bleiben; allein sind die Türken in einer besseren Lage? Es handelt sich nicht um ein absolutes Wohl, sondern um einen bezüglichen Zustand; denn nur von dem letzteren

kann im Streitscheitern die Rede seyn. Den Griechen kann es an Geld fehlen, aber hat dieser Mangel sie verhindert, zu werden, was sie sind? Und befinden sich die Türken in dieser Hinsicht wohl in einer besseren Lage? Hat man nicht die Pforte in den letzten Zeiten ihrer Zuflucht zu einer Maßregel nehmen gesehen, welche nur die Unwissenheit ergreifen kann? hat sie nicht willkürlich den Werth der Münzen erhöht? Man hatte in Europa die Schätze des Sultans als unerschöpflich geschildert. Wo ist denn dieser unerschöpfliche Schatz? Ist es der, den Rand und Meer zusammengetragen haben? Tödtern, um sich die Krone anzueignen, ist ein schlechtes Bereicherungsmittel: die Stämme und die Edeln schlagen nicht lange Münzen. Es giebt nur zwei gute Schöpfen für Finanzen: die freiwillige und ansehende Arbeit der Völker, und die Regelmäßigkeit einer sparsamen Regierung. Mit beiden reicht man sehr weit, und der Schatz ist immer voll, während bei den Finanzmethoden, die in der Türkei gebräuchlich sind, ständliche Ermordungen, im Namen des Fürsten vollbracht, einen eben so vorübergehenden als verbrecherischen Reichtum gemessen. Die Türken sind vollkommen eben so arm, wie die Griechen es seyn können; in dieser Hinsicht ist alles unter ihnen gleich. Was aber nicht gleich ist, was als von großem Gewicht in den gegenseitigen Angelegenheiten betrachtet werden muß, das ist der Stand der Meinung. Diese hat eine vollkommene Versetzung erfahren. Bei der Eröffnung des Streits war sie ganz auf Seiten der Türken; sie ist zu den Griechen übergegangen. Was faßt Vertrauen von

religiöser Eifer war, ist Mißtrauen geworden, und an dieses schließt sich Furcht vor einem Gelinde, den man verachtet hatte, und Ahnung einer schlimmen Zukunft, kurz alle die Gefühle an, welche aus empfundener Schwäche entspringen. Bei den Griechen muß ein entgegenge-
setztes Gefühl das Vertrauen verstärken, die Begrüßung erhöhen. Die Erinnerung an das, was sie mit ihren ersten Mitteln bewirkt haben, muß den Glauben erzeu-
gen, daß ihnen noch weit mehr durch die Mittel gelin-
gen werde, in deren Besitze sie gegenwärtig sind. Und diese sirtliche Stimmung drückt allen den Vortheilen, welche sie über die Türken errungen haben, das Sie-
gel auf, und setzt sie in den Stand, den letzten Act ihrer Umwandlung mit Sicherheit und Schnelligkeit zu vollenden.

Mit diesem müssen wir uns noch einen Augenblick beschäftigen.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Umwandlung Griechenlands die Oberhand über den Wi-
derstand gewonnen hat, den man ihr bisher entgegen-
stellte. Die Angreifer sind die Soldaten geworden. Sie sind zugleich die Beschädigten; denn da sie zu den civilisirten Völkern gehören, so haben sie Fortschritte machen können. Ihre Gegner, den barbarischen Völkern angehörig, haben nichts benutzt, um ihren Zustand zu verbessern, und nach Sitten der Barbaren, welche alles auf die rohe Stärke beziehen, haben sie sich der Ruth-
losigkeit und dem Aberglauben hingegeben, sobald jene sich ihnen versagte. In Beginn des Kampfes waren die Türken organisiert, die Griechen aber waren es nicht;

gegenwärtig sind die Griechen organisiert, die Türken aber haben aufgehört es zu seyn. Die Heere der Griechen sind zahlreich; die der Türken haben abgenommen. Die Griechen haben sich unterrichtet; sie haben Waffen und Sicherheits-Pläne erdacht; ihre Marine hat die türkische versenkt. Diese wird nicht neue Landungen in Morea versuchen, da die vom Jahre 1822 so schlecht ausgefallen sind. Griechenland wird also die nöthige Freiheit haben, seine Waffen nach dem Norden der Halbinsel zu tragen, und seine Operationen auszu dehnen. Man begreift nicht, was die Türken den Griechen im nächsten Feldzuge entgegenstellen wollen; denn sie haben kein Heer. Die Einschließungen werden die Uebergabe der Crepläge Morea's vollenden, und dann brauchen die griechischen Heere nur den Raum, der sich bis zur Donau erstreckt, von den Türken zu säubern. Man wird sie Salonichi besetzen sehen; und welchen Widerspruch meine Vermuthung auch von Seiten der Unbedacht samen finden möge: Griechenland wird vor dem Schluß des Jahres dem erlauchten Europa wohl nicht das Schauspiel einer neuen Belagerung Constantinopels geben, und den Tod des letzten Constantins rächen. Die griechische Anwaldung ist nicht eher vollendet, als bis sie zugleich die Ufer des Bosporus und die der Donau erreicht hat. Dort ist ihre Ordnung, dort ihr Stillstand. Und was könnte sich ihr widersetzen? Bewaffneter Pöbel, Soldaten ohne Mannszucht, ohne Geschick, ohne Anführer? Dreißigtausend wahre Soldaten werden heut zu Tage, voll Vertrauens auf den Sieg, es mit hunderttausend Türken, so wie diese

gegenwärtig sind, aufzusuchen. Und wo wären wohl die hunderttausend Dürren? In diesem leichenartigen Reiche, ist nichts als Tod und Elend. Es ist ein Coloss mit Häfen von Eisen, der durch seine Höhe seine Schwäche nicht verbergen, nicht von einem Angriff abschrecken kann. Erschüttert in seiner Grundlage, wird er zusammenstürzen, zerstört von den freien Händen der Griechen, denen die Natur der Dinge die ruhmwürdige Sorge für seine Zerstörung übertragen hat. Was könnte ihn aufrecht erhalten? Der bewaffnete Pöbel sitzt im Rath des Sultans; der Abscheu hat seine Verbündeten verschreckt; die Stimme der Menschlichkeit und Europa's wird Jedem, wer es auch seyn möge, verhindern, dieses von Käuern zerstreute und in Schanden zerfallende Reich zu vertheidigen zu wollen. Dazu kommt, daß Völker, welche ihrem Ende nahe sind, vereinzelt bleiben, und eben so wenig Freunde finden, als Menschen, welche das Glück von seinem Wagen stürzt.

Die griechische Annäherung nähert sich also ihrem Ziele. Es wäre viel, wenn ihr Ende nicht im Laufe dieses Jahres erfolgte; denn sie hat keine wahren Hindernisse zu überwinden. In ihrem ersten Beginnen hat sie alle die Proben ausgehalten, welche mit einem solchen Unternehmen nothwendig verbunden sind; auf der zweiten Station hat sie triumphirt; auf der dritten wird sie ans Ziel kommen. Im Laufe von drei Jahren wird also eine Veränderung vollendet werden, welche dem geselligen Europa ein neues Mitglied, und einem unglücklichen Völke sein altes Daseyn giebt durch Wiederein-

setzung in den Besitz der Begraben und Leuten, die der Schauplatz des Ruhmes seiner Väter waren. Allerdings wird diese Umwälzung reißend seyn; doch ist nicht Amerika in einigen Jahren, und Spanien mit Portugal in einigen Tagen verändert worden?

Nachschrift des Herausgebers.

Wir haben in dem besvorstehenden Aufsatze unsere Besen nicht mehr und nicht weniger geben wollen, als — die Ansicht eines Mannes, dessen Ruf als Schriftsteller groß genug ist, um ihn zur Berücksichtigung und Würdigung einzuladen.

Ob seine Prophezeiung noch in dem laufenden Jahre werde erfüllt werden, ist eine Frage, die wir uns nicht zu beantworten getrauen. Inzwischen scheint uns, daß es eine höchst mißliche Sache um eine solche Prophezeiung ist. Begebenheiten, deren Eintritt nur im Allgemeinen wahrscheinlich ist, müssen nicht auf einen kurzen Zeitraum beschränkt werden, weil das, was sie zurückhalten und verzögern kann, keiner Veredlung unterliegt. Selbst wenn die Ueberlegenheit der Griechen über die Türken noch so entschieden ist — wie leicht kann es geschehen, daß durch den Todesfall des einen oder andern griechischen Anführers die Befreiung um mehrere Jahre verhiindert wird! Und wie weit sind die Griechen jetzt noch davon entfernt, in solcher Uebereinstimmung zu handeln, daß sie mit vollem Vertrauen an den letzten Act ihres großen Unternehmens — an die Eroberung von Constantinopel, gehen können! Das Einzige, was sich bei

der gegenwärtigen Lage der Sachen verbürgen läßt, ist, daß zwischen Griechen und Türken soetan kein Friede von einiger Dauer bestehen kann. Die Ursache liegt in den gegenseitigen Forderungen. Die Griechen, als ein christliches Volk, müssen auf Gewährung von Menschenrechten dringen, welche die türkische Regierung nicht bewilligen kann, ohne ihrem Wesen zu entsagen; die Türken, als Mohammedaner, müssen einen unbedingten Gehorsam verlangen, wie ihn die Griechen, als Unterthanen, seit der ersten Unterjochung zwar leisteten, gegenseitig aber nicht mehr leisten können, weil sie sich zum Ersitz der Menschenrechte erhoben haben. Das größte Unglück für die Türken, so wie das größte Elend für die Griechen ist, daß jene nicht nachgeben können, ohne auf Vorrechte zu verzichten, die ihnen zur Bewohnheit geworden sind. In Fällen dieser Art findet ein Kampf auf Tod und Leben Statt, in welchem die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs auf Seiten Derer ist, welche mit der meisten Entschlossenheit die meiste Umsicht verbinden, und von den großen Mitteln, welche die Civilisation darbietet, den freiesten Gebrauch zu machen, durch festen Aberglauben, keine Vorurtheile verhindert werden. Wer möchte es läugnen, daß die Griechen in dieser doppelten Hinsicht den Vorzug vor den Türken haben! Bleiben also die Kämpfenden, wie bisher, sich selbst überlassen: so spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit für den Triumph der Griechen. Bei dem Allen würde es Vermessenhaft sein, über den Zeitpunkt, in welchem dieser Triumph erfolgen wird, irgend etwas festsetzen zu wollen.

Wie lange kann es in Deutschland noch einen Büchernachdruck geben?

(An den Herrn Buchhändler Humblot in Berlin.)

Drei Jahrhunderte hindurch ist über den Büchernachdruck in Deutschland Klage geführt worden; drei Jahrhunderte hindurch hat man dies Gewerbe als ein schloßes bezeichnet, das mit dem Falschmünzen, mit dem Straßenraube, und mit allem, was man sonst noch Schandbares anführen kann, auf gleicher Linie stehe; drei Jahrhunderte hindurch ist der rechtliche Buchhändler nicht müde geworden, die allgemeine Regierung um ihren Schutz und Beistand anzusuchen; drei Jahrhunderte hindurch hat er nichts weiter erhalten können, als kaiserliche oder auch landesherrliche Privilegien, welche geschützt oder nicht geschützt wurden, je nachdem ein schwächeres oder stärkeres Interesse bei den Nachdruckern und ihren Beschützern obwaltete.

Diese Erscheinung verdient wohl, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile, um sie nach ihren Ursachen genauer kennen zu lernen.

Angenommen, Deutschland wäre eine Monarchie in eben dem Sinne gefaßt, wie Frankreich, Großbritannien und Spanien — würde alsdann die Beschätzung des literarischen Eigenthums mit wesentlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn? In den eben genannten Monarchien konnte es einen Büchernachdruck nur so lange

geben, als man über die Beschaffenheit jenes Eigenthums noch nicht im Reinen war, d. h. so lange man sich einbildete, es verhalte sich damit anders, als mit jedem andern Eigenthume; allein der Büchernachdruck mußte aufhören, sobald dieser Irrthum wegsiel, und klar geworden war, daß der Buchhandel ein eben so nützlichcs Gewerbe sei, wie jedes andere Gewerbe. Wäre denn noch Deutschland eine Monarchie gewesen, wie Frankreich, England u. s. w.: so läßt es keinen Zweifel, daß es zur Beschützung des Buchhandels und des literarischen Eigenthums dieselben (we nicht noch bessere) Gesetze aufgestellt haben würde. Also — nur weil die Autorität in diesem großen Reiche gesplittert war; nur weil sich neben der Autorität des Reichsoberhauptes sehr viele andere Autoritäten geltend machten; nur weil diese Autoritäten in ihren größeren und kleineren Wirkungskreisen dieselbe Gewalt üben wollten, welche in Monarchien geübt wird; nur weil diese Wirkungskreise zum Theil so klein waren, daß die in ihnen bestehende Autorität sich nur auf Kosten und zum Schaden des Allgemeinen zu Etwas ausbeugen konnte: — nur aus allen diesen Gründen war es drei Jahrhunderte hindurch nicht möglich, sich über ein Gesetz zum Vortheil des literarischen Eigenthums und des nützlichen Buchhandels zu vereinigen.

Selbst wenn eine solche Vereinigung auf dem ehemaligen Reichstäge zu Stande gebracht wäre, so würde die Ausübung des daraus hervorgegangenen Gesetzes noch immer mit unbefieglichen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn. Ob es denn mehr als Ein Reichs-

genügt? War dieses Allen gleich erreichbar? War es selbst vermögend genug, seinen Ansprüchen denjenigen Nachdruck zu geben, der von Verbrechen zurückschreckt? War es überhaupt leicht, in der Sache, von welcher hier die Rede ist, einen Proceß einzuleiten, der einen glücklichen Ausgang versprach? Wie zahlreich waren die kleinen Staaten in Deutschland! Wie leicht wurde der Schutz, der in dem einen versagt war, in dem andern wiedergefunden! Wie gleichgültig waren Reichsritter und kleine Fürsten gegen das, was die Idee der Gerechtigkeit für das Ganze mit sich brachte! Was versah sie ihnen, daß ein Buchhändler zu Königsberg oder Berlin durch den Schutz litt, den sie den literarischen Gläubigern, Nachdrucker genannt, angedeihen ließen? Und warum hätten sie sich die Vortheile versagen sollen, welche ihnen der Buchernachdruck gewährte? Gab es nicht Einen unter ihnen — sein Name war Johann Thomas von Tr.... — der sich ein Verdienst daraus machte, den Eigennutz der Leipziger Buchhändler dadurch zu glättigen, daß er ihnen, wie er sich ausdrückte, den Gewinn, welchen sie an den Verfassern und dem Publikum zu machen hofften, aus der Tasche nahm? Und war dieser Reichsritter nicht über alles, was das Recht forderte, so weit hinaus, daß er der Monarchin, die ihn bei seinem ersten Unternehmen mit Geld unterstützt hatte, seine Rechtfertigung des Nachdruckergewerbes zuignete, und in dieser Zuignung mit stolzem Selbstbewußtsein sagte: „er werde sich durch das Loben seiner Feinde (der Leipziger Buchhändler) in sei-

neu Gewerbe eben so wenig irre machen lassen, als der Brand in seinem Hause, wenn Hunde ihn anbellten?“ Es giebt gewiß nur wenige Jüge in der Geschichte Deutschlands, wodurch das Jammernolle in der Verfassung dieses Reichs, und die Schleichtheit in der Gesinnung, welche die Folge davon war, noch mehr erschleiert würde. War dieser Herr von Tr..... noch etwas anderes, als ein Wegelagerer, der fremdem Gute auflauerte? Der Reichstag war Zeuge des von ihm ausgeübten Hausrechtes, und dabei fehlte es nicht am eignen Eingeständniß des öffentlichen Vorgehens. Was aber that dieser Reichstag, um dem Unwesen, das der Herr von Tr..... trieb, ein Ende zu machen? Nichts!

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß, wenn es drei Jahrhunderte hindurch für das literarische Eigenthum in Deutschland keine Sicherheit gab, der Grund davon lediglich in der Verfassung des deutschen Reichs aufgesucht werden muß. Auch ist dabei nichts Auffallendes. In allen Zeiten und unter allen Formen hat die Beschaffenheit der bürgerlichen Gesetze von der Beschaffenheit der organischen abgehangen: wo diese nichts tangen, da war es unmöglich, die Herrschaft des Rechts zu verwirklichen; und wo dies unmöglich war, da war es im Grunde gleichgültig, welchen bürgerlichen Gesetzen man gehorchte, weil nun doch einmal von guten Gesetzen nicht die Rede seyn konnte. Leicht fand sich für Deutschlands Einzelstaaten alles, was die Natur der Dinge mit sich brachte; leicht fand sich in ihnen also auch, was die Beschützung des literarischen Eigenthums und des rechtlichen Buchhandels erheischte; denn in allen

wurde der Büchernachdruck, so weit er die literarischen Erzeugnisse im eigenen Reichthum betraf, verboten und unterdrückt. Allein in Beziehung auf das Ganze Deutschlands dauerte dies Verbot fort bis auf unsere Zeiten; und der Grund davon war kein anderer, als daß es, in Beziehung auf dieses Ganze, keine Autorität gab, welche die Herrschaft des Rechts in solchem Umfange hätte geltend machen können, daß auch das literarische Eigenthum beschützt werden würde. Darum betrachtete Numaquus den Büchernachdruck „als eine von den Unbilligkeiten, denen man nicht gesetzmäßig weichen konnte.“ Die Wahrheit war ganz auf seiner Seite; nur daß sein Verdienst größer gewesen seyn würde, wenn er nachgewiesen hätte, warum gerade in Deutschland diese Unbilligkeit sich selbst überlassen werden mußte, während in anderen Reichen dies keinesweges notwendig war. Allerdings wäre dadurch noch nichts geholfen worden; allein man hätte zum Wenigsten gewußt, wozu man mit der Sache selbst war, und sich folglich nicht einfallen lassen, unerfüllbare Forderungen zu machen.

Stünde es nun um Deutschland gegenwärtig noch eben so, wie am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts: so würde es keine Thorheit seyn, eine Unternehmung des literarischen Eigenthums, d. h. eine erfolgreiche Unterdrückung des Büchernachdrucks, zu erwarten; sie wäre alsdann noch eben so unmöglich, wie sie es in jenen Zeiten war, wo sie in Wahl-, Expirationen und Privat-Schreiben gefördert und erbeten wurde. Allein mit Deutschland sind in den ersten fünfzehn Jahren dieses Jahrhunderts die wesentlichsten Veränderungen vorgegan-

gen: Veränderungen, welche von seinem alten Gepräge kaum das Eine und das Andere übrig gelassen haben, und eben deswegen eine ganz neue Zukunft verheißen. Die Säkularisation der geistlichen Staaten, die Zurückführung der ehemaligen freien Reichstädte auf eine Windergahl, die Mediatisirung so vieler ehemaliger Standesherrn und der ganzen Reichsfürstenthümer, endlich das Verschwinden der Kaiserkrone: dies sind die großen Begebenheiten, welche Deutschland bis zum Jahre 1815 erfahren hat; und wer möchte leugnen, daß dadurch, sowohl für die Gesetzgebung als für die Verfassung, alles, nicht bloß verändert, sondern auch wesentlich verbessert sei! Statt der Spielraum für eine Unzahl von Subverbiale, enthält Deutschland gegenwärtig davon nur noch neun und dreißig. Gute Gesetze, die sich auf das gesammte Deutschland beziehen, finden also jetzt weniger Schwierigkeiten, als ehemals; und der Bundestag — was man auch zu seinem Nachtheil bemerkt haben mag — ist, als allgemeine Gesetzgebungsstelle für Deutschland, bei weitem besser organisiert, als es der ehemalige Reichstag sehr konnte. Durch das bloße Ausscheiden der kleinen Soveräne, vorzüglich aber durch das Ausscheiden der geistlichen Wahlstaaten, ist für die Einführung eines richtigen Gedankens in den deutschen Staatenbund, wo nicht alles, doch sehr vieles erleichtert. Es kommt noch dazu, daß die größeren Staaten — sie, die für die Aufrechterhaltung des Rechts und Willen am meisten theilhaftig sind — nothwendig die Führer und Tonangeber sind.

Aus allem diesem Gründen läßt sich der Demoskhe-

aufse Ausspruch: „was in Aufsehung der Vergangenheit das Schlimmste ist, dasselbe ist für die Zukunft das Beste,“ auf Deutschland anzuwenden; und sehr richtig war der Instinct Peter, die, als es nach dem ersten Frieden von Paris einer neuen Verfassungsurkunde für Deutschland bedurfte, sich nach Wien zuwenden, um die Anerkennung des literarischen Eigenthums im Vorschlag zu bringen: die Sache selbst war nur unter der Bedingung möglich, daß Deutschlands frühere Verfassung nicht wiederhergestellt wurde, ja, daß man den Gedanken einer solchen Wiederherstellung gänzlich aufgab.

Was wollten aber jene Männer mit ihrem Vorschlage?

Man ist gewohnt, alles den Eitern des Eigennutzes zu nehmen; und im Großen mag man daran nicht Unrecht thun. Allein hier kam es nicht so wohl auf die Unterdrückung eines verjäherten Mißbrauchs, als vielmehr auf die Feststellung eines Unrechts für ewige Zeiten an. So lange es einen Büchermarkdruck gab, so lange gab es kein literarisches Eigenthum; und wenn an die Anerkennung eines solchen nicht zu denken war, so blieb die Behauptung für Eigenthum überhaupt verdächtig, da der Mensch eigentlich nur das sein Eigenthum kennen kann, an dessen Gestaltung er seine Schöpferkraft verwendet hat. Von dieser Seite war ein Antrag, der nur auf Unterdrückung des Büchermarkdrucks lautete, von der höchsten Wichtigkeit; und die Gesetzgeber Deutschlands müssen dies tief gefühlt haben, weil sie seitdem unablässig damit beschäftigt gewesen sind, dem literarischen Eigenthume Anerkennung zu verschaffen.

Obgleich ihr Werk noch nicht vollendet; allein es nähert sich seinem Abschlusse mit jedem Tage, und wie es ausfallen werde, kann dem nicht zweifelhaft seyn, der die Betrachtungen leant, aus welchen es in seiner Vollendung hervorgehen muß.

Sehen wir etwas tiefer in diese Betrachtungen ein!

Die Schriftstellerei ist gegenwärtig ein Gewerbe von weit größerem Umfange, als sie es vor einem halben Jahrtausend war. Senft auf die gesammte Wissenschaften beschränkt und nur der Zierpflanzung derselben dienend, umfaßt sie gegenwärtig alle Zweige des menschlichen Wissens, und von ihrer Ausübung läßt Niemand sich ausschließen, der Talent und Veranlassung dazu fühlt. Die natürliche Folge davon ist doppelter Art: einmal nämlich, daß, außer den Gelehrten von Profession, auch Personen höhern Standes in die Schriftstellere Welt eingetreten sind; zweitens, daß alle diese Personen aus eigener Anschauung und Erfahrung wissen, daß es sich mit der Schriftstellerei, als gesellschaftlicher Verrichtung, durchaus nicht anders verhält, als mit jeder andern Verrichtung, sofern sie, ihrem allgemeinsten Wesen nach, Entwicklung von Kraft zum Vortheil der Gesellschaft ist. Sofern nun dies der Fall ist, liegt es sehr nahe, daß sie, gleich jeder andern Arbeit, ihren Lohn finden müsse, und daß es nicht viel weniger als Barbarei ist, wenn von ihren Ausübem verlangt wird, daß sie sich, wie Camoens, Milton und Andere, welche als Schriftsteller in Dürftigkeit verschmachteten, mit der Unverblütheit begnügen sollen, die ihnen die Nachwelt getadelt. Wenn ein Gutbesitzer, ein Grundherr,

sich entschädigen lassen für das, was sie der Gesellschaft leisten, warum soll der Schriftsteller nicht dasselbe thun? und wenn jene die Ergebnisse ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit als ihr Eigenthum betrachten und behandeln, warum soll der Schriftsteller dazu nicht auch ein Recht haben? Die Gleichheit des Anspruchs auf den öffentlichen Schutz konnte den Gesetzgebern zweifelhaft scheinen, so lange sie keine deutliche Vorstellung von der Arbeit des Schriftstellers hatten; allein jeder Zweifel mußte weichen, sobald die schriftstellerische Arbeit nicht länger ein Geheimniß für sie war. Lord Camden besand sich ganz unstreitig nicht in diesem Falle, als er im englischen Oberhause mit alt-aristokratischem Hohne sagte: „Nun ist die Belohnung der Wissenschaft, und Die, die ihr verdienen, verachten gemeinere Zwecke. Ich spreche nicht von den Stridern, welche die Presse mit ihren jämmerlichen Erzeugnissen manövrern. Vierzehn Jahre sind ein allzu langes Vorrecht für ihren vergänglichen Nachruhm. Nicht um des Genußes willen belehren und entzücken Bacon, Newton, Milton und Locke die Welt. Als der Buchhändler dem blinden Willen fünf Pfund für sein verlorenes Paradies bot, wies dieser sie nicht zurück; aber er nahm dieses kleine Nebengericht nicht als eine Belohnung für seine Arbeit; denn er wußte, daß der wahre Preis seines Werkes die Unsterblichkeit sei, und daß die Nachwelt ihn bezahlen werde.“ Auf diese Weise hat man nur allzu oft höchst fehlerhaft über die Ansprüche des Schriftstellers auf gesellschaftlichen Lohn geurtheilt. Wenn Milton, nach Cromwell's Tode, genöthigt war, sein Leben durch

Schriftstellerei zu fassen — wie gern würde er statt der fünf Pfund, welche der Buchhändler ihm bot, fünf-tausend Pfund genommen haben! und wie wohl verdient würde diese Belohnung für ein Werk gewesen seyn, welches, im achtzehnten Jahrhundert, dem Buchhandel nicht als 100,000 Pfund gebracht hat! Gerade an solchen Beispielen erkennt man, wie es sich mit den Erzeugnissen der Schriftstellerei verhält, und warum ihr alles Gute gegönnt werden muß, das ihr in der Zeit begegnen kann. Kein vernünftiger Mann wundert sich heut zu Tage darüber, daß einem Walter Scott für seine Erzeugnisse (welche alle zusammen genommen vielleicht nicht die Arbeit des verlorenen Paradieses aufwiegen) ungeheure Summen gezahlt werden. Warum denn nicht? Das Publikum wird dadurch nicht ärmer; der Schriftsteller aber macht die angenehme Entdeckung, daß die mechanischen Verrichtungen nicht allein zum Reichtum führen.

Wie diese Betrachtung schließt sich leicht eine zweite an, welche von dem Wesen der Literatur selbst hergenommen ist. Diese hat die auffallendste Aehnlichkeit mit einem Obstgarten. Wie der Zehlsäulen und der wurmstichigen Früchte, welche vor der Zeit der Reife abfallen, in dem Obstgarten nur allzu viele sind, eben so sind der Zehlsäulen und der wurmstichen Erzeugnisse in der Literatur nur allzu viele. Man kann indeß nicht behaupten, daß diese ganz unnütz sind; denn alles muß seinen Anfang haben, und mancher Schriftsteller, der bei seinem ersten Eintritt in's Publikum sehr wenig versprach, hat hinterher Uebrigliches geleistet,

so daß man (wie bei jenen Fehlbildchen und würrasthigen Grätschen) berechtigt ist, aus dem Daseyn von Fehlversuchen und mißrathenen Erzeugnissen in der Literatur auf Mißlermerke zu schließen, welche ohne jene nicht zum Vorschein gekommen seyn würden. Wie es sich aber auch damit verhalten möge: alle Fehlversuche, alle mißrathenen Erzeugnisse kommen nur dadurch in Umlauf, daß es einen Buchhandel giebt, der sich Besseres von ihnen versprochen hat. Hätte der Buchhandel es nur mit ihnen zu thun, so würde er nie ein Daseyn gewinnen können; denn das Publikum liebt sein Geld viel zu sehr, um es für schlechte Geisteserzeugnisse hin zu geben. Wenn nun der Buchhandel gleichwohl ein Daseyn hat, so kann er dieses nur den besseren Werken verdanken, die, weil sie wirklich belehren oder ergötzen, von denen gekauft werden, denen es um das Eine oder das Andere zu thun ist. Was folgt aber hieraus? Wie es scheint, nichts anderes, als daß es für den Buchhandel große Gewinne geben muß, die ihn in den Stand setzen, die unvermeidlichen Verluste zu ertragen, welche sich an mißlungene Speculationen knüpfen. Er gleicht in dieser Hinsicht auf das Vollkommenste dem Seehandel, dem man zu allen Zeiten große Gewinne zugesprochen hat, wegen des Elements, auf welchem er seine Zwecke erreichen mußte. Wie aber ist es unter diesen Umständen zu rechtfertigen, wenn man gegen jenen, durch den Buchnachdruck, eine Kapitel in Gang bringt? Die, welche dies thun, müssen, wenn sie folgerichtig bleiben wollen, von dem Gedanken ausgehen, es sei besser, daß gar kein Buchhandel existire,

wodurch sie denn zugleich erklärt würden, daß alle Ver-
feinerungswürthe nichts mehr und nichts weniger seien, als
ein leeres Land, den man sogleich entbehren könne:
eine Entscheidung, die einem Dichter verglichen werden
kann, die aber jedem Gesetzgeber neuerer Zeit die größte
Schande machen würde. Der Cultur und Civilisation
ehrt, muß alles, was dem rechtlichen Buchhandel Ab-
bruch thut, in dem Sinne einer Verleumdung an der
Gesellschaft betrachten.

In den Erscheinungen der sittlichen Welt aber
hängt alles aufs Innigste zusammen. So lange es ei-
nen Bucherwerbdruck giebt, so lange wird sich der recht-
liche Buchhandel in seinem Daseyn geßet, in seinen An-
sehnungen gelohnt fühlen; und so lange dieß der
Fall ist, wird die Gesetzgebung für das Eigenthums-
recht der Schriftsteller nicht die Achtung haben, welche
denselben gebührt. So sehr entscheiden Realitäten im
Leben, daß, wenn es in Deutschland nur zwei Duzend
Individuen gäbe, welche von ihrem literarischen Ei-
genthum, dieses möchte selbst erwerben oder auch ererbt
seyn, ein jährliches Einkommen von zwei- bis dreitau-
send Thalern bezögen, man jenes Eigenthum in seinem
andern Sinne betrachten würde, als in dem eines Pacht-
guts, das gegen eine bestimmte Rente an einen Andern
zur Bewirthschaftung überlassen ist. Nur weil bis jetzt
der Buchhandel nie die Sicherheit genossen hat, welche
den Pächtern von Grund und Boden zu Theil gewor-
den ist, hat man auf den trostlosen Gedanken gestanden
können, das Eigenthumsrecht des Schriftstellers an ge-
wisse Zeiten binden und den Genuß desselben beschrän-

ten zu wollen. In der Natur der Sache aber lag dazu nicht die mindeste Aufforderung; denn noch ihr war das Eigenthumsrecht des Schriftstellers jedem andern Eigenthumsrechte gleich, und mußte daher auch dieselben Wirkungen haben. Was heißt es denn zuletzt, das Eigenthumsrecht des Schriftstellers auf sechs, oder vierzehn, oder dreißig, oder vierzig Jahre beschränken? Heißt es noch etwas anderes, als zum Vortheil des Nachdruckes stützen? Sieht man dies nicht gut so ist kein Grund vorhanden, für das literarische Eigenthum Gesetze aufzustellen, die von den Gesetzen für jede andere Art des Eigenthums abweichen, das vererbt, verschenkt, verkauft werden kann, je nachdem der Besitzer es für gut befindet. Ganz unkränktig wird sich auf literarisches Eigenthum wie ein Majorat gründen lassen; eine solche Stiftung ist nur dempflügen Eigenthume vorbehalten, dessen Benutzung sich durch alle Zeiten gleich bleibt, weil sie auf die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse abzielt. Allein weshalb soll das literarische Eigenthum sich, zum Unterschiede von allen übrigen Arten des Eigenthums, gefallen lassen, weniger lange zu dauern, als es seiner inneren Beschaffenheit nach dauern kann? Was würde die Gesellschaft dabei verlieren, wenn die Nachkommen eines Cervantes, eines Shakespears, eines Milton u. s. w., noch immer in dem ungekränkten Besitz des Rechts wären, neue Ausgaben von den Werken dieser großen Geister zu veranstalten, so oft das Publikum dergleichen verlangt? Thut denn Voltaire etwas Ungehörliches, als er für eine Enfelme Corneille's eine neue Ausgabe dieses stanz-

jüdischen Tragikern veranfaßte? In der That, es läßt sich nicht begreifen, warum das literarische Eigenthum andern Gesetzen unterworfen werden soll, wie jedes andere Eigenthum, das vom Vater auf Sohn, Ehel und Erbschaft fortgerbt, und welcher jeder Uebertragung und Veräußerung fähig ist; ja, es wird erst dadurch zu Eigenthum, daß es sich jedem andern Eigenthume gleich stellt. Wozu Rücksicht mit dem Buchernachdruck? Als zuerst von der Abschaffung des Sklavenhandels in England die Rede war, trug das Parlament Bedenken, auf diese Maßregel der Menschlichkeit und Gerechtigkeit einzugehen, weil es befürchtete, daß Privatwohl der in diesen abscheulichen Handel verflochtenen Personen möchte darunter leiden; und als mehrere Jahre darauf die Abschaffung desselben erfolgte, bemerkte Wilberforce nicht mit Unrecht, daß, wenn sie früher und gleich auf den ersten Vorschlag erfolgt wäre, die Wirkung dieselbe gewesen seyn würde. Die Gesellschaft gewinnt immer, wenn das Ungerechte und Schlechte beseitigt wird. Mit einer Diebstahlsbande jährliche Rücksicht zu haben, fällt keinem Vernünftigen ein; die allgemeine Sicherheit verlangt, daß ihren verderblichen Unternehmungen schnell ein Ende gemacht werde. Eben so in Beziehung auf jeden Verein von Nachdruckern. Ihr Verschwinden ist durchaus notwendig, wenn das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Buchhändler das werden soll, was es werden kann, und wenn die gesamte Literatur einen achtungswürdigen Charakter annehmen, und sich in demselben behaupten soll.

Dies, wie es uns scheint, sind die Betrachtungen, aus welchen die Anerkennung des literarischen Eigenthums, die Sicherstellung des rechtlichen Buchhandels und die Abstellung des Büchernachdrucks gleichzeitig hervorgehen müssen. Alles dies zusammen genommen bildet zuletzt nur Einen Act, in welchem die Abstellung des Büchernachdrucks die Hauptsache ist; denn der gesunde Zustand tritt ganz von selbst ein, wenn das Recht geschaffen ist, was ihn verhinderte. Jene politischen Gründe, wodurch man den Büchernachdruck bis auf diese letzten Zeiten hat vertheidigen wollen, sind sämmtlich von einer solchen Beschaffenheit, daß sie keine ernstliche Widerlegung verdienen. Wenn man z. B. gesagt hat, daß er die Cultur befördere; so hat man dabei auf der Acht gelassen: erstlich, daß dies nie durch Mittel geschehen kann, welche den gemeinsten Begriffen von Gerechtigkeit und Billigkeit Hohn sprechen; zweitens, daß gerade diejenigen Staaten in der Cultur am sichersten vorge schritten sind, die sich des Büchernachdrucks am strengsten enthalten haben. Wenn man ferner gesagt hat, daß der Büchernachdruck das Geld im Lande erhalte, so mag dies zwar zum Theil wahr seyn; allein wie elend muß es da aussehen, wo man durch Büchernachdruck Geld erhalten will, und nicht auf den einfachen Gedanken geräth, durch Anerkennung eines literarischen Eigenthums und Sicherstellung des rechtlichen Buchhandels die Geister in solchen Schwung zu setzen, daß sie an dem literarischen Verkehr festen Antheil nehmen und durch eigene Erzeugnisse das Land bereichern können!

Was nun Deutschland als Staatenbund betrifft: so beruht die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Abstellung des Buchernachdrucks und einer daraus folgenden Anerkennung des literarischen Eigenthumsrechtes, sowohl in Beziehung auf die Schriftsteller als auf die Buchhändler, auf folgenden unabweislichen Gründen:

1) daß unter den neun und dreißig Suberänen, welche sich über diesen Gegenstand vereinigen sollen, kein einziger ist, der für die Aufrechthaltung des Buchernachdrucks, als für eine ihm vortheilhafte Sache, interessiert wäre;

2) daß die Erklärungen der einzelnen Suberäne, so weit sie bis jetzt auf dem Bundestage über diesen Gegenstand abgegeben sind, sämmtlich auf Anerkennung des literarischen Eigenthumsrechtes, und auf Sicherstellung des rechtlichen Buchhandels lauten, wenn jene auch mehr oder weniger beschränkend ausgefallen ist.

Hieraus läßt sich mit großer Sicherheit schließen, daß dem alten Unwesen, welches der Nachdruck in der Literatur und deren natürlichen Rechten hervorbrachte, nach kurzer Frist werde ein Ende gemacht werden. Sollte man das Gegentheil hielten annehmen: so würde daraus folgen, daß ein Staatenbund unfähig sei, sich selbst in Hinsicht des Gerechten und Billigen eine Sicherheit zu geben. Es ist aber unnöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Unfähigkeit, so wie sie überhaupt nie vorhanden ist, so auch der föderativen Verfassung keinesweges eigen sei.

Ueber
Auswanderungen und Handels-
sperrern; ein Gespräch, wie es, dem
Wesentlichen nach, wirklich gehalten
worden.

Wagsthr zehn Jahre nach dem Tode Friedrichs des
Zweiten, traf ein preussischer Staatsbeamter mit einem
sächsischen Staatsminister zufällig auf einer Poststation
zwischen Dresden und Leipzig zusammen. Die nord-
deutschen Posten pflegten damals mit den Abfertigungen
der Reisenden eben nicht sehr zu eilen. Bei solchen
Gelegenheiten werden dann leicht Bekanntschaften ge-
macht. Nach den gewöhnlichen allgemeinen Fragen,
womit der Minister das Gespräch einleitete, sagte er
mit Wärme:

„Sie gehören einem glücklichen Staate an; denn
wo ist ein Staat, der sich rühmen darf, einen Geist,
wie Ihren Friedrich, eine solche Kraft des Verstandes
und Willens, 46 Jahre an seiner Spitze gehabt zu ha-
ben?“ Und man berührte er einige Hauptzüge aus dem
Charakter und dem Leben dieses Königs, und fuhr fort:
„oder so klar er überall zu sehen suchte, und in den
meisten Dingen wirklich sah, in Einem Blick es ihm doch
dunkel: vom Commercio hat er wenig verstanden.“

Der Preusse. Ich möchte Eu. Excellenz ant-
worten, wie Lessfeld seinem Bruder Joseph. Sie sind

ten einß, wird erzählt, über die Maximen, wonach dieser seinen großen, jener seinen kleinen Staat regierte. Da forderte Leopold den Bruder auf, ihm die Tessaner zu nennen, die nach Oesterreich gezogen wären; er wolle ihm dagegen viele Oesterreicher angeden, die sich in Tessana niedergelassen.

Der Sachse. Ich verstehe. Sie meinen die Leinen-, Baumwoll-, mitunter auch Woll-Weber, die von uns zu Ihnen ausgewandert sind, und womit Sie zum Theil Ihre Hauptstadt bevölkert haben. Nun, nun, was Sie bekommen haben, wollen wir Ihnen schon gönnen. Wir haben Ihrer noch genug behalten, wohl auch die besten, und unsere Fabriken sind nichts desto weniger immer größer geworden.

Der Preusse. Ueber dieses beharren Sie mich freilich auch noch auf andere Beispiele verweisen, und zwei der ältesten liegen und eben ganz nahe: in den vielen sächsischen Städten und Dörfern, die vor 6 bis 700 Jahren unter unserm Markgrafen Albrecht von Meissen durch Niederländer erbaut sind; oder in den Colonien Ihres hochverdienten Kurfürsten August, meistens auch von Niederländern, besonders Wollarbeitern, gegründet, die dem Schwerte Albi's entsprossen. Noch viel stärker waren um dieselbe Zeit die Auswanderungen der Niederländer nach England. Von den Folgen derselben ist in den niederländischen Provinzen schon lange keine Spur mehr zu finden. Man möchte glauben, sie hätten in Cultur, Wohlstand, Bevölkerung, nur um desto stärkere Fortschritte gemacht. In vielen Zweigen des Ackerbaues und der Fabriken sind sie noch

jezt unser Rußer. Schlefien verlor im dreißigjährigen Kriege durch den Religionsdruck viele Tausend Einwohner; manche Stadt mehr, als noch jetzt ihre ganze Bevölkerung beträgt, besonders viele Tuchmacher. Es waren die katholischen Magnaten in Polen, welche diesen Unglücklichen wohlthätig Freistätten auf ihrem Eldern offneten. Die Pforte ist im Ganzen längst bei weitem mehr als ergänzt, und die schlesische Tuchfabrikation mag sich seitdem wenigstens verdreifacht haben, während doch auch die polnische bestand und wuchs. Selbst dem Wohlstande Frankreichs hat die Auswanderung von mehreren hunderttausend Köpfen, die Ludwig XIV. Bigotterie vertrieb, so tiefe Wunden, wenigstens so dauerhafte, nicht geschlagen, als die Zeitgenossen fürchten mußten. Könnte man in dieser Beziehung, besonders in Hinsicht auf das Fabrikgewerbe, auf den Umfang, die Mannigfaltigkeit, die innere Tüchtigkeit desselben, den Zustand Frankreichs genauer vergleichen, wie er war um die Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), und wieder kürzlich, etwa um 1785: man würde erlaunen, welche Wirkungen die Thätigkeit der Menschen im Laufe der Zeit, auch unter den ständestm Verhältnissen, hervorzubringen vermag.

Der Sachse. Sie haben drei der größten Exempel angeführt, und so belehrt uns die Geschichte auch hier am Besten.

Aber das ist eine vielseitige Materie, die von den Auswanderungen. Was fordert das Recht, und was rath die Klugheit? Darf der Staat das Auswandern an sich hindern? und wenn nicht, welche Pflichten hat

er gegen die Einzelnen zu übernehmen? Diese Untersuchung möchte uns hier wohl zu weit führen.

Wir sprachen von Ihrem großen Könige, und daß er, meinte ich, vom Commerce keine klaren Begriffe gehabt habe.

Sehen Sie unser kleines eingeschlossenes Land. Es hat durch den siebenjährigen Krieg wohl eben so hart gelitten, als das Ihrige. Dann haben Sie, dann Oesterreich, der entfernten Staaten nicht einmal zu gedenken, unsern Handel, je länger je mehr, beeengt. Wir haben das auch wohl empfunden; aber außer einigen Vergeltungsmaßregeln, die wir in älterer Zeit, eigentlich bloß der Ehre wegen, ergriffen, sind wir unserm alten Grundsatz des freien Handels handfest treu geblieben; und ich denke doch, daß unser Land und Volk in jeder Art von Cultur die Vergleichung mit Ihrem besten Provinzen nicht zu scheuen hat. Wie sich das gemacht hat? Es hat sich doch gemacht; ich verweise auf den Erfolg. Ihr König Friedrich selbst hatte eine gute Meinung von uns und Sachsen und unserer Regsamkeit.

Sehen Sie dagegen Ihren Staat: Ihre Seelüste; Ihre großen Ströme von der Memel bis zum Rhein; Ihre übrigen Wasserverbindungen; Ihre ganze geographische Lage: — welchen Vortheil für Cultur und Wohlstand hätten Sie aus dem Commerce ziehen können, die Sie aufzusperrt haben für die Idee, alle und jede Forderungen zu besitzen — durch Zwang! Wie viel mögen Sie in den langen Jahren allein bei der Schwachheit eingeblüßt haben, und noch jährlich einblühen, durch Ihr Verbot der Wollausfuhr? Dafür haben sich Ihre Woll-

arbeiter freilich der Zahl nach vermehrt; ob aber auch in Geschicklichkeit, Fleiß, Umsicht verbessert — was doch die Hauptsache ist? Oder wie viele Millionen Thaler mögen Sie (Ihre ganze Nation) in derselben langen Zeit mehr aufgegeben haben für theurere oder schlechtere Waaren eigener Fabrication? Denn, wenn sie dies nicht waren, oder dafür gehalten wurden, so hätten Sie ja wohl nicht an Verkote gedacht.

Der Preusse. Man sagt, dafür haben wir unser Geld im Lande behalten, eine gute Ueber-Bilanz gehabt.

Der Sachse. Das sagt man freilich. Aber wer sagt es? Wenn ich mir meine Stiefeln selbst mache, so behalte ich freilich den Arbeitslohn im Hause. Dennoch gönne ich ihn lieber dem Schuhmacher, weil ich gute Waare haben will, und meine Zeit besser zu gebrauchen weiß. Bei solchen Argumenten wollen doch wir uns nicht aufhalten. Wir Sachsen haben unser Geld ohne dergleichen Bedenlichkeiten, wenn es nöthig war, fortgeschickt. Um die sogenannte Staatshandelsbilanz und ihre vielen Zahlen haben wir uns wenig bekümmert. Am Ende ist sie jedoch nicht anders, als das Resultat der Wirtschaftsbilanzen aller Einzelnen. Wir halten uns an andre sichere Zeichen, und da Sie eben bei uns reisen, so sehen Sie sich um, ob wir ärmer zu werden scheinen, oder reicher.

Von jenen Vorstellungen wird man überall zurückkommen; früher oder später auch bei Ihnen. Denn es liegt ja so sehr nahe, in der Sache und in aller Erfahrung, daß ein groß und wahrhaft-fruchtbares Gewerwesen — und dies ist nur das selbstständige —

auf ganz andern und auf solchen Bedingungen beruht, die eben der Zwang unmittelbar schreidet, wenn nicht sogar gänzlich zerstört: ich meine, auf der ganzen allgemeinen Bildung der Nation.

Wirklich schienen Sie auch schon vor einigen Jahren auf diesem Wege zu seyn. Aber die alte Täuschung hat sich zu tief eingewurzelt; es will bei Ihnen mit den Handelsvereinfachungen immer noch nicht recht fort, und es werden wohl noch Jahre vergehen, ehe Sie sich zu einer heßern Ansicht und zu einem freiem Handels-System erheben.

Der Preuss. Em. Excellenz haben viel Schönes und Wahres ausgesprochen. Lassen Sie mich darauf mit Wenigem antworten, was wieder am liebsten aus der Geschichte.

Schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, da das Haus Brandenburg, weit von seinen Wurzeln, auf der einen Seite die Länder der flenschen Erbschaft, auf der andern Preußen, und seit dem westphälischen Frieden, da es abermals neue Besitzungen erworben hatte, mußte dieser auf diese Weise gebildete Staat eine große Kraft auf die ausserordentlichen Verhältnisse wenden. In derselben langen Zeit konnte Sachsen still an seiner innern Entwickelung arbeiten. Sachsen war die Wiege der Reformation, die darum auch früher und stärker, als in andern deutschen Staaten, auf sein geistiges Leben gewirkt hat. Schon diese beide Momente erklären viel, wenn wir Sachsen im Ganzen, und Preußen im Ganzen zusammenstellen.

Friedrichs II. Leben und Regierung berührten sich

nahe mit der Zeit Ludwigs XIV. und der Colbert'schen Verwaltung. Der Glanz dieser Zeit, wie leicht konnte er täuschen über Wirkung und Ursache! Mehrere Anordnungen im Handelsfachen, z. B. das Verbot der Wollausfuhr, fand er vor, und er hielt an dem Spruche: daß das Bessere nur zu oft der Feind des Guten ist.

Betrachten wir endlich sein vielbewegtes Leben! Woher sollte ihm die Lust oder auch nur die Zeit kommen, Materien von dieser Vielseitigkeit zu untersuchen; Materien, worüber so viele Staatsmänner seiner Zeit, die doch dem Erfolge näher standen, nicht einig waren, und über die man es auch jetzt nicht ist.

Und wie es das Schicksal menschlicher Einrichtungen ist: hat man einmal den ersten Schritt gethan, so folgen die andern von selbst, und so sind wir denn freilich nach und nach immer tiefer in den Zwang, die bogenreichen Tarife, die Declarationen derselben, und in die Controllen hingerathen, die uns selbst nur durch die Gewohnheit erträglich werden. In Friedrichs ursprünglicher Absicht lag es nicht, daß es dahin kommen sollte. In früherer Zeit wenigstens hat er seinen Behörden mehr als einmal eingeschärft: sie sollten nur sorgen, daß so gut und wohlfeil fabricirt würde, als im Auslande; dann bliebe das Fremde von selbst weg. Das war sein Ziel.

Der Sachsse. Sie sagen mir da etwas Neues, daß ich aber mit Vergnügen höre, wie alles Gatte, was von diesem Könige kommt.

Aber Sie sehen nach Herrn Possilien, der auch schon das Zeichen gegeben hat. Vielleicht besuchen Sie

Dresden einmal wieder. Es würde mich freuen, unser Gespräch länger fortzusetzen.

Dieser Einladung nachzukommen, hat unter Anderem der Tod des ausgezeichneten Staatsmanns gehindert. Bei seiner regen Theilnahme an den besprochenen Gegenständen, mit welcher Befriedigung würde er in den Fortschritten der preussischen Handelsgesetzgebung seit den Jahren 1807 und 1809, insbesondere seit dem Zoll- und Steuergerichte vom Jahre 1818, seine Hoffnungen und Vertheidigungen erfüllt gesehen haben!

. . . ch.

Berichtigungen für das nächste Heft dieses Jahrgangs.

- Seite 358 Zeile 9 v. oben l.: statt jedes einzeln, jeder einzeln.
 — 369 — 13 von oben l.: statt Eigenschaften, Staats-
 wissenschaften.
 — 372 — 2 von oben l.: statt nur, nur.
 — 376 — 6 von unten l.: statt die Welt, die Welt.









